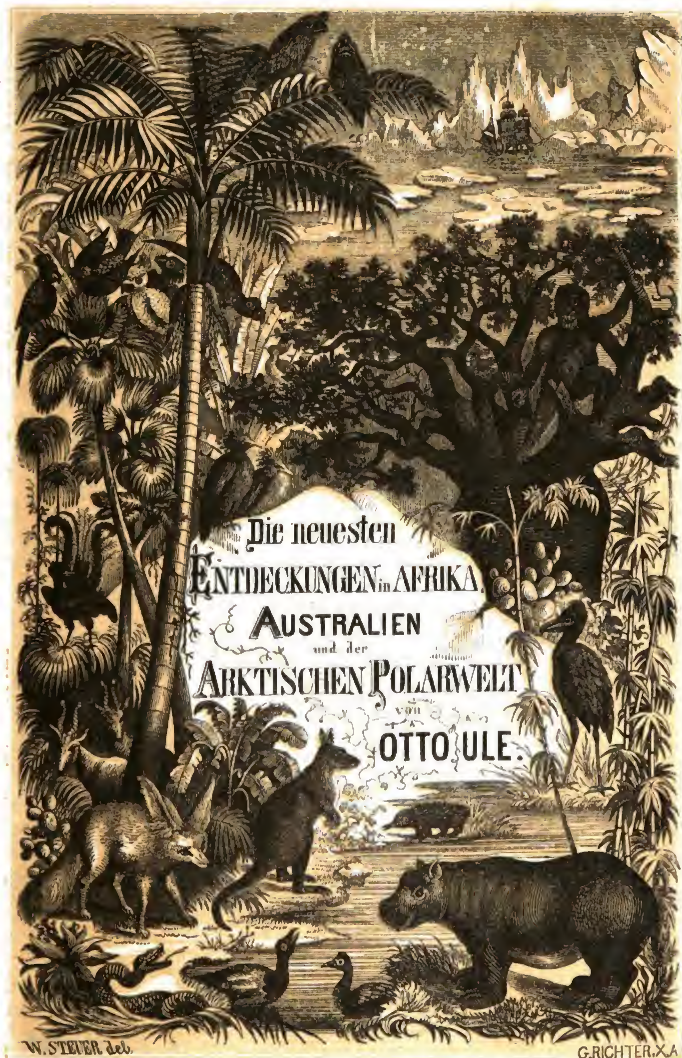




Ein Marghi und ein Haussa-Knabe,

die Begleiter Dr. Barth's bei seiner Rückkehr nach Europa.


Die neuesten
Entdeckungen in Afrika
Australien
und der
Arktischen Polarwelt
von
Otto Ule.
W. Steuer del.
G. Richter X.A

Die neuesten Entdeckungen

in

Afrika, Australien

und der

arktischen Polarwelt

mit

besonderer Rücksicht auf die Natur- und Kulturverhältnisse
der entdeckten Länder

von

Dr. Otto Ule,

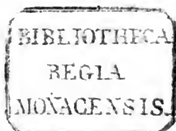
Mitherausgeber der „Natur", Mitglied der Kaiserl. Leopoldino-Carolinischen deutschen
Akademie der Naturforscher und anderer gelehrter Gesellschaften.

Mit Titelvignette und 39 Holzschnitten und Karten.

Halle,

G. Schwetschke'scher Verlag.

1861.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Nicht eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen, sondern lediglich in weite Kreise das Interesse an der geographischen Forschung zu verbreiten und durch eine Uebersicht der neuesten Unternehmungen auf drei der hervorragendsten geographischen Gebiete und eine Schilderung der erforschten Länder und Meere das Verständniß für manche große Frage der Gegenwart und Zukunft zu vermitteln, ist der Zweck dieses Werkes. Manche der neueren Reisen hat eine umfassende Darstellung zum Theil durch die Reisenden selbst gefunden; mir galt es für wichtiger, den Zusammenhang und Plan der einzelnen Unternehmungen, die leitenden Gedanken und die erzielten Erfolge in ihrer wissenschaftlichen wie praktischen Bedeutung hervorzuheben. Damit wenigstens glaube ich einem Bedürfniß entgegengekommen zu sein. Den Stoff zu meiner Arbeit habe ich im Wesentlichen aus den größeren Reisewerken geschöpft, aus denen Barth's und Livingstone's, Leichhardt's und Stuart's, Kane's und M'Clintock's, so wie aus den Berichten in Petermann's „geographischen Mittheilungen" und Neumann's „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde." Ein Theil der Darstellungen aus der arktischen Polarwelt ward bereits früher, wenn auch in etwas andrer Gestalt, in der Zeitschrift „die Natur" veröffentlicht; während die Reisen in Afrika und Australien

den Gegenstand von Vorlesungen bildeten, die ich im vergangenen Winter hielt. Die Karten sind in möglichst einfacher Weise im Holzschnitt ausgeführt, um die Uebersicht zu erleichtern. Die größte Sorgfalt habe ich auf die Sichtung und Prüfung des vorhandenen reichen Materials verwandt, da ich nicht bloß ein klares und anziehendes, sondern auch ein treues Bild dieser Forschungen geben wollte. Eine erschöpfende Darstellung aller neueren Forschungsreisen auf diesen weiten Gebieten lag weder in meiner Absicht noch selbst im Bereiche der Möglichkeit. Sie würde einerseits die Uebersichtlichkeit gestört und durch ermüdende Wiederholungen das Interesse geschwächt haben. Andrerseits sind manche Reiseberichte erst während des Drucks zugänglich geworden, wie die in jüngster Zeit viel besprochenen, aber auch in Betreff ihrer Glaubwürdigkeit mit Recht viel bezweifelten des abenteuerlichen Du Chaillu.

Möchte es mir gelungen sein, tief und innig die Theilnahme für dieses wissenschaftliche Gebiet zu erregen, auf welchem dem Deutschen eine der hervorragendsten Rollen zugewiesen scheint, auf welchem sein Gemüth und seine Ehre bereits in Anspruch genommen ist!

Giebichenstein bei Halle,
den 12. Sept. 1861.

Otto Ule.



Inhalt.



Verzeichniß der Abbildungen.

Anhang.

Einleitung.

Die Zeiten sind vorüber, wo ganze unbekannte Stücke Natur von Ungefähr dem Seefahrer in die Hände fielen, und wo der Reisende nur zu erzählen brauchte, was er gesehen, um die Wißbegierde zu vergnügen und die Einbildungskraft zu entzünden. Der Geist hat sich auch in der Länderforschung von der Breite der Tiefe zugewendet, und die unwissenschaftliche Neugier vermag der immer mehr in's Detail dringenden Forschung nicht zu folgen. So begreift es sich, daß heutige Reisebeschreibungen nicht mehr den Reiz haben und den Einfluß üben wie früher, daß sie nicht mehr eine Lectüre bilden, die von der leicht erregten Jugend verschlungen, von dem ernsteren Alter noch mit jenem spannenden Interesse, wie es sonst nur die Entwicklung eines Romans gewährt, verfolgt wird. Selbst wer wirklich nach Bildung strebt, wer wirklich den ernsten Genuß, der aus dem Gefühl innerer Veredlung entspringt, als den ersten gelten läßt, sieht sich oft schon durch den bedeutenden Umfang eines solchen neueren Reisewerks an der Schwelle abgewiesen, und wagt er sich dennoch hinein, so thürmen sich ihm Bollwerke strenger Wissenschaft entgegen, über welche es ihm schwer wird, den Schritten des Reisenden zu folgen. Wer es gleichwohl unternehmen will, durch die Darstellung von Forscherreisen und ihren Ergebnissen, durch die Schilderung ferner Länder und ihrer Naturverhältnisse, fremder Völker und ihrer Sitten und Kultur den Sinn des Lesers zu fesseln, der muß es auch wagen, sich auf eine Zinne zu stellen, auf der man den Forscher selten sieht, der muß es auch wagen, sich einmal die Flügel des Poeten zu leihen, damit er leichten Schrittes über die Rauhheiten des Bodens hingleite, damit vor seinem Blicke aus der Höhe die störenden Einzelnheiten verschwimmen zu einem harmonischen Gemälde. Wo die Abenteuer fehlen, da wird er dann Bilder gestalten, und wo dem Geschauten der Reiz der Neuheit und der Ueberraschung mangelt, da wird er ihn ersetzen durch den in die Fernen

der Vergangenheit und Zukunft tauchenden Gedanken. Denn seit die Naturwunder im alten Sinne aus der Welt geschwunden sind, sind es die Gedanken der Natur in ihren Bildungen, die den Forscher wie den Laien gleich mächtig ergreifen.

In diesem Sinne will ich es versuchen, drei große Reisegebiete und ihre jüngste Geschichte vorzuführen, die grade jetzt in mehr als einer Hinsicht Interesse verdienen. Noch fehlt es dem Entdeckungseifer auf der Erde nicht an Raum; noch gibt es ganze weite Landstriche, die nie der Fuß eines Europäers betrat, noch birgt sich manche fremdartige Lebenswelt, manches Naturwunder im Sinne der heutigen Wissenschaft in den Wald-, Sumpf- oder Felsenwüsten unerschlossener Continente. In den letzten Jahrzehnten erst ward der Schleier gelüftet, der jene eisumgürtete Inselwelt im arktischen Polarmeer verhüllte; vor wenigen Jahren erst ward die mächtige Gebirgswelt des Himalajah mit seinen stolzen Bergriesen und seiner gletscherumschlungenen Lebenswelt dem wissenschaftlichen Auge erschlossen. Das Innere Asiens bietet noch manche von keinem Europäer betretene Stätte, und China und Japan versprechen jetzt erst der Forschung die Thore zu öffnen. In Amerika mußte das goldreiche Californien erst in unsern Tagen gewissermaßen auf's Neue entdeckt werden. Südamerika mit seiner Andenmauer und seinen Riesenströmen ist trotz der Forschungen eines Humboldt und neuerdings eines Burmeister noch lange nicht für die Wissenschaft ergründet. Und doch ist es grade Amerika, dem sich fast 3 Jahrhunderte lang vorzugsweise der Entdeckungs- und Forschungseifer Europa's zugewandt hat, Amerika, das am vollkommensten von allen Welttheilen für die europäische Civilisation erobert ward. Erst seit der Kampf der Engländer und Franzosen um den Besitz Indiens entschieden ist, hat der Welthandel aufgehört, ein vorzugsweise atlantischer zu sein, hat der Orient wieder eine Bedeutung gewonnen. Jetzt ist kein Land mehr an dem ungeheuren Ocean zwischen Asien und Amerika dem Verkehr verschlossen; ein neues Leben hat für die Länder des Osten begonnen, und neue Triebe setzt ihre geschichtliche Entwicklung an. Seitdem ist auch Australien ein lebendiger Factor in dem großen Weltgetriebe geworden, seitdem hat auch Afrika aufgehört, blos ein lästiges Hinderniß für die Wege der Schifffahrt zu sein.

Afrika und Australien — diese beiden Continente habe ich zunächst zum Gegenstande meiner Darstellung gewählt, weil sie bis vor Kurzem selbst für die gebildete Welt noch kaum entdeckt waren, und die Vorstellungen, die über ihre Natur und ihre Lebenswelt herrschten, kaum

minder mährchenhaft und phantastisch waren, als die des Alterthums über die Länder der Aethiopen, Garamanten und Pygmäen; weil ferner grade diese beiden Continente das Schicksal theilten, in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung am längsten und am tiefsten verkannt zu werden, so tief, daß man den einen kaum zu etwas anderm berufen hielt, als Sklaven für die Zucker- und Baumwollplantagen Amerika's zu liefern, und von dem andern keinen besseren Gebrauch zu machen wußte, als zum Gefängniß für gemeine Verbrecher zu dienen. Daß man heute diese Länder mit andern Augen anschaut, daß Handel und Industrie bereits verlangend ihre Arme danach ausstrecken, daran hat die deutsche Nation — und sie kann stolz darauf sein — einen wesentlichen Antheil. Sie, die sich nie geschickt, aber auch nie berufen gezeigt hat zu Eroberungen durch das Schwerdt, hier hat sie ihren Beruf erkannt und bewährt, Eroberungen für und durch die Wissenschaft zu machen; sie, die keine Seemacht besitzt, um ihre Handelsinteressen zu wahren, die niemals Kolonien gegründet hat, um sie auszubeuten zur Vermehrung ihres Reichthums und ihrer Macht, hier hat sie uneigennützig in dem einen dieser Continente dem Handel unerschöpfliche Quellen eröffnet, und in dem andern wüste Stätten bevölkert und der Kultur in die Arme geführt. Die aber Deutschlands Ruhm begründeten in diesen fernen Welttheilen, die heldenmüthigen Männer, die einzeln, arm, ohne einen andern Schutz als den ihres Muthes und ohne einen andern Beweggrund als den Trieb der Forschung, hinauszogen zum Kampf mit fanatischen Völkern, mit wilden Bestien, mit giftigen Fieberdämpfen, mit Hunger und Durst, sie ruhen meist auf diesem Boden, vergessen fast von der Geschichte und von dem eignen Vaterlande. Und doch keine Gefahr, selbst die Gefahr des Undanks nicht, schreckt sie, und wie auf dem Schlachtfelde tritt in die Stelle des Gefallenen immer ein neuer Kämpfer. Grade jetzt ist wieder eine Schaar entschlossener Männer unterwegs, zunächst die Spuren eines Verschollenen aufzusuchen, aber dann auch seine unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen und zu vollenden. Gleich dem Golddurst der spanischen Abenteurer treibt dieser Forscherdrang die Reisenden der Neuzeit vorwärts, aus ihm schöpfen sie Kraft und Ausdauer für Körper und Geist. Wenn man die Schwelle der wirklichen Fremde übertreten hat, sagte mir der Führer dieser Expedition, wenn die letzten Bande gerissen sind, die an das Gewohnte und Bekannte knüpfen, da ist es nur ein Gefühl, das sich des Reisenden bemächtigt, das Gefühl der Selbständigkeit, das Bewußtsein, daß man jeden Augenblick einzustehen hat mit dem ganzen Gewicht seiner Geistes-

kraft. Alle Bangigkeit schwindet, und jene Sehnsucht, die noch eben an der Schwelle der Fremde so mächtig zurückziehen wollte zum heimischen Heerd, sie verstummt. Unwiderstehlich drängt es vorwärts, kein Ziel ist mehr zu weit, keine Gefahr zu groß. Das ist das Gefühl, das den Entdecker zum Helden macht. Darin liegt aber auch ein gewisser romantischer Reiz dieser Reisen, der dem nicht entgehen kann, der es versteht, neben den äußeren Fortschritten der Reisenden durch wunderreiche Länder der inneren Entwicklung ihres Heldencharakters zu folgen.

Wenn ich die arktische Polarwelt, die Eiswüste an diese Gluthwüsten tropischer Continente anreihe, so geschieht es nicht etwa um des Kontrastes willen, der freilich am meisten in das Auge fällt, sondern noch mehr in Betracht der Aehnlichkeit, die in mehr als einer Beziehung zwischen diesen fernen Entdeckungsgebieten besteht. Auch die arktische Welt ist nicht die trostlose Oede, als welche sie in der Vorstellung der Meisten lebt, und wenn sie auch das nicht geboten hat, was die Abenteurerlust früherer Jahrhunderte auch in ihr suchte, ein Goldland oder wenigstens einen Weg zu den Goldländern Indiens, so birgt sie doch in sich manche reiche Lebenswelt, Blumen und Wiesengrün, frohe, laute Thierschaaren, und ein Menschenvolk, dem, wie tief auch seine Kulturstufe sein mag, doch die Natur seiner eisigen Heimath ebenso das Gepräge der Eigenthümlichkeit aufgedrückt hat, wie die Gluthsonne den wilden Völkern Afrikas und Australiens. Auch die arktische Welt ist endlich in unsern Tagen der Schauplatz einer Geschichte gewesen, voll großer, erhebender Züge, und auch hier hat eine Tragödie erst den Anstoß gegeben zu gründlicher wissenschaftlicher Erforschung und mit dieser zu einer noch im Wachsen begriffenen Anerkennung ihrer Bedeutung für die Gesammtheit des menschlichen Wissens von der Erde.

Afrika, Australien und die arktische Polarwelt, das sind die drei großen Forschergebiete, die in unsern Tagen am gewaltigsten und allseitigsten das menschliche Interesse in Anspruch genommen haben, das sind die drei starren, trotzigen Welten, deren Schleier zu lüften die kostbarsten Opfer gebracht wurden, und deren Enthüllung, in wie verschiedener Weise auch immer, von unberechenbaren Folgen für die künftige Kulturgeschichte der Menschheit sein wird, die eine durch Erweckung ihrer Völker zur Civilisation, die andre durch die Schätze ihres Bodens, die dritte durch ihre Aufschlüsse für die Physik der Erde.



Erster Abschnitt.

Afrika.

Afrika, das grade jetzt durch die Heuglin'sche Expedition für jeden Deutschen ein neues und hohes Interesse gewonnen hat, ist der Schauplatz, den wir zunächst betreten. Der Schleier, der so lange über dem „schwarzen Erdtheil" lag, ist vielfach gelüftet. Wir kennen den ganzen Nordrand des Continents; der Nil ist bis zum 4.° n. Br. befahren worden, das abessinische Hochland ist mehr als einmal durchforscht, und unsre Kenntniß von den östlichen Gestadegegenden und den dahinterliegenden Binnenländern beträchtlich erweitert worden. Kühne Reisende haben die Wüste durchzogen und deren Gestaltung, Klima, Erzeugnisse und Bewohner näher kennen gelehrt; andre sind von Westen her zu Lande und zu Wasser in das Innere eingedrungen und haben das so lange räthselhafte Gebiet des Niger enthüllt. Der Tsadsee und die weiten, fruchtbaren, bevölkerten Ebenen des mittleren Sudan sind kein Geheimniß mehr. Ueber die Südspitze Afrikas haben wir längst umfassende Kunde, im Kaffernland haben holländische Bauern Staaten errichtet, und durch die Niederlassungen der Portugiesen, Benguela und Angola im Westen und die Besitzungen von Mozambique im Osten, ist uns wenigstens über die Küsten mancher Aufschluß geworden. Livingstone, Ladislaus Magyar, Galton und Andersson, und die rheinischen Missionäre Hahn und v. Rath haben in neuester Zeit endlich auch das Innere Südafrikas erschlossen. Aber noch besitzen wir auch nicht annähernd eine Kunde vom Innern Afrikas, wie etwa von dem Südamerikas. Noch ist der östliche Sudan, Wadai und Darfur, von keinem Europäer erforscht, noch ist auf das weite und interessante Gebiet der Hochseen im Osten erst ein schwacher Lichtstrahl gefallen; noch ist die ganze räthselhafte Zone von etwa 10 Grad zu beiden Seiten des Aequators in volles Dunkel gehüllt. Wenn sich aber die Hoffnungen, mit denen jetzt unsre deutsche Expedition auszieht, auch nur zu einem Theile erfüllen, so wird das afrikanische Innere freilich noch lange nicht erforscht, aber doch allen unsern bisherigen bruchstückweisen

Kenntnissen ein Zusammenhang gegeben sein. Denn der kühne Plan Hrn. v. Heuglin's geht dahin, nach Lösung seiner ersten Aufgabe im Interesse der Menschlichkeit, von Wara aus südwärts, quer durch den Continent, mitten durch die geheimnißvollen Gebiete der Aequatorialzone den Weg zu den Küsten des atlantischen oder indischen Oceans zu suchen.

Ganz der Natur- und Bodengestaltung des Continents entsprechend, hat auch die Geschichte der afrikanischen Reisen drei abgesonderte Gruppen aufzuweisen, Nord-, Süd- und Südostafrika umfassend. Nordafrika, dem wir uns zunächst zuwenden, enthält als die beiden Hauptforschungsgebiete das Quellgebiet des Nil im Osten und das Stromland des Niger im Westen, die man bis in die neueste Zeit unter sich zusammenhängend gedacht hat, bis sich im mittlern Sudan der Tsadsee mit seinen Zuflüssen als selbständiges Binnenwassergebiet herausgestellt hat. Das hohe Sandsteinplateau der Sahara ist seltner eigentlicher Gegenstand der Forschung gewesen, sondern hat meist nur die Bedeutung eines Vorlandes gehabt, über welches der Landweg nach einem jener Hauptgebiete führte.

Erstes Kapitel.

Die nordafrikanischen Entdeckungsversuche bis auf Richardson.

Nordafrika nimmt ein besonderes Interesse in Anspruch theils wegen seiner alten Kultur, theils wegen der Staatenbildung, die es noch heute zeigt. Im ganzen übrigen Afrika scheint der Neger nicht die Fähigkeit zu besitzen, wirkliche Staaten zu bilden, sei es mit noch so geringen Kulturbestrebungen. Ganz Südafrika finden wir in eine Menge kleiner Häuptlingschaften zersplittert. Hier im mittlern und östlichen Sudan hat der Neger bedeutende, wohlgeordnete Staaten. Der muhamedanische Einfluß scheint es, der ihm diese Fähigkeit gegeben hat, noch mehr aber die Einmischung fremder Racen-Elemente, der Mauren im Westen und namentlich in früherer Zeit, und der Fulbe in neuerer Zeit. Denn die meisten Herrschergeschlechter gehören Fremdlingen an, so im großen Fellatareich, in Darfur und in Bornu. Nur in Wadai und Baghirmi scheinen wirkliche Neger zu herrschen.

Da, wo noch heute der Hauptübergang über den Nil, der Vereinigungspunkt der Karavanenstraßen vom Sudan und Darfur nach dem rothen Meere, nach Abessinien und Mekka, nach Dongola und Kairo liegt, da, in der inselartig von den beiden Hauptflüssen des Nil,

dem Atbara und dem eigentlichen Nil, umflossenen Landschaft, kaum 27 d. Meilen von jener Stätte entfernt, an welcher jetzt seit 20 Jahren Chartum den Handel der obern Nilländer vereinigt hat, lag das alte Meroë, einer der ältesten Kultursitze in Afrika. Ein prachtvoller Riesenbau mit Säulengängen, mit unterirdischen Brunnen und Gemächern, von derselben Architektonik, wie die Tempelbauten von Theben, setzte hier selbst die Araber in Erstaunen. Hier, wo jetzt nur ödes, unwirthbares Ufer, wo umher nur Raubgesindel, und leider auch europäisches, haust, blühten einst Künste und Wissenschaften. Hier lebten die Urväter jenes alten äthiopischen Volksstammes, der heute noch, über die ganze Mitte des Continents verbreitet, durch Gründung mächtiger Staaten eine ungeschwächte Lebenskraft beweist. Dieser alte äthiopische Priesterstaat war der Mittelpunkt eines weitreichenden Karavanenhandels, der von den umwohnenden nomadischen Hirtenvölkern betrieben wurde. Lange vielleicht bildete Meroë durch seinen Handel das verbindende Mittelglied zwischen Aegypten und Karthago auf der einen, Sudan, Abessinien, Arabien und Indien auf der andern Seite. Aber Meroë fiel, Aegypten sank, Karthago wurde zerstört, und die Römer verstanden es nicht, die überkommene Erbschaft zu verwerthen. Ihre Kunststraßen und Meilensteine konnten die zerrissenen Handelsfäden nicht ersetzen. Noch sieht man die Trümmer römischer Burgen und Grabmäler an der Schwelle der berüchtigten Hammada und an der Grenze Fezzan's, die der Kriegszug des Cornelius Balbus unter Augustus erreichte. Mit dem Einbruch der Araber beginnt eine neue Zeit; die letzten Trümmer der alten ägyptischen und griechischen Kultur schwinden; die Berbern werden in die Wüste gedrängt; der Muhammedanismus breitet sich selbst über die Neger des Sudan aus. Damit ist bis auf den heutigen Tag eine Schranke gezogen quer durch den Continent, die fast nur in feindlicher Absicht überschritten wird. Der Fanatismus des Islam gewöhnte sich daran, die Heiden als vogelfrei zu betrachten, und das Unwesen der Sclavenjagden mit allen seinen zerrüttenden und entsittlichenden Folgen begann. Bis zum 17. Jahrhundert sind es darum fast nur arabische Reisende, wie Ebn Batuta und Leo Afrikanus, denen wir eine Kunde vom Innern Nordafrikas verdanken.

Lange wagte es kein Europäer, in diese geheimnißvolle Welt einzudringen; die Schranken der Wüste, das feindliche Klima, die wilden Menschen und Thiere, die noch wilder in der Phantasie lebten, scheuchten zurück. Nur von den blühenden Factoreien der Engländer und

Franzosen am Senegal und Gambia machte man einige Ausflüge, und im Osten gelang es Bruce, das halb vergessene Abessinien dem Interesse Europas wieder nahe zu bringen. Die eigentliche Entdeckungsthätigkeit beginnt mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und Menschlichkeit im Verein mit der Wissenschaft wurden ihre Triebfedern. Bis dahin hatte Afrika nur dem Handelsinteresse gedient; es hatte Sclaven, Gold, Elfenbein, Gummi geliefert. Jetzt begann sich ein Gefühl der Schaam, ja des Entsetzens zu regen gegen diesen Handel mit Menschenfleisch, und man frug sich, ob es nicht möglich sei, durch geregeltere Handelsverbindungen und durch eine bessere Benutzung des afrikanischen Bodens und seiner Erzeugnisse den Sclavenhandel entbehrlich zu machen und vielleicht einen tausendfach höheren und segensreicheren Gewinn für die Menschheit zu erzielen. Jetzt galt es vor Allem, die Natur dieses Continents kennen zu lernen und der Civilisation Wege zu bahnen unter seinen wilden Bewohnern. Da bildete sich im Jahre 1788 zu London eine „afrikanische Gesellschaft", welche sich zunächst zwar nur die wissenschaftliche Erforschung Afrikas zum Ziel setzte, aber bei dem praktischen Sinne der Engländer doch bald auch andre Zwecke ins Auge faßte, Beseitigung des Sclavenhandels und Aufsuchung von Absatzwegen für die englischen Manufacturen.

Die bedeutendsten Forscher, welche diese Gesellschaft ausgesandt hat, sind der Deutsche Friedrich Hornemann aus Alfeld und Mungo Park. Hornemann reiste als muhammedanischer Kaufmann mit einer Pilgerkaravane von Kairo durch die Oasen Siwah, Augila und Temissa nach Murzuk. Es war ein gefahrvolles Unternehmen, in einer Zeit, wo der französisch-ägyptische Krieg den Fanatismus der Muhammedaner auf das Höchste erregt hatte. Fast wurde er erkannt, und nur seine genaue Kenntniß des Koran, seine Geläufigkeit im Schreiben und Sprechen des Arabischen und die Gewandtheit seines Dieners retteten ihm das Leben. Am 17. November 1799 erreichte er Murzuk, der erste Europäer, der diese Stadt betreten. Nach Tripoli zurückgekehrt, gewinnt er hier den Schutz des Sultans und eilt mit seinen Empfehlungen aufs Neue nach Murzuk. Die Bekanntschaft eines Scherifs von Bornu, die er hier macht, verlockt ihn, diesen in sein Land zu begleiten. Zwei Kameele tragen seine ganze Habe, die in allerlei kleinen Waaren, dem Koran und einigen heiligen Büchern besteht. Sein letztes Schreiben datirt vom 6. April 1800. Von da an ist er verschollen. Nach späteren Erkundigungen soll er von Bornu bis Nyfe, der berühmten Handelsstadt der Fellatas, gelangt und dort einem An-

fall der Ruhr erlegen, seine Papiere aber von dem fanatischen Neger-pöbel verbrannt worden sein.

Der zweite große Reisende, den die afrikanische Gesellschaft aussandte, war der berühmte Schotte Mungo Park. Er war so eben als Wundarzt der Ostindischen Compagnie aus Indien zurückgekehrt, als er von dem verunglückten Unternehmen eines Major Houghton hörte, welcher vom Gambia aus den Niger erreichen wollte, aber im Königreiche Bambuk von räuberischen Horden überfallen, ausgeplündert und, aller Existenzmittel beraubt, umgekommen war. Mungo Park erbot sich, diesen Plan wieder aufzunehmen. Im Herbst 1795 ging er mit reichen Waarenvorräthen den Gambia hinauf. Aber auch er wurde ausgeplündert und gerieth in die Gefangenschaft eines maurischen Königs. Rohe Behandlung trieb ihn zur Verzweiflung; er floh landeinwärts. Unter entsetzlichen Anstrengungen und Entbehrungen dringt er vor, durch Waldgebiete, deren sumpfiger Saum von Elephanten wimmelt, durch Gebirge, in deren engen, oft romantischen Thälern zahlreiche Nebenflüsse des Gambia über schwarze Felsklippen brausen. Krank von Fieber und Hunger, der Verzweiflung nahe, wird er am 20. Juli 1796 plötzlich durch den Ausruf der mitleidigen Neger, die ihn begleiten, aufgeweckt, und vor ihm glänzt wie ein Silberspiegel der lange gesuchte majestätische Nigerstrom. Ein Trunk aus seinem Wasser gibt ihm neue Kraft. Er naht sich der Hauptstadt Sego, der Residenz des Königs von Bambarra. Ein geschäftiges Leben entfaltet sich vor ihm. Er sieht über ein Häusermeer hin, aus dem hohe Moscheen aufragen; der Fluß ist mit Kähnen belebt; reizende Dörfer zeigen sich in der Ferne und grune Inseln mit weidenden Heerden mitten im Strom. Weiter stromabwärts zwangen ihn aufs Neue die Feindseligkeiten der Bewohner zur Umkehr. Die Regenzeit trat ein, der Strom begann seine Ufer zu überschwemmen und Sümpfe zu bilden, und Park war bereits krank. Nur wie durch ein Wunder entrinnt er den tausend Gefahren. Endlich kommt er zu den Mandingo's, und diese menschenfreundlichen Neger, die sich schon durch ihre hellere, gelbliche Färbung, ihre schlanke, feine Gestalt vortheilhaft auszeichnen, nehmen sich des Verlassenen an. Sieben Monate liegt er bei ihnen krank, dem Tode nahe. Am 20. Juni 1797 endlich bringt ihn ein Sclavenhändler zu den englischen Faktoreien am Gambia zurück.

Ein gewöhnlicher Mensch wäre durch solche Erfahrungen für immer von seiner Reiselust geheilt worden; nicht so ein Held wie Mungo Park. Acht Jahre hatte er friedlich im Schooße seiner Familie verlebt, da

erwachte die alte Lust auf's Neue in ihm. Er wollte seine Aufgabe lösen und den Unterlauf des Niger feststellen, für den man damals noch immer den Kongo hielt. Diesmal sollte er nicht als Bettler und Flüchtling den Boden Afrikas betreten. Der König von England hatte ihn zum „Kapitän von Afrika" ernannt und 5000 Pfd. Sterl. zu seiner Reise bewilligt. Die afrik. Gesellschaft hatte die Expedition glänzend ausgerüstet. Sein Vetter Anderson, der Maler Scott, 4 Schiffszimmerleute, 2 Matrosen und 35 Freiwillige von der Garnison in Goren begleiteten ihn. Auch einen Mandingopriester Isaako gewann er als Führer und Dolmetscher. Unglückliche Zufälle verzögerten den Aufbruch der Karavane. Die Regenzeit war vor der Thür, und trotz aller Warnungen — denn Neger selbst reisen in dieser Zeit nicht — brach Park auf. Ein entsetzlicher Kampf beginnt nun. Tropische Regenschauer, von furchtbaren Donnerstürmen begleitet, stürzen nieder; Fieberanfälle stellen sich ein, die bald in Raserei übergehen und mit dem Tode enden. Die Lastthiere fallen, die Flüsse sind kaum zu passiren, und die Negerstämme werden immer feindseliger. Einmal vernichtet ein Bienenschwarm beinahe die ganze Expedition, indem er 7 Packesel tödtet, fast alle Reisenden verwundet und die ganze Karavane zersprengt. Der Weg führt durch Landschaften von wunderbar romantischer Schönheit, lachend grüne Thäler, die mit wilden Felslabyrinthen wechseln, von deren Abhängen mitten in der üppigsten Pflanzenwelt großartige Katarakte stürzen. Aber die Leiden lassen keinen Sinn für landschaftliche Reize. Am 30. Juli sind sämmtliche Lastthiere durch Ermattung gefallen oder von Löwen und Hyänen gefressen. Am 19. Aug. wird bei Bammaku der Niger erreicht; aber von der ganzen Expedition sind außer Park und dem todtkranken Anderson nur noch 6 Soldaten und 1 Zimmermann am Leben. Von hier aus schickte Park seinen treuen Mandingoführer mit den Tagebüchern nach der Gambiamündung zurück. Er selbst schiffte sich am 16. Nov. 1805 mit dem Rest der Expedition auf einem elenden, selbst gezimmerten Boote auf dem Niger ein. Durch Sklavenhändler gelangte im folgenden Jahre die Kunde von seinem Tode in die englischen Niederlassungen. Bis in die Haussa-Staaten gelangt, soll er in der Gegend von Bussa, als er bei einem feindlichen Ueberfall durch die Neger sich durch Schwimmen zu retten versuchte, im Niger ertrunken sein.

Die Kriegsgewitter, die damals über ganz Europa hinzogen, hielten die Gedanken an neue Unternehmungen fern. Erst im J. 1816

rüstete die afrik. Gesellschaft wieder 2 Expeditionen aus. Beide verunglückten. Die Eine unter Paddie, Campbell und dem deutschen Naturforscher Kummer und unterstützt durch ein Militärcommando, sollte den Weg Mungo Park's einschlagen. Aber die ganze Expedition erlag den furchtbaren Wirkungen des Klimas. Nur der Chirurg Dorchard drang mit ein paar Begleitern bis zum Niger vor, und auch sie wurden hier von den fanatischen Negern ermordet. Die andre Expedition unter Tuckey und dem Botaniker Smith sollte vom Kongo aus versuchen mit der erstern zusammenzutreffen. Mühsam drangen sie durch die Waldwildniß des Sumpflandes, durch ein wahres Flechtwerk von Chrysobalanen und Mangrovebäumen vor zu bebauteren und bewohnteren Gegenden, wo riesige Adansonien die Höhen krönten, und Mais, Negerhirse, Pfeffer, Bataten, Tabak und Bananen die Felder bedeckten. An den Katarakten des Stromes wurden sie zur Umkehr gezwungen, manches Opfer des ungewohnten Klimas an seinen Ufern zurücklassend.

Erst mit dem J. 1821 beginnt wieder eine große, bedeutungsvolle Expedition. Schon im J. 1819 hatte Joseph Ritchie den Versuch gemacht, von Tripoli durch die Wüste in den Sudan einzudringen. Aber schon in Murzuk war er auf unüberwindliche Schwierigkeiten, die der dortige Sultan bereitete, gestoßen und endlich einem Gallenfieber erlegen. Sein Begleiter Francis Lyon entging zwar dem Tode, kehrte aber nach England zurück. Trotzdem rüstete man einen neuen Zug aus, an dessen Spitze der Naturforscher Walter Oudney stand, den der Major Dixon Denham und Lieutenant Hugh Clapperton, der Schiffszimmermann Hillmann und der Diener Symkins begleiteten. Glücklich kamen sie im April 1822 nach Murzuk; aber hier begannen die Schwierigkeiten. Der Sultan erklärte, ohne 200 Bewaffnete sei es nicht möglich, durch die Wüste zu reisen, und überdies bedürfe es dazu der ausdrücklichen Erlaubniß des Paschas von Tripoli. Ein Kaufmann Bhu Kalum bot seine Hülfe an. Denham reiste mit diesem nach Tripoli zurück und erwirkte hier die Erlaubniß des Pascha, aber erst nachdem er bereits den halben Weg nach England zurückgelegt hatte, um sich über den Pascha zu beschweren. Am 30. Oct. zogen Denham und Bhu Kalum abermals unter glänzendem Gepränge in Murzuk ein. Aber hier trafen sie Oudney an einer Brustkrankheit, Clapperton am Fieber todtkrank darnieder liegend. Endlich am 19. Nov. verließ man Murzuk. Es war ein glänzender Zug. Bhu Kalum mit 200 wohlbewaffneten Arabern folgte

den Reisenden, und eine ansehnliche Schaar fezzanischer Kaufleute mit Sklaven und Sklavinnen schloß sich daran an. Aber die Reisenden selbst waren meist vom Fieber ergriffen, daß sie sich auf den Kameelen kaum halten konnten, und der Anblick der zahllosen Gebeine und Leichen in der Wüste, der Ueberreste eines vorjährigen Sklaventransports, wirkte keineswegs ermuthigend. Gleichwohl erreichten sie ungefährdet das Königreich Bornu und den Tsadsee. Hier aber bereiteten ihnen die wilden Araber, die sie begleitet hatten, manche Mißhelligkeit. Sie waren gekommen, um Beute zu machen, namentlich an Sklaven. Um sich ihrer zu entledigen, sandte sie der Sultan von Bornu nach Mora im Lande Mandara, um dem dortigen Fürsten in einem Kriegszuge gegen die benachbarten Fellatas beizustehen. Dieser Feldzug aber nahm einen unglücklichen Ausgang. Die Araber wurden geschlagen, und Denham selbst, der sie begleitet hatte, wurde in ihre wilde Flucht verwickelt und von den verfolgenden Fellatas verwundet und ausgeplündert. Nach gefahrvollem Umherirren durch die Wälder, wo oft Waldbäche und Felsschluchten ihm den Weg versperren, wo er den Zähnen einer Giftschlange nur dadurch entrinnt, daß er den Zweig, an dem er über einem brausenden Waldbach hängt, los läßt und sich in die Tiefe stürzt, gelangt er nackt und krank nach Mora und von da nach Kuka zurück. Aber kaum genesen folgte er aufs Neue mit Oudney und Clapperton dem Scheikh auf einem Feldzug gegen die heidnischen Munga, der glücklicherweise ohne Blutvergießen mit der Unterwerfung und Freundschaftserklärung der letzteren endet. Der Winter des J. 1823 brachte den Reisenden eine neue Verstärkung in der Person eines jungen kräftigen Offiziers aus Malta, Namens Toole, der sich Denham auf seinen weiteren Zügen in den Süden und Osten des Tsadsees, namentlich nach Logone anschloß. Dorthin führte sie ein neuer Kriegszug des Scheikhs gegen die Baghirmier, über welche der Sieg mit Hülfe der von den Engländern mitgebrachten Kanonen errungen wurde. Leider starb Toole auf dem Rückwege an den Folgen des Sumpffiebers am 26. Febr. Schon im Mai wurde er jedoch durch eine neue Verstärkung ersetzt, durch Tyrwhitt, der zugleich neue Geldmittel brachte. Als Denham am 17. Juni von einem zweiten, aber unglücklichen Feldzuge gegen die Baghirmier in den Sumpfländern im Osten des Tsad heimkehrte, fand er Clapperton vor, aber so durch Sonnenbrand und Entbehrungen entstellt, daß er ihn erst wieder erkannte, als jener ihm seinen Namen nannte. Clapperton und Oudney waren am 14. Dec. 1823 von Kuka aus nach Westen gezogen. Oudney war schon

am 10. Januar ein Opfer des Klimas, namentlich des entsetzlichen Temperaturwechsels geworden; denn sie hatten Nächte gehabt, in denen es Eis fror. Clapperton selbst gelangte am 20. Januar nach Kano, wo er die Erlaubniß erhielt, den großen Sultan der Fellatas Bello zu besuchen. Der Weg nach Sokoto, der Hauptstadt desselben, führte ihn durch fruchtbare, zum Theil reich bebaute Gegenden, und am 16. März erreichte er diese dichtbevölkerte Stadt selbst, in die er als „Diener d. K. v. England" einen feierlichen Einzug hielt. Er fand in dem Sultan einen schönen, kräftigen Mann, mit stark gekräuseltem, schwarzem Bart um den hübschen, kleinen Mund, griechisch geformter Nase, ausdrucksvoller Stirn und großen, feurigen Augen. Noch mehr überraschte ihn die Intelligenz des Sultans, der ihn genau nach allen Einzelheiten der europäischen Politik ausforschte, namentlich nach dem Kriege zwischen den Griechen und Türken und den Beziehungen der Engländer zu Algier und Ostindien. Nach Clapperton's Rückkehr nach Kuka wurde die Heimreise nach Europa beschlossen. Es war eine entsetzliche Wüstenreise, die sie diesmal zu bestehen hatten. Die Kameele verschmachteten in der Gluth, die Sklaven konnten nur mit der Peitsche vorwärts getrieben werden, und jeder Schritt fast führte über Skelette und halbverweste Leichen.

Glänzend waren die Erfolge dieser Expedition gewesen. Ein großer Theil des Sudan war erforscht, das berühmte Reich des Sultan Bello erschlossen worden. Nur eine wichtige Aufgabe war noch ungelöst, — das Räthsel des Nigerlaufs. Auch dieses zu lösen, erklärte sich der nunmehr zum Capitän ernannte Clapperton bereit. Der Versuch sollte diesmal von Westen her gemacht werden. Am 27. Aug. 1825 ging Clapperton in Begleitung seines Dieners Richard Lander, des Seeofficiers Pearce, des Schiffschirurgen Dr. Morrison und des Chirurgs Dickson nach dem Busen von Benin unter Segel. Dickson wollte von hier aus allein Sokoto zu erreichen suchen. Er gelangte nach Dahome und Jaouri, und hier ist er verschollen. Die Uebrigen landeten weiter westlich bei Badagry. Aber schon in den ersten Wochen der Reise durch das Küstenland erlagen Pearce, Morrison und sein Diener dem Fieber. Clapperton selbst war so krank, daß er sich tragen lassen mußte. Nach einem beschwerlichen Marsche über das Kanggebirge gelangte man an den Niger. Aber hier erwarteten sie Schwierigkeiten ganz eigenthümlicher Art und zwar durch die Frauen. Eine überaus beleibte und dort also für schön geltende Wittwe verliebte sich in Lander und bewirkte, um diesen

zur Heirath zu zwingen, bei der Ueberfahrt über den Niger die Beschlagnahme des Gepäcks durch den Fürsten von Wawa. Nur mit Mühe löste man sich aus dieser Verstrickung, während eine zweite Liebschaft einer Tochter des Häuptlings, deren Gegenstand Clapperton selbst war, nur mit einigen Thränen endete, die durch die Erklärung Clapperton's veranlaßt wurden, daß er keinen Branntwein trinke. Die Reisenden durchzogen nun die Länder Borgu und Nyffe und kamen glücklich in Kano an. Hier fanden sie die Verhältnisse sehr verändert. Sultan Bello befand sich mitten im Kampfe gegen seine empörten Provinzen, und auch zwischen Bornu und den Haussastaaten war ein Krieg entbrannt. Bello zeigte sich überdies sehr mißtrauisch gegen die Engländer und verbot ihnen jedes weitere Vordringen. Clapperton selbst war durch seine Krankheit, ein gefährliches Milzleiden, überaus reizbar und ließ sich zu unvorsichtiger Heftigkeit hinreißen. Auf einem Jagdausfluge zog er sich ein heftiges Fieber zu, da er von Müdigkeit überwältigt auf dem nassen Boden liegend eingeschlafen war, und er starb an den Folgen dieser Erkältung am 13. Apr. 1826 in den Armen seines treuen Dieners Lander. Letzterer, der einzige Ueberlebende der Expedition, wollte über Jacoba nach Funda vorzudringen suchen, um dem Niger stromabwärts zu folgen. Aber vom Fieber befallen und von feindlichen Reitern nach Saria oder Soso geschleppt, sah er sich genöthigt, auf demselben Wege heimzukehren, auf dem er gekommen.

Lander war es nun, der die Lösung des Nigerräthsels in die Hand nahm und wirklich vollbrachte. Inzwischen war es dem Major Laing im J. 1826 gelungen, von Tripoli aus quer durch die Wüste Timbuktu zu erreichen, diese so lange fabelhafte, von keinem Europäer betretene, große Handelsstadt am Niger. Aber die Heimkehr war ihm versagt. Von fanatischen Arabern, die ihn zum Islam bekehren wollten, ward er erdrosselt. Zwei Jahre darauf führte der Franzose Caillée ein noch kühneres Unternehmen durch. Gelockt durch den Preis von 10,000 Fr., den die Pariser geographische Gesellschaft für den ersten Reisenden, der Timbuktu erreichen würde, ausgesetzt hatte, ging er von Sierra Leone aus zu den Mandingonegern und schloß sich einer Karavane derselben an. Aber im südlichen Bambarra überfiel ihn eine schwere Krankheit, die ihn Monate lang festhielt. Erst im Januar 1828 schiffte er sich auf dem Niger ein und erreichte Timbuktu. Ohne Waaren, ohne Geld, mußte er als Bettler die Rückkehr versuchen. Das seltsame Unternehmen gelang; nach zweimonatlicher Wüstenreise kam er

in die bewohnten marokkanischen Länder und durch diese bettelnd von Stadt zu Stadt nach Tanger.

Der Oberlauf des Niger war damit über allen Zweifel erhaben; das Räthsel des Unterlaufs, namentlich von Bussa ab, zu lösen, war für Lander aufgehoben. In Begleitung seines Bruders John machte er sich im J. 1830 wieder von Badagry aus auf den Weg, erreichte Bussa, und begann von hier in einem mit 4 Negern besetzten offenen Boote die Fahrt den Niger abwärts. Unterwegs zu Gefangenen gemacht, wurden sie von einem Fürsten aus der Gegend der Nigermündungen frei gekauft und sicher den Fluß hinab befördert.

So war abermals ein geographisches Dunkel aufgeklärt; aber mehr als das wirkten in England die Berichte der Reisenden über den Reichthum der durchreisten Länder an Elfenbein und Goldstaub. Schon im J. 1832 wurde von Liverpooler Kaufleuten eine Handelsexpedition in jene Gegenden ausgerüstet, deren Leitung M'. Gregor Laird und Richard Lander übernahmen. Eine Brigg und 2 Dampfboote waren zur Verfügung gestellt. Die Brigg sollte an der Nigermündung bleiben, die Dampfboote sollten mit der Ladung stromaufwärts gehen. Leider war die Hochfluth bereits im Abnehmen, als man den Niger erreichte. An der Mündung des Benue, des großen und später so bedeutungsvoll gewordenen östlichen Nebenflusses, blieb eines der Schiffe sitzen und mußte hier die Anschwellung des nächsten Jahres abwarten. Von 47 Mann der Besatzung blieben in diesem entsetzlichen Klima nur 8 am Leben. Laird selbst kehrte todtkrank und entmuthigt nach Europa zurück. Lander versuchte im Jahre darauf auf einem mit Gütern überladenen, offnen Boote den Niger aufwärts vorzudringen, gerieth aber schon im Delta auf eine Sandbank und wurde hier, während man die Waaren auslud, von den Eingeborenen überfallen. Zwar gelang es, mit dem flott gewordenen Boote der Verfolgung zu entgehen, aber Lander erhielt dabei eine Schußwunde in den Oberschenkel, an welcher er wenige Tage darauf zu Fernando Po starb. Der kleine Rest der unglücklichen Expedition kehrte dann zurück. Dennoch veranlaßte die engl. Regierung im J. 1841 einen neuen Versuch, mit dem sich sogar die Absicht verband, eine Niederlassung am untern Niger zu gründen, um theils durch Verbreitung einer besseren Bodencultur die Neger zur Civilisation zu erziehen, theils eine Station für den zu eröffnenden bedeutenden Handel mit diesen Ländern zu gewinnen. Auch diese Expedition nahm ein jammervolles Ende. Dampfschiffe und 1 Lastschiff, das die Ackerbaumaschinen und die Vorräthe für die neue

Colonie trug, waren dazu bestimmt. Aber schon an der Mündung des Benue oder Tschadda, wie man ihn nannte, weil man ihn für einen Abfluß des Tsadsees hielt, mußten 2 Schiffe umkehren, weil die ganze Mannschaft erkrankt war. Das dritte Dampfschiff traf später Capitän Becroft, der mit einem Schraubendampfschiff den Niger hinaufging, bei Egga mit völlig dienstunfähiger Mannschaft und führte es im Schlepptau zurück. Der Führer des Lastschiffs verschwand, als er von der See, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegangen war, nach der Niederlassung zurückkehrte, im Mündungsgebiet. Die Mustercolonie mußte endlich aufgegeben werden, als noch innerer Hader zu dem äußeren grenzenlosen Elend hinzukam. 53 Menschenleben hatte das Unternehmen gekostet. Das ist die letzte größere Niger-Expedition bis zu jenen mit so glänzenden Erfolgen gekrönten, welche in unsern Tagen durch deutsche Forscher veranlaßt wurden.

Zwanzig Jahre waren verflossen, seit Clapperton mit seinen Gefährten den Sudan verlassen, und nichts war geschehen, um die damals mit so viel Hoffnung entworfenen Pläne einer festeren Knüpfung von Handelsbeziehungen mit jenen Ländern, zu deren Zweck man bereits ein Consulat in Kuka errichten wollte, zu verwirklichen. Da zogen die kühnen Streifzüge des ehemaligen englischen Missionärs James Richardson durch die nördliche Sahara nach Murzuk, Ghat und Gadames die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf sich. Es war ihm gelungen, in freundschaftliche Beziehungen zu den Bewohnern der Wüste zu treten, und er sprach die Hoffnung aus, daß durch feste Verträge mit den Fürsten der Sahara und des Sudan dem unseligen Handel mit Menschenfleisch ein Ziel gesetzt werden könne. Richardson wurde in der That im Sommer 1849 mit einer Expedition in den Sudan beauftragt. Dr. Petermann, der damals in London lebte, interessirte sich für diese Expedition vom wissenschaftlichen Standpunkt, und durch die Vermittelung des preuß. Gesandten Ritter Bunsen gelang es ihm, die Zusage der engl. Regierung zu erhalten, daß ein deutscher Naturforscher dem Reisenden mitgegeben werde. Dr. Adolph Overweg, ein Hamburger, war es, auf den die Wahl fiel, und Dr. Heinrich Barth, sein Landsmann, schloß sich ihm freiwillig und zum Theil auf eigne Kosten an. Die Mittel, welche der Expedition angewiesen wurden, waren allerdings höchst kärglich. Für die ganze Reise bis Bornu waren für Overweg und Barth nur 200 Pfd. St. ausgesetzt. Außerdem gewährte die Berliner geogr. Gesellschaft 1000 Thlr., andere 1000 Thlr. der verstorbene König, 700 Thlr. die Königs-

berger physikal. Gesellschaft, so daß durch andere Zuschüsse die ganze Summe etwa die Höhe von 3000 Thlr. erreichte. Aber diese kam den Reisenden nicht einmal ganz zu Gute, da sie schon früher genöthigt waren aufzubrechen.

Ueber dem ganzen Unternehmen waltete von Anfang an ein gewisser Unstern. Es fehlte an der rechten inneren Uebereinstimmung zwischen den Reisegefährten. Richardson als Chef und Engländer folgte zu sehr seinem eignen Kopf, und Barth und Overweg mochten sich nicht immer den eigenwilligen und bisweilen unstreitig verfehlten und nachtheiligen Anordnungen Richardson's fügen. So kam es zu lästigen Verzögerungen, zu Trennungen selbst, wo ein enges Zusammenhalten am nöthigsten war. Die Reise durch die Wüste bis zu den Grenzen des Sudan währte fast 9 Monate. Schon in Tripoli hatte man wochenlang auf die Ankunft eines leichten, flachen Bootes warten müssen, das man in Stücke zerlegt auf Kameelen durch die Wüste transportiren wollte, um es zur Beschiffung des Tsadsees zu benutzen. Ende März trat man die Wanderung über die steinige Hammada nach Murzuk an. Von hier wandte man sich westlich nach Ghat, um durch das Land Asben oder Aïr den Sudan zu gewinnen. Für diese große Wüstenreise war es nothwendig, sich im Voraus des Schutzes der Tuareg durch ein erkauftes Geleit zu versichern. Dazu empfahl sich namentlich ein gewisser Muhammed Boro aus dem Lande Aïr, welcher seines Ansehens wegen den Titel „Herr der Weißen" führte. Aber Richardson bestand eigensinnig darauf, einem seiner Freunde aus Ghat, einem gewissen Hatita, der schon von Clapperton benutzt war, sich anzuvertrauen. Dadurch erbitterte man einerseits den einflußreichen Muh. Boro und verzögerte die Abreise unnöthig. Denn Hatita wurde erst nach Wochen erwartet. Endlich gegen Ende Juni kam er an und übernahm das Geleit für 200 Thlr., wofür Richardson sich noch verpflichten mußte, seine Eskorte mit Lebensmitteln und Zelten zu versehen. Die ungeduldigen Deutschen waren bereits vorangegangen. Richardson folgte ihnen am 25. Juni. Aber schon hinter Ghat zeigte sich das Unzureichende des Schutzes, den sie erkauft hatten. Von allen Seiten vom raublustigen Gesindel der Wüste umringt, von dem sie sich durch Geschenke und Geld loskaufen mußten, sahen sie bald ihren einzigen Schutz in einer ihnen voraufziehenden Kelowi-Karavane, welcher sich aber der beleidigte Boro angeschlossen hatte. Es zeigte sich dabei, wie unüberlegt man bei der Ausrüstung der Expedition verfahren war, als man sich mit einer Menge von werthlosen Gegenständen

beladen hatte, die bei dem Umfange, den sie einnahmen, bei dem habsüchtigen Gesindel den Schein eines unermeßlichen Reichthums erweckten. Und doch betrug der ganze Werth der Waaren nicht 200 Pfd. Aber man mußte bei Gelegenheit, um die argwöhnischen Räuber zu enttäuschen, eine der 10 großen eisernen Kisten mit Zwieback zerschlagen, weil diese Gold darin vermutheten. Bald erreichte die Gefahr der Reisenden die höchste Spitze. Sie kam zunächst von den Asgartuaregs, einem der unruhigsten Stämme der Wüste. Schon lange hatten sie in einzelnen Trupps die Karavane umschwärmt; endlich wagten sie einen förmlichen Angriff. Zwar wagten sie es nicht, den Kampf mit den Kelowi's aufzunehmen, dessen Führer En-Nur sich als treuer Beschützer der Reisenden bewährte; aber sie forderten die Auslieferung und den Tod der Ungläubigen und, als dies zurückgewiesen wurde, -- ihre Bekehrung zum Islam. Das war ein verhängnißvolles Wort; aber noch einmal wurde das Unheil durch Auslieferung von Waaren, im Werthe von 50 Pf. St., abgewandt. Schon glaubte man sich sicher, als beim Eintritt in das Land Aïr in einem seiner malerischen Thäler man sich abermals von Hunderten fanatischer Tuaregs umringt sah. Wieder wurde die Forderung gestellt, daß die Christen Moslemin werden oder — umkehren sollten, und das Letztere wäre kaum besser als der augenblickliche Tod gewesen. Keinen Augenblick schwankend, wiesen die Reisenden diese Forderung zurück. Es war eine verzweifelte Lage; an Widerstand war nicht zu denken, und die Annahme des angebotenen Lösegeldes war eine schwache Hoffnung. In angstvoller Spannung saßen die Reisenden in ihrem Zelte zusammen; draußen tobte heftiger Streit. Jeder Augenblick konnte die tödtliche Entscheidung bringen. Eine halbe Stunde war vergangen; da stürzte plötzlich ein treuer Diener mit strahlenden Augen in das Zelt. „Ihr sollt nicht sterben!" rief er. Es war dem Führer der Kelowi-Karavane gelungen, die fanatischen Gegner zu beschwichtigen. Nach einem hitzigen Wortwechsel hatte En-Nur den Scheichs sein Schwerdt vor die Füße geworfen und den Seinen zugerufen: Kommt jetzt, laßt uns Alle mit den Christen sterben! Einzelne Wüthende erhoben sich anfangs mit wilden Geberden, als wollten sie sofort in das Zelt der Christen stürzen, sie zu durchbohren. Dann schlug man den Koran auf, um sich Raths zu erholen. Endlich machten die Diener der Reisenden den glücklichen Vorschlag, man solle sie zu dem alten hochangesehenen Häuptling oder Sultan En-Nur in der Nähe bringen, der der Vater des Führers der Kelowi-Karavane war und als solcher gewiß günstig entschieden hätte. Da

begnügte man sich denn mit einem Lösegeld von 35 Pfd. St., das in Waaren ausgezahlt wurde.

Mit sehr erleichterter Last und zuletzt noch durch einen tropischen Gewitterregen mit Lebensgefahr bedroht, gelangten die Reisenden endlich nach Tintellust, der Residenz des Sultans En-Nur im Lande Aïr. Hier mußte man die Salzkaravane von Bilma erwarten, um weiter nach Süden zu reisen, und diesen Aufenthalt benutzte Barth zu einem Abstecher nach Agades. Am 12. Dec. betrat man die letzte Schwelle der Wüste, die südliche Hammada, und am Eintritt in den Sudan trennten sich bekanntlich die Reisenden, mit der Absicht, sich erst in Kuka wieder zu vereinigen.

Von hier an wird die Expedition eine deutsche, und die Aufschlüsse, die sie uns über Natur, über Leben, Sitten und Geschichte dieser Länder gebracht hat, erfordern eine umfassendere Schilderung. Wir haben hier den Anfang eines großen Gemäldes der innern Welt Afrika's vor uns, dessen Vollendung wir von der großen deutschen Expedition unserer Tage zu erwarten haben.

Die Vorzeit hat nur die rohen Züge zu diesem Gemälde geliefert, und diese Züge sind mit Blut geschrieben. Ein Strich, ein Punkt auf der Karte, wie einfach sieht er aus, und wie theuer ist er erkauft! Das ist die Arbeit des glänzenden Heldenthums der Wissenschaft, das hineinreicht in unsere Tage und darüber hinausgehen wird bis an das Ende der Wissenschaft.

Zweites Kapitel.

Die Sahara und der Sudan.

Alle diese Unternehmungen, so erfolgreich, so bedeutungsvoll sie an sich waren, können doch im Wesentlichen nur als die Vorbereitungen und Vorläufer jener großen Erforschung Nord- und Innerafrika's gelten, die in unsern Tagen, und zwar vorzugsweise durch deutsche Forscher, ausgeführt ward. Theils waren jene Unternehmungen zu vereinzelt und zusammenhangslos, theils wurden sie in entsetzlicher Weise durch Mißgeschicke aller Art gestört, theils vereitelte der tragische Aus-

gang der meisten den vollen Genuß ihrer Eroberungen, theils endlich waren die Wenigen, denen eine glückliche Heimkehr beschieden ward, wissenschaftlich nicht befähigt genug, um ein umfassendes Gemälde dieser fremdartigen Welt zu entwerfen. Mit einem Worte, der abenteuerliche Character der meisten früheren Forschungsreisen in Innerafrika that dem wissenschaftlichen Werthe ihrer Erfolge Eintrag. An trüben Erfahrungen, an tragischen Episoden, an Kämpfen und Opfern hat es freilich auch der neuesten großen Expedition nicht gefehlt. Aber die langjährige Dauer dieser Forschungen, die Zahl der mit einander verbundenen, in seltner Weise befähigten Forscher, die einander ebenso in ihrem Wissen ergänzten, wie sie immer einer aus der Hand des Andern die verlassene Forschung wie ein treu zu bewahrendes und zu vermehrendes Erbe übernahmen, endlich die deutsche Gründlichkeit dieser Männer, die unter allen Leiden und Gefahren in seltner Weise sich die Ruhe der Seele und die Klarheit des Blickes zu erhalten wußten, alle diese Umstände lassen die persönlichen Erlebnisse auf dieser Expedition mehr als je zurücktreten und drängen in überraschender Klarheit ein treues, übersichtliches Bild der durchwanderten Welt selbst, ihrer Natur und ihrer Völker hervor.

Wenn ich es unternehme, dieses Bild von dem Schauplatze, auf welchem sich die deutsche Forscherthätigkeit in unsern Tagen so glänzend entfaltete, hier in flüchtigen Umrissen zu gestalten, so greife ich allerdings den Begebenheiten vor. Denn dieses Bild ist der Kern und das Mark der Expedition. Aber auf seinem Hintergrunde werden auch die Erlebnisse und die Thaten der Forscher erst ihre volle Bedeutung und ihr Verständniß gewinnen.

Afrika ist nicht mehr, wofür es lange genug gegolten, eine öde Wildniß, eine brennende Wüste. Seine sonnendurchglühte Sahara, das trockengelegte, tiefe Bett eines ehemaligen Meeres, wie man sie sich sonst dachte, ist emporgestiegen zu einer Hochfläche; die wilden Gebirge, die man im Innern träumte, sind gesunken und haben reich bewässerten, von wohlgeordneten, Handel und Industrie treibenden Staaten bedeckten Tiefländern Platz machen müssen. Afrika ist freilich noch immer vorzugsweise der massige, starre, einförmige Koloß unter den Continenten der Erde. Das Meer schneidet nirgends tief in seine Küsten ein, und Buchten und Meerbusen, die natürlichen Vermittler des Innen und Außen, fehlen ihm fast gänzlich. Auch die feurigen Mächte des Erdinnern störten seine Einförmigkeit kaum. Nur längs der Küsten

erheben sich höhere Gebirgsstöcke, und nur an einem Punkte, in jenem südöstlichen Winkel, in dem man die Quellen des Nil sucht, scheint der Boden in die Region des ewigen Schnees aufgestiegen zu sein. Kein Vulkan, vielleicht einen an der Westküste, am Busen von Benin ausgenommen, leuchtet als flammende Warte über die afrikanischen Flächen.

Afrika, im Ganzen genommen, ist eine große Sandsteinplatte, die im Innern zu Becken vertieft, an den Rändern gegen das Meer in schmalen, zum Theil von hohen Gebirgsmauern begrenzten Terrassen abfällt. Am vollendetsten spricht sich der Charakter der Hochfläche in der Sahara aus, dieser einen Flächenraum wie halb Europa umfassenden, größten Wüste der Erde. Sie ist ein Kalk- und Sandsteinplateau von 1200—1300 Fuß mittlerer Erhebung über dem Meere, dessen Einförmigkeit aber durch zahlreiche Gebirgsgruppen von freilich selten mehr als 5000 Fuß Höhe und durch weit erstreckte, flache Thäler und enge, tiefe Schluchten, die Wadi's oder Oasen, unterbrochen wird. Da, wo die Erhebungen kräftiger waren und wiederholt eintraten, zeigt sich auch dieselbe abenteuerliche Gestaltung des bunten Sandsteins, wie in den Felsenlabyrinthen und Teufelsmauern Deutschlands. Gegen Süden senkt sich die Hochfläche der Sahara allmälig zu einer muldenförmigen Tiefläche von etwa 900 Fuß mittlerer Höhe über dem Meere ab, die in ihrem Innern einen großen See, den Tsadsee, und zahlreiche, oft unabsehbare Sümpfe, wie den Tubori- und Fittrisumpf, umschließt. Unfehlbar ist diese gewaltige Mulde des mittlern Sudan in der Vorzeit das Becken eines großen Sees gewesen. Nur sehr allmälig steigt der von wenigen, vereinzelten Hügeln oder Gebirgsgruppen unterbrochene, flache Boden gegen Süden an; Vogel fand unter dem 10.° s. Br. erst eine Meereshöhe von 900 Fuß.

Der Sahara und dem Sudan des Nordens entsprechend, treten uns auch in Südafrika ähnliche Hochflächen und Mulden entgegen. Wir sehen am Caplande denselben Sandstein, wie in der Sahara. Aus diesem Sandstein ragt der Felsen des Tafelbergs empor, aus fast senkrecht aufgerichteten Thonschieferschichten bestehend, aus denen auf der Höhe der Granit hervorbricht, an den sich auf der Nordseite wieder die fast wagerechten Sandsteinschichten anlegen. Die Bergzüge des Caplandes, so hoch sie zum Theil auch erscheinen, sind nur die steilen Abfälle von Terrassen, in denen der Boden nordwärts ansteigt, also ganz den Küstenterrassen des afrikanischen Nordrandes entsprechend. Auch hier

schließen sich weite Hochebenen an diese Terrassen an, und diese bieten denselben Wüstencharakter wie dort, nur daß sie in einer bedeutenderen Meereshöhe, etwa von 4000—4500 Fuß, liegen. Die Kalahari-Wüste ist die Sahara des Süden. Nach dem Innern hin senken sich auch diese Wüsten wieder zu einer flachen, thonigen, mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Mulde ab, und auch diese Mulde ist offenbar das Becken eines großen Binnensees der Vorzeit, dessen Ueberreste der Ngami-See und der noch tiefer gelegene Kumadau-See und die Salzsümpfe am Nordostrande der Kalahari bilden. Auch diese Mulde endlich steigt gegen den Aequator hin sehr allmälig an, so daß erst gegen den 12.° s. Br. eine Hochfläche von 5000 Fuß Meereshöhe ihr eine Grenze setzt. In dieser Hochfläche also oder diesem Landrücken können wir die große Scheidewand sehen, welche wahrscheinlich zwischen dem 6.° und 12.° s. Br. sich quer durch den ganzen Continent erstreckt und den Norden vom Süden, die Mulde des Tsadsees von der des Ngamisees trennt.

Wüste Hochflächen im Norden und Süden, große, nach innen geneigte Sandsteinplatten gleichsam, deren schroffe Abfälle gegen das Meer hin als Randgebirge erscheinen, weite, fruchtbare, zum Theil sumpfige Mulden im Innern, die durch flache Rücken von einander getrennt sind, das ist im Ganzen das Bild des afrikanischen Reliefs. Große Centralgebirge, von deren schneebedeckten Häuptern die Flüsse ihren Ursprung nehmen könnten, fehlen; in hochgelegenen Mulden, oft nahe den Küsten, sammeln sie ihre Quellwasser. Auch größere Wasserscheiden fehlen; in der Regenzeit fluthen die Quellflüsse oft sogar in einander über.

In der Sahara und dem Sudan werden wir nun die beiden Hauptreliefformen des afrikanischen Continents, die Hochfläche und die Mulde, näher kennen lernen.

Ueber die Terrassen der nördlichen Küste, die Stätten alter Kultur, wo man noch jetzt neben den Trümmern carthagischer Städte, römischer Festungen, Tempel und Wasserleitungen und arabischer Burgen die Denkmale einer ältern Kultur dunkler Urzeit findet, über die fruchtbaren Ebenen des alten Berenice, in welche die Phantasie der alten Dichter die Gärten der Hesperiden versetzte, über das malerische Bergland der alten Barka und das cypressenbekränzte königliche Cyrene, über diese aus den blühendsten Landschaften der Erde in öde, wüste Stätten des Elends verwandelten Gegenden hinweg treten wir in die Sahara ein.

Ein unabsehbares, sonnedurchglühtes, wogendes Sandmeer, wie es noch jetzt wohl in mancher Vorstellung lebt, ist die Sahara nicht. Sie ist eine Hochfläche und zu einem großen Theile sogar Gebirge. Namentlich hat der südliche Theil der Wüste einen entschiedenen Gebirgscharakter, und die Wüste der Tebus im Osten, das Land Borgu, scheint selbst ziemlich hohes Gebirgsland zu sein. Die Berge sind im Allgemeinen nicht hoch, aber rauh und wild zerklüftet. Die Karavanenwege führen oft durch enge, tiefe Schluchten zwischen jähen, himmelanragenden Felswänden hin. Der Charakter dieser Wüstengebirge läßt sich mit keinem eines andern Gebirges der Erde vergleichen. Ihren Landschaften fehlt zwar die Färbung nicht; aber nur der starre Fels der Sand- und Kalksteine leiht die Farbe. Aus einer gelben oder rothen Fläche erhebt sich hier ein zackiger Felsenkoloß mit weißem Fuß und schwarzer Kuppe, dort ein anderer, schwarz am Grunde, oben blendend weiß, wie mit einer Schneehaube bedeckt.

Einer gewaltigen Feste gleich, mit jähen Mauren und phantastischen Zinnen, steigt aus der öden Fläche die zweite Form der Wüste auf, die felsige Hochfläche, die Hammada, d. h. die durchglühte. Sie bildet meist die Schwelle der Wüste, und eine furchtbare Schwelle. Auf ihrem steinbedeckten Boden erblickt das Auge sechs, acht Tage lang keinen Baum, keinen Quell, kaum eine kümmerliche Vegetation, kaum eine Spur beweglichen Thierlebens.

Zwischen diesen Hochflächen aber und diesen Gebirgen und von ihnen ihren Ursprung nehmend, breitet sich die eigentliche Sandebene, die dritte Form der Wüste, aus. Weniger ausgedehnt, als die Hammada, ist sie doch noch gefürchteter; und sie ist es ganz besonders, welche die zahllosen Opfer von den Sclavenkaravanen fordert. Nicht die Sandstürme sind ihre vorherrschendsten Schrecken; auch nicht die Sonnengluth ist es, welche die Reihen der Sclaven lichtet; denn man durchreist diese Wüstenstrecken nur in der kühleren Nachtzeit. Aber die unglücklichen Sclaven müssen zu Fuß den losen, knietiefen Sand durchwaten, mit schweren Lasten auf den Köpfen, zum Theil in Fesseln, die jüngeren wenigstens mit einem Eisen um den Hals, an welches die rechte Hand mit ledernen Riemen gebunden ist, fast nackt, schlecht genährt, den grausamen Mißhandlungen ihrer Treiber, wie dem Sonnenbrande und der erstarrenden Nachtkälte ausgesetzt. Zu Hunderten und Tausenden sterben sie dahin, und ihre Gebeine bleichen im Sande, eine entsetzliche Straße bildend und durch ihr Knirschen unter den Hufen der

Thiere auch im Dunkel der Nacht den Karavanen die Richtung des Weges zeigend.

Der Sand dieser Wüstenstrecken ist keineswegs Meeressand, wie man früher glaubte, sondern das Verwitterungsgetrümmer der Wüstengebirge und Wüstenfelsflächen. Der Sandstein zerbröckelt zu einem gelben oder dunkeln Sand, der anfangs nur die Schluchten ausfüllt, allmälig aber zu einem unabsehbaren Meere anwächst, das der Sturm zu starren, rothen und gelben Wellen aufwühlt. Nicht immer ist es darum der Sand allein, sondern auch Steingeröll, scharfkantige Feuersteine, Achate und Sandsteinbrocken, die den Boden bedecken; in den Einsenkungen und Thälern überziehen sogar bisweilen rauhe, felsenharte Salzkrusten weite Strecken. Da, wo im Süden und Osten der Granit den Kalkstein verdrängt, nimmt die Wüste den ödesten Charakter an. Anfangs in niedrigen Zügen über die Ebene laufend, dann immer breiter auftretend, bildet der Granit endlich gewaltige Flächen, die nur ein loser Granitsand bedeckt, aus dem vereinzelte Hügel und bewegliche Sanddünen hervorragen.

Wie düster auch immer noch das Bild der Sahara bleiben mag, manche Umwandlung unserer Vorstellungen von ihrer Natur ist doch bereits nöthig geworden. Man denkt immer nur an die Sonnengluth, und allerdings ist diese entsetzlich; denn das Thermometer steigt oft im tiefsten Schatten auf 32° R., in der Sonne auf 36°, im brennenden Sande sogar auf 45°. Aber so gluthheißen Tagen folgen dann Nächte von empfindlicher Kälte, namentlich in den Hammada's zur Winterszeit, wo der durch nichts geschützte Boden sich in den längern Nächten überaus stark abkühlt. Auf den Ghurianbergen hatten Barth und Richardson selbst Schnee, und in Murzuk ist es nichts Ungewöhnliches, die Brunnen am Morgen mit Eis bedeckt zu sehen. Auch in den Hammada's sinkt das Thermometer oft unter den Gefrierpunkt, und schimmernder Reif überzieht die Wüstenflächen.

Eine vom Begriff der Wüste fast untrennbare Eigenschaft ist für die Meisten der Wassermangel. Allerdings gibt es Gegenden, namentlich auf den Hammada's, wo selbst mehrere Tagereisen die Quellen von einander trennen. Aber im Allgemeinen ist die Sahara nicht so völlig wasserlos, als sie verschrieen ist. An den Rändern der Hammada's, in den Thälern und Schluchten der Wüstengebirge, in den Mulden, die sich zwischen ihnen ausbreiten, findet man fast immer Wasser. Der Sand, der diese Vertiefungen bedeckt, schützt sogar das darunter ver-

borgene Wasser vor der verzehrenden Gluth der Sonne. Die sogenannten Brunnen der Wüste sind gewöhnlich tiefe, in diesem Sande angelegte Gruben. Auch an Regen fehlt es in der Wüste keineswegs überall. Auf dem steinigen, zerklüfteten Sand- oder Kalksteinboden der Hammada's vermag der Regen freilich nicht erfrischend und lebenweckend zu wirken. Aber der ganze südliche Theil der Wüste, namentlich die Landschaft Aïr, hat sogar regelmäßige tropische Sommerregen, die auch ihren lebenweckenden Zauber auf den Boden nicht verfehlen. Schwere Wolken sieht man hier an dem reinen Wüstenhimmel aufsteigen; furchtbare Windstöße brechen herein, und von Gewittern begleitet stürzen dann plötzlich Wasserfluthen hernieder, wie sie nur die Tropen kennen. In wenigen Stunden sind die Thäler in brausende Ströme verwandelt, die sich wild schäumend über die Felsterrassen stürzen, Wasserfälle bildend, die an die Alpen erinnern. Freilich ist die Dauer der Erscheinung nur flüchtig. Bald erkennt man nur noch an dem aufgewühlten Boden, den durchbrochenen Sanddünen und den zurückgebliebenen Teichen, um die sich ein heiteres, kurzes Wüstenleben sammelt, die Spuren der gewaltigen Regenfluth.

Daß es auch an einer Pflanzendecke nicht fehlen kann, wo wenigstens zu Zeiten und, wie in einem großen Theile der Wüste, selbst regelmäßig solche Feuchtigkeit herrscht, ist selbstverständlich. Ein ungeahntes Leben ersteht aus dem durchtränkten Boden, namentlich der Wadi's. Gräser, deren langhinkriechende Wurzeln und harte Samen im dürren Sande schlummerten, sprossen auf; die Akazienbäume bedecken sich mit Laub, die Tamarisken entfalten ihre rosigen Blüthensträuße. Diese Wadi's, die berühmten Oasen der Wüste, die eigentlichen Stätten des Wüstenlebens, sind Thäler und Schluchten an den Abhängen der Hammada's und der Gebirge, meist langgestreckt und oft von beträchtlicher Breite. Es sind freilich keine Gärten der Wüste, wie sie die Phantasie der Dichter oft gemalt hat; manche sind kaum mehr als rauhe Felsenschluchten, andere halb von Sand verschüttete, von einer Gruppe verkrüppelter Dattelpalmen umgebene Brunnen. Wo aber tropische Regen den Boden tränken, wie im Lande Aïr, da entfaltet sich in den Wadi's auch tropische Fülle. Wälder von Dattel- und Dumpalmen, von Mimosen und Akazien bilden ein dichtes, von den Blüthengewinden der Schlingpflanzen durchflochtenes Laubdach. Dazwischen erheben sich riesige Asclepien und Büsche von dornigen Kappernsträuchern und Tamarisken oder Ethelbäumen. Kräuterreiche Weiden mit wohlriechenden Artemisien und mannatragenden Leguminosen breiten

sich zwischen den Felsen und auf den Terrassen aus. Weiter im Süden bedeckt die Sennapflanze weite Flächen, und jenseit des 18.° n. Br. tritt auch der Indigo auf. Dazwischen drängen sich auch feindliche Pflanzen ein, namentlich zwei Gräser, der Aido und das Karengia (eine **Pennisetum**-Art), die durch ihre stachligen Samenkapseln für Kleider und nackte Füße der Wanderer gefährlich werden. Wo die menschliche Kultur in den Wadi's ihre Stätte aufgeschlagen hat, zeigen sich auch kleine Fruchtfelder, mit Mais oder noch häufiger dem bekannten Negerhirse oder Gossup bestanden. In den nördlichen Oasen sieht man sogar Gärten mit Obstbäumen, mit Granaten, Orangen, Pistazien, Mandeln, Aprikosen, Oliven und Feigen; aber diese finden meist schon im Süden des Ghuriangebirges ihre Grenze, und die Apfel- und Birnbäume, die noch bei Murzuk vorkommen, tragen keine oder mindestens sehr schlechte Früchte. Der Hauptschmuck der Blumengärten ist unsere Sonnenblume.

Wenn auch die Oasen als der eigentliche Sitz der Wüstenvegetation zu betrachten sind, so ist doch auch die Wüste selbst nicht ganz pflanzenleer. Auf den berüchtigten Hammada's sogar finden sich nur selten größere Strecken ganz ohne Pflanzen, und wenn es auch nur Trüffeln und massenhafte Flechten sind, die den Boden bedecken. Hin und wieder gibt es auch eine Einsenkung, wo sich Kräuter, deren ganze Entwicklung nur wenige Wochen in Anspruch nimmt, ansiedeln können. Die ödesten und nacktesten Flächen sind jedenfalls die Granitplateaus. Aber auch diese entsprechen selten der gewöhnlichen Vorstellung von einer Wüstenlandschaft. Felsen und Sandhügel, sogar Bergzüge bringen Abwechselung in die Oede, und zwischen diesen Felsen und Bergen breiten sich grüne Rasen, Kräuter und Gebüsche aus, die durch ihren Contrast zu dem wilden Gestein sogar einen malerischen Eindruck gewähren.

Wie die Vegetation, fehlt auch das Thierleben der Wüste nirgends ganz. Selbst in der schauerlichen Einöde der Granitwüsten gaukeln noch Schmetterlinge und Libellen lustig über den Sandhügeln. Noch weniger fehlt das Leben der Hammada. Ein kleiner, grüner Ammer umhüpft beständig die Karavanen, um das Ungeziefer von den Füßen der Kameele zu picken; eine giftige Eidechse, der Bu-Kerschasch der Berbern, huscht über den Weg. Nur die Thiere, mit denen der Dichter die Wüste zu bevölkern pflegt, Strauße, Giraffen und Löwen, fehlen der wirklichen Wüste. Strauße bewohnen vorzugsweise die großen,

offnen Thäler; Giraffen haben ihre Heimath in der südlichen, nicht mehr den echten Wüstencharakter tragenden Hammada, wo die kleinen Acazien (Tholukbäume) ihnen reichliche Nahrung gewähren, während die offne Gegend den Raubthieren keine Schlupfwinkel bietet. Der Löwe ist nur in der Dichtung der Wüstenkönig; in Wahrheit ist er der König der Wildniß. In den unzugänglichen Thälern eines wilden Hoch- und Gebirgslandes, in einer dünn bevölkerten, aber an Pflanzenwuchs und Wasser reichen Landschaft haust er am liebsten. Hier findet er auch seine Nahrung; denn hier entfaltet das Thierleben, namentlich in der Regenzeit, eine wunderbare Fülle. Die Wipfel der Bäume schwirren vom Gesang der Finken und Ammern und dem Girren der Tauben; Affen steigen von den Vorhöhen der Berge nieder; Hyänen und Schakale lauern zwischen den Gebüschen und Felsen; Antilopen und Gazellen beleben die Ebenen.

Daß man nach monatelanger Wanderung durch die Sahara den Sudan als Paradies begrüßt, ist leicht erklärlich. Schon der üppigere Pflanzenwuchs, der sich beim Herabsteigen vom letzten Wüstenplateau mit jedem Schritte bemerklich macht, das hohe Rohr in den Niederungen, die kleinen Seen erwecken Ahnungen einer völlig neuen Welt. Dörfer, Meiereien, Kulturfelder, Rinderheerden und weidende Pferde auf grünen Wiesen, arbeitende Menschen, Alles liefert den Beweis, daß die Natur hier menschlicher Pflege würdig und der Mensch geistiger Entwickelung fähig ist. Durch die ganze Landschaft weht der Hauch des Friedens und der Thätigkeit.

Der Sudan ist freilich kein Paradies, er hat seine Schattenseiten, wie jedes Land der Erde; aber er gehört zu den fruchtbarsten und zukunftreichsten Ländern. Man bezeichnet mit diesem Namen im engeren Sinne die gewaltige Tiefebene, die sich in einer mittleren Meereshöhe von 8 — 900 Fuß in noch unbekannter Breite, aber von wahrscheinlich mehr als 100 deutschen Meilen, im Süden der Sahara hinzieht, und in der Mitte das Becken des Tsadsee, im Westen das Quell- und obere Stromgebiet des Niger, im Osten das Quellgebiet des Nil umfaßt. Nur wenige Hügel unterbrechen die einförmige, von einem überaus fruchtbaren Thon- und Humusboden bedeckte Ebene; nur hier und da erhebt sich eine vereinzelte granitische Gebirgsgruppe, wie der 5000 Fuß hohe Mindif im Lande der Marghi und der von Barth auf 8 — 9000 Fuß geschätzte Alantika in Adamaua. Zahlreiche Seen, Sümpfe und Flüsse bewässern das Land. Mächtige Wälder wechseln

mit parkähnlichen Landschaften von paradiesischer Schönheit, mit Kornfeldern und Weideland.

Der Tsadsee nimmt die Mitte der großen Ebene ein. Unzweifelhaft ist er der Ueberrest eines ungeheuren Sees, der in der Vorzeit das ganze Tiefland bedeckte, — aber ein trauriger Ueberrest. Trotz seiner Ausdehnung von vielleicht 60 — 80 englischen Meilen ist er keineswegs ein klares, schönes Wasser, sondern ein seichter, inselreicher Sumpf, dessen Wasserfläche nur von wenigen Stellen des Ufers erblickt werden kann. Seinen wichtigsten Zufluß erhält er durch den Schari im Süden, einen majestätischen Strom von 2000 Fuß Breite, der zur Regenzeit 140,000 Kbfuß. Wasser in jeder Sekunde in den Tsadsee ergießt, an Größe also kaum dem Nil nachsteht. Das Land der Musgo an seinen Ufern ist ein wahres afrikanisches Holland; so flach ist das Land, das er durchfließt. Zwischen dem obern Laufe dieses Schari und den Quellflüssen des Benue breitet sich eine andere weite Sumpffläche aus, die in der trocknen Jahreszeit zwar nur den Anblick von feuchten Wiesen darbietet, in der Regenzeit aber sich in einen See verwandelt, dessen Ausdehnung Vogel auf mindestens 60 engl. Meilen schätzte. Die Gewässer dieses Sumpfes oder Sees, des Tubori-Sees, fluthen dann im Osten mit denen des Arre, eines Nebenflusses des Schari, zusammen, während sie sich im Westen in das Bett des Kebbi hinüberziehen, der nach aller Wahrscheinlichkeit ein Nebenfluß des Ledde ist und mit diesem sich in den Benue ergießt. Das ist eine echt afrikanische Eigenthümlichkeit, die in dem Mangel wirklicher Wasserscheiden ihren Grund hat, die aber hier noch eine besondere praktische Bedeutung gewinnen kann. Der englische Schiffsarzt Dr. Baikie hat nämlich im Jahre 1854, demselben Jahre, in welchem Vogel den Tuborisumpf besuchte, den Beweis geliefert, daß man mit Dampfschiffen den ganzen Benue hinauf bis in das Land Adamaua gelangen kann. Die Möglichkeit liegt also nicht fern, daß man mit Hülfe flacher Kähne wenigstens zur Zeit des Hochwassers durch die Tuborisümpfe selbst in den Tsadsee gelangen könne. Es wäre das eine Wasserstraße von unberechenbarer Wichtigkeit — vom atlantischen Ocean bis mitten hinein in das Herz des großen Continents, mitten hinein in seine üppigsten, bevölkertesten und betriebsamsten Länder!

In der Vorzeit mögen sich viel zahlreichere Flüsse in den Tsadsee ergossen haben, die sich jetzt dem Nil oder Niger zuwenden. Die außerordentliche Flachheit des Bodens, dessen Senkung kaum 2 Fuß auf

die Meile beträgt, die ungeheure Ausdehnung des Gebietes, aus dem die Flüsse gespeist werden, und darum ihr Wasserreichthum und ihr gewaltiges Anschwellen in der Regenzeit, begünstigen solche Veränderungen des Flußlaufs hier mehr als irgendwo. Es sind Veränderungen, wie sie die norddeutsche Tiefebene in ganz ähnlicher Weise aufzuweisen hat, wo auch einst die Weichsel sich durch das Thal der Netze und Warthe in das Bett der Oder, die Oder durch das Spree- und Havelthal in das Bett der Elbe ergoß. Wie die norddeutschen Seen und Sümpfe in den Lachen und Brüchen, vor allem im großen Becken des Spreewaldes verschwunden sind, so werden auch der Tsadsee, die Tuborisümpfe, der Fittrisee ꝛc., allmälig entwässert, einst, freilich nur unter Beihülfe des Menschen, fruchtbaren Ländereien Platz machen.

Der Anblick der Umgebungen des Tsadsee's, wie der Seen und Sümpfe überhaupt, ist in der trocknen Jahreszeit unfreundlich und melancholisch. Alles ist in grauen Staub gehüllt. Die dürre, verbrannte Ebene, hin und wieder unterbrochen von flachen Einsenkungen eines schwarzen, sumpfigen Bodens, ist nur bedeckt mit den plumpen Büschen der Asclepias gigantea und dem kurzen, dürren Gestrüpp einiger Ginsterarten. Die Wälder selbst sind trostlos; denn die dornigen Acazien und Kappernsträucher sind blatt- und blüthenlos; die Adansonien oder Baobabs mit ihren colossalen Stämmen und ihrem mächtigen Astwerk, aus dem an langen, rattenschwanzähnlichen Stielen die beutelartigen Früchte herabhängen, verrathen keine Zeichen des Lebens. Mit der Regenzeit verändert sich die Scene fast plötzlich. Die Seen und Sümpfe bedecken sich mit weißen Lotosblumen und mit den grünen Inseln der Pistia; der Rasen der Wiesen durchwebt sich mit violetten Lilien und Tradescantien; die Acazien entfalten ihre zarten Blattfiedern und duftenden Blüthen; wilde Kaffeesträucher und Gonda- oder Annona-Gebüsche kleiden sich in frisches Grün.

Die Pflanzenwelt des Sudan ist nicht grade reich an Arten im Vergleich zu andern tropischen Ländern, aber sie hat manche eigenthümliche und schöne Gestalten. Unter ihren Palmen ist die Dumpalme (**Hyphaena thebaica**) mit ihrem verästelten Stamme vielleicht die verbreitetste; aber die schönste und zugleich nutzbarste ist die Delebpalme (**Borassus Aethiopum**). Sie ist charakteristisch für den ganzen südlichen Sudan, vom Musgolande bis nach Kordofan, wie am obern Niger, und bildet namentlich am Saume von Seen und Sümpfen ganze Waldungen. Ihr schlanker, glatter Stamm hat etwas über der Mitte

regelmäßig eine Anschwellung und erhebt sich bis zu einer Höhe von 60 — 80 Fuß. Ihre fächerartigen Blätter sind von gewaltiger Größe und vom herrlichsten Grün. Ihre 8 — 9 Zoll langen und oft 4 — 5 Pfund schweren Früchte enthalten einen etwas bitterlich, aber sonst höchst angenehm schmeckenden Saft, der an die Ananas erinnert. Aber das eigentliche Nahrungsmittel gewährt die Frucht den Eingebornen erst, nachdem ihre Kerne zerschlagen und ihre Samen in die Erde gelegt sind, durch die mehlreichen, weißen Wurzeln, welche die jungen Sämlinge treiben. Vielleicht ist das unter dem Namen Fidogma bekannte Mehl dieses Ursprungs.

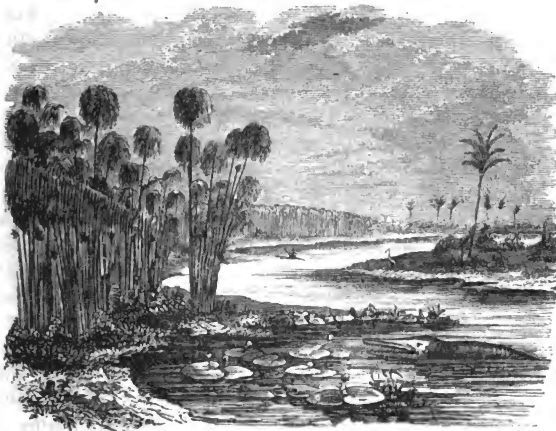
Neben den Palmen spielen im Sudan namentlich als Waldbäume eine bedeutende Rolle die Feigen, unter denen auch die Sycomore als einer der schönsten Schattenbäume prangt. Die Feigen erreichen in den feuchten Wäldern oft eine Höhe von mehr als 80 Fuß, und ihre ungeheuren Stämme besitzen nicht selten eine Dicke von 8 Fuß, ihre dunkeln, dichten Kronen Durchmesser von 100 Fuß. Oft wurzeln sie selbst auf andern Bäumen, auf welche Vögel und Affen ihre Samen trugen, und senken dann von den luftigen Sitzen aus ihre fadenförmigen, weißen Luftwurzeln zum Boden herab. Die Luftwurzeln, die oft in der Luft mit einander verwachsen und um jeden Baum einen kleinen, jungen Wald bilden, geben den Feigenwäldern ein eigenthümlich phantastisches Ansehen.

Der Riesenbaum Afrika's ist der Affenbrodbaum (**Adansonia digitata**), der Baobab der Westküste, die Kuka des Sudan, einen gewaltigen, mit weißen Malvenblüthen geschmückten Dom in der Wildniß bildend. Ihm verwandt sind die Bombax- oder Wollbäume (**Eriodendron**), deren einer, die schlanke Rimi, einst den Negern des Sudan als heiliger Baum galt. Auch die Sterculien im Westen, welche die durch den ganzen Sudan beliebten und einen wichtigen Handelsartikel bildenden Gurunüsse liefern, gehören zu diesem Malvengeschlecht.

Einen herrlichen Kontrast zu den schweren, massigen Formen der Kuka und der Feigen gewährt das zartgefiederte, frischgrüne Laub der Tamarinde, des schönsten Waldbaumes des Sudan und des Lieblings seiner Bewohner. Seine goldgelben Schoten enthalten ein saftiges, angenehm kühlendes Mark, das mit Wasser in der heißen Jahreszeit ein erfrischendes und zugleich fieberheilendes Getränk liefert. In ihrer weit ausgebreiteten Krone nisten zahllose Vögel, die den Boden ringsum düngen und mit mancherlei Samen besäen. Fast immer bildet sich darum

um die Tamarinde ein Gebüsch schöner Fruchtsträucher, während sie selbst die Gesellschaft anderer Bäume liebt und bald ihre Zweige in die einer riesigen Kuka einflicht, bald den reizenden Unterbau einer hochstrebenden Delebpalme bildet.

Auch an Seltenheiten fehlt es der Pflanzenwelt des Sudan nicht. Gewaltige Euphorbien oder Wolfsmilchbäume erheben sich mit ihren starren, blattlosen Zweigen 30 — 40 Fuß hoch; und der Butterbaum (**Bassia Parkii**) aus der Familie der Sapotaceen liefert in den Kernen seiner Früchte eine der thierischen Butter an Wohlgeschmack völlig gleiche Pflanzenbutter. Den Hauptbestandtheil der Wälder und namentlich des Unterholzes bilden aber überaus zahlreiche Arten von dornigen Acazien und Mimosen.



Papyrus-Gebüsche.

An den Ufern der Seen und Sümpfe wiegt der Papyrus seine zarten Kronen. Wilde Reisfelder bedecken weithin die feuchten Ebenen. Verschiedene Sorghum- und Holcus-Arten (**Holcus cernuus**, die bekannte Negerhirse), Buffbohnen, Erdnüsse (**Arachis hypogaea**), Melonen und Riesenkürbisse, Zwiebeln und Tomaten, Baumwolle, Indigo und selbst Tabak werden auf den Aeckern und in den Gärten gepflegt. Indigo, Ricinus, Sesam überziehen ungeheure Flächen. Das indische

Zuckergras (**Sorghum saccharatum**) erreicht hier oft eine Höhe von 14 Fuß, und gewiß würde auch das Zuckerrohr in diesen Ebenen vortrefflich gedeihen, wenn friedlichere Zustände es gestatteten. Der Versuch eines ehemaligen brasilianischen Sclaven in der Nähe von Sokótó ist bereits mit den glücklichsten Erfolgen gekrönt worden.

Wie die Pflanzenwelt, zeichnet sich auch die Thierwelt des Sudan weniger durch Artenreichthum, als durch kolossale und charakteristische Gestalten aus. Hier ist die Heimath der Rhinoceros und Elephanten, die oft in Heerden von mehr als 100 Stück die feuchten Waldungen und die Schilfdickichte der See- und Flußufer bewohnen. Der Boden ist oft von ihren Fußtapfen so zertreten und durchlöchert, daß Kameele und Pferde darüber stürzen, und der Reisende kaum ein ebenes Plätzchen findet, auf dem er seine Matte zum Schlafen ausbreiten kann. Für die Reisfelder sind die Elephanten die gefährlichsten Feinde. Selbst in dem Musgolande, das im eigentlichsten Sinne ein ungeheures Reisfeld ist, bleibt oft kaum soviel übrig, daß die Häuptlinge mit dem Geschenk einer Hand voll Reis ihre Gunst beweisen können. Den einzigen Schutz gegen diese plumpen Räuber gewähren die dichten, oft 20—25 Fuß hohen Hecken stachliger Euphorbien, mit denen die Neger bisweilen ihre Felder umhegen. Rhinoceros fehlen zwischen dem Schari und Niger und treten erst wieder am rechten Ufer des letztern Flusses auf. Aber Krokodile und Schildkröten bevölkern Flüsse, Seen und Wasserlöcher, und selbst ein eigenthümliches, walfischähnliches Säugethier, das Ajuh, das dem Manati des Senegal nahe verwandt ist und eine Länge von 10 Fuß erreicht, lebt in dem Niger und Benue. Häßliche Warzenschweine mit starkem Bart und langer Mähne an Hals und Rücken durchstreichen die Wälder und Schilfufer der Seen. In den dornigen Dickichten der Wälder und den Schluchten der Gebirge hausen röthliche, fast mähnenlose Löwen, Leoparden, Hyänen und andere wilde Katzenarten. Wilde Büffel und leichtfüßige Antilopen durchschweifen die Ebenen. Die Giraffe kommt nur vereinzelt vor; ihre eigentliche Heimath ist das offne, spärlich bewohnte Grenzgebiet zwischen der Wüste und dem fruchtbaren Lande. An giftigen Schlangen fehlt es hier nirgends, und Kröten von 5 Zoll Länge strecken ihre häßlichen Köpfe aus dem Schlamme hervor. Die Insectenwelt ist nur zu reich vertreten und nicht bloß durch bunte Schmetterlinge und Honigbienen, sondern auch durch gefräßige Termiten, die ihre hohen, gothischen Bauwerke längs der Flußufer aufführen und mit ihren unterirdischen Gängen alles nur Genießbare zu erreichen wissen; durch Wolken von Mücken und

Stechfliegen, die jeder Lache entsteigen, und von denen die eine Art durch ihren plattgedrückten Bau befähigt ist, in die Kleider des Menschen zu schlüpfen, um ihn zu quälen; durch giftige Spinnen, deren Leib die Größe von 2 Zoll erreicht. Entsetzliche Schaaren großer Würmer verheeren die Ernten, und Blutegel beleben das feuchte Gras, die sich unvermerkt an den Füßen der Thiere festsaugen und sie mit Blut überströmen.



Das afrikanische Warzenschwein (Phacochoerus abyssinicus).

Das ist nur ein flüchtiger Blick in die Lebenswelt des Sudan, die noch bei weitem nicht erschlossen ist, und die manche ihrer Schrecken verlieren wird unter dem Segensschritt der eindringenden Kultur. Das

ist das Land überhaupt mit seinem vielverheißenden Boden, der bisher nur der Schauplatz einer wilden Geschichte war, der bisher nur die rohen Anfänge einer Kultur sah und der Keime noch harrt, die ihn in ein wirkliches Paradies der Erde verwandeln sollen.

Drittes Kapitel.

Geschichte der Sudanstaaten.

Der Sudan gehört zu den interessantesten und zukunftreichsten Theilen des afrikanischen Continents, und es lohnt sich wohl, einen Blick auf seine Geschichte, seine Kultur- und politischen Verhältnisse zu werfen. Dank der bewunderungswürdigen Energie und Selbstverleugnung der letzten Reisenden — und es waren ja deutsche Reisende — sind uns Aufschlüsse über diese Länder geworden, wie wir sie kaum erwarten konnten. Unter beständigen Gefahren und Beschwerden, oft krank oder gefangen oder verfolgt, trotz der Schwierigkeit des häufigen Sprach- oder Dialectwechsels, sind sie nicht ermüdet, Erkundigungen selbst über nicht von ihnen betretene Länder und nicht blos über ihre Gegenwart, sondern auch über ihre Entwicklung in der Vergangenheit einzuziehen, mit einer Sorgfalt und Vorsicht, wie sie nur dem deutschen Forscher eigen ist.

Der Sudan, sage ich, besitzt eine Geschichte, und das will viel sagen bei einer Bewohnerschaft, der man noch vor nicht langer Zeit kaum eine höhere geistige Befähigung, am wenigsten eine politische, zugestehen wollte, deren Angehörige man noch heute in den Sclavenstaaten Amerika's nicht als Seinesgleichen, sondern fast nur wie menschenähnliche Thiere behandelt. Mag auch nicht Alles erfreulich sein, was wir in der Geschichte und dem Staatsleben dieser Sudaniten erblicken, das läßt sich doch nicht leugnen, daß, wo solche tausendjährige Reiche entstehen und vergehen, wo solch' ein lebendiges Ringen und Kämpfen der Völker und Stämme, der politischen Verfassungen und des Glaubens herrscht, wir es mit Menschen zu thun haben, gleich uns, freilich auf andern Kulturstufen stehend und unter andern Lebensbedingungen, von tropischer Sonne geboren, aber doch von gleichen Leiden-

schaften und Trieben bewegt. Die Geschichte des Sudan ist freilich eine viel bewegte, eine stürmische; aber sie kann es nicht anders sein, wenn wir zwei wichtige Factoren ins Auge fassen, — das bunte Völkergemisch und den Sclavenhandel.

Auf keinem andern Continent der Erde finden wir so viele, so bunte, so contrastirende Volksstämme, ja Menschenracen vereinigt und durch einander geworfen, wie in Afrika. Auch Europa hat seine Völkerwanderung gehabt, und mancher Leser erinnert sich vielleicht noch mit einem kleinen Schauder der chaotischen Verwirrung, welche sich seines jugendlichen Geistes bemächtigte, als sein Geschichtsstudium ihn zu dieser verhängnißvollen Epoche führte. Aber dieses Chaos ist nichts im Vergleich zu dem Chaos der afrikanischen Völkerwanderung, die vielleicht vor Jahrtausenden begonnen, heute noch nicht ihr Ende gefunden hat. Eine Verschmelzung, wie sie in Europa stattgefunden hat, ist hier noch lange nicht vorauszusehen; dazu sind die Kontraste zu groß. Schon an der Nordküste finden wir Mauren, Araber, Berbern, Türken neben einander, Glieder der weißen Race, aber keineswegs nahe unter einander verwandt. In der Sahara sind Berbern, Tuareg, wie sie die Araber, Imoschar, wie sie sich selbst nennen, im Westen, Neger, die Tebus, im Osten die herrschenden Bewohner. Die Tuareg, welche durch die Araber aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen am Nordrande der Sahara verdrängt wurden, gehören trotz ihrer dunkelbraunen Gesichter unzweifelhaft der weißen Race an, sind semitischen Ursprungs. Ihr kräftig gebauter, hoher und schlanker Körper und ihre scharfgeschnittenen, intelligenten Gesichtszüge machen sie zu einem der schönsten Volksstämme Nordafrika's. Die Tebus sind ächte Neger von glänzend schwarzer Hautfarbe, zum Theil zierlich gebaut, mit wohlgerundeten Gliedern und ziemlich langem, wenig gekräuseltem Haar. Sie sind die wichtigen Salzfabrikanten für die Wüste und den größten Theil des Sudan. Namentlich sind es die Salzseen und Sümpfe in der Nähe von Bilma, die ein vortreffliches Salz gewähren, das in Kuchen geformt durch die Tuareg von Aïr in den Sudan ausgeführt wird und dort zum Theil die Stelle des Geldes vertritt. Mit diesen Völkern, Tuareg und Tebus, mischen sich in der Wüste Araber und selbst Mauren, und daraus gehen mancherlei interessante Mischvölker hervor. Schon die Bewohner Fezzans sind fast ausschließlich solche Mischvölker und noch entschiedener die Bewohner der Landschaft Aïr, die Kelowi, die aus einer Mischung von Tuaregs und Negern hervorgegangen. Im Sudan theilen sich die Neger selbst wieder in so zahlreiche und nach Sprache, Körperbeschaffenheit, Sitte so

verschiedene Stämme, daß man kaum noch weiß, wo man die Grenze ziehen soll. Da gibt es rabenschwarze, braune, graue, gelbliche oder rhabarberfarbne Neger, breite, starkknochige und schlanke, Neger mit Wollhaar und solche mit fast schlichtem oder doch kaum gekräuseltem Haar, Neger mit hoher Stirn und schöner, fast gebogener Nase und solche mit schmaler, zurücktretender Stirn und aufgeworfner Nase. Ja diese verschiedenen Stämme leben nicht einmal immer weit von einander getrennt, sondern dicht bei einander oder mit einander gemischt. Im nördlichen Sudan, z. B. im Nordosten des Tsadsee, findet man oft in jedem Orte ein anderes Volk. Um die Verwirrung und den Racenstreit zu vollenden, hat sich ein Volk ganz eigenthümlicher Herkunft über den ganzen Sudan vom Nil bis zum Niger ausgebreitet. Das ist das Volk der Fulbe oder Fellata, Fellani, Fullah, Pullo, wie sie von den verschiedenen Stämmen genannt werden, zum Theil die Herrscher in den Reichen des Sudan, wie in Darfur, in Sokoto, Gandó und Mássina. Es ist ein intelligenter, schöner Menschenschlag, schlank, fast zierlich gebaut, mit schwarzem, wenig krausem Haar, kaum stumpfer Nase und dunkelgefärbten Lippen, und namentlich von einer eigenthümlich rothen oder hellbraunen Hautfärbung. Unzweifelhaft sehen wir in ihnen die Abkömmlinge jener äthiopischen Race, die einst den ganzen Norden Afrikas bevölkerte, der Urväter afrikanischer Kultur, der alten Aegypter.

Muß schon ein solches Völker- und Racengewirr uns auf den Anblick eines wildwogenden Kampfes in der Geschichte der Sudanstaaten vorbereiten, so kommt noch ein neues Element der Unruhe dazu in der beständigen Aufregung der Leidenschaften dieser heißblütigen Völker durch den Sclavenhandel. Das ist die Krankheit, die nun schon seit Jahrtausenden den Sudan zerrüttet, seine Länder entvölkert, jede Ordnung und Gesetzlichkeit hindert, jeden Aufschwung niederhält. Er bestand längst, ehe die christlichen Könige Spaniens und Portugals ihn heiligten, und er hat ganz besonders an dem Islam seine Stütze gefunden. Keine andere Religion ist so fanatisch, so unduldsam, als der Muhammedanismus, der den Ungläubigen zu hassen verpflichtet und es für ein Gotteswerk erklärt, wenn man den Heiden zum Sclaven macht. Durch den Islam erst sind die Sclavenjagden planmäßig geworden. In den Sclaven sieht der Sudanbewohner fast sein einziges Eigenthum, die am leichtesten zu erwerbende Waare, das bequemste Tauschmittel. Abgaben, Tributzahlungen werden fast nur in Form von Sclaven geleistet. Wenn der Sultan — so wenigstens ist es in Sinder der Fall — einige Gurunüsse wünscht (Früchte, die aus den Bergen Guineas kommen und ihres

gewürzigen Geschmacks wegen sehr beliebt sind), und es fehlt ihm an Geld, solche zu kaufen, so schickt er seine Offiziere nach einem benachbarten Dorfe, und diese rauben dort bei hellem Tage zwei oder drei Familien und bringen sie dem Sultan, der sie sofort in Gurunüsse umsetzt. Stiehlt ein Knabe einige Nadeln, so wird er auf dem Markte verkauft, und wenn es dem Sultan an Geld fehlt, nicht nur er, sondern auch sein Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, ja wenn der Geldmangel sehr groß ist, auch sein Onkel und die entferntesten Anverwandten. In der Regel sucht man erschöpften Staatskassen durch eine Razzia, eine Sclavenjagd im Großen, aufzuhelfen. Dazu werden ganze Armeen von Tausenden von Soldaten verwandt, und ein Statthalter trägt eben kein Bedenken, den Raubzug gegen seines eignen Oberherrn Unterthanen zu richten; nur darf er es nicht unterlassen, diesem einen Theil seiner Beute, etwa ein Fünftel, zuzusenden und, wenn er rücksichtsvoll ist, einen Rest der Bewohner zur Wiederbevölkerung übrig zu lassen. Der Sultan ist es indeß nicht allein, der sich in solcher Weise Geld verschafft. In manchen Gegenden nimmt sich jeder Freie, ja jeder Sclave das Recht, Beute zu machen. Die eignen Diener Richardson's brachten ihm eines Tages solche aufgegriffene Menschenwaare ins Haus. Die Sclaven machen mit dem Vieh zusammen den ganzen Reichthum der Sudanbevölkerung aus, namentlich da, wo die ergiebigen Jagdgebiete der Heiden angrenzen. In keinem Lande der Welt ist darum die Sclaverei zu einer solchen Ausdehnung gelangt, wie in dem Lande Adamaua, dessen Herrscher in immerwährende Kriege mit den Heiden der Gebirge verwickelt sind. Mancher Privatmann besitzt hier mehr als 1000 Sclaven, der ärmste sicher 2 — 4; und der Statthalter dieses Landes soll jährlich einen Tribut von nahe an 5000 dieser Unglücklichen erheben. Und doch hat diese Waare hier nicht einmal einen recht sicheren Werth, weil man sie nicht ausführen und auf den Sudanmärkten feilbieten kann; denn die Bergbewohner sterben, wenn sie in die heißen Ebenen kommen.

Welch eine Zerrüttung aller sittlichen Verhältnisse, welche Lockerung aller gesellschaftlichen Bande muß die Folge dieses Unwesens sein! Man hat bisweilen behauptet, daß die Neger zarterer Empfindungen unfähig, daß von einer Anhänglichkeit, von einer Liebe der Familienglieder unter einander nicht die Rede sein könne. Das ist nicht wahr. Richardson selbst erzählt ein Beispiel, das für die Sittlichkeit dieser vermeintlich zur Sclaverei bestimmten Menschen bürgt. Bei seinem Aufenthalt zu Sinder kam ein Neger aus der Nähe, dem bei der letz-

ten Razzia seine Frau weggenommen und an einen Mauren als Zahlung gegeben war und nun soeben zum Verkauf an die Küste geschickt werden sollte. Der Mann bat flehentlich um Rückgabe seines Weibes und bot zum Austausch zwei junge Mädchen, die er freilich auch erst eben vom Lande „geholt" hatte.

Im Allgemeinen ist die Behandlung der Sclaven von Seiten der Neger, wie der Tuaregs und Fellatas eine sehr milde und menschliche, so daß sie ihre Knechtschaft kaum fühlen. Ausnahmen gibt es natürlich, wie die Grausamkeit lehrt, mit der man im Lande Asben die Sclaven an den Pflug schirrt und sie mit der Peitsche antreibt. Aber in den ganzen Fellatastaaten besteht sogar für die Sclaven ein ähnliches Verhältniß wie für die Leibeignen Rußlands. Man läßt sie auf eigne Rechnung arbeiten, und der Sclave hat nur an den Herrn monatlich eine gewisse Anzahl von Kauris, 50, 100, auch wohl 600 (d. h. 1 — 10 Sgr.) zu zahlen. Im Uebrigen ist er frei. Die meisten Felladörfer sind von solchen tributpflichtigen Arbeitern bewohnt.

Die Schwarzen sind leider selbst viel zu eifrige Seelenverkäufer, als daß ein Ende der Sclaverei zu erwarten wäre, wenn auch nicht mehr Weiße an diese und jene Küste zum Ankauf kämen. In milderer Form vielleicht würde die Sclaverei doch fortdauern. Ein wirkliches Ende ist nur abzusehen von einer Eroberung des Landes durch europäische Civilisation. Um so mehr ist es zu bedauern, daß sich die Civilisation die Haupteingangspforte zum Sudan, die Mündung des Niger, durch eigne Schuld für lange Zeit verschlossen hat, daß die Eröffnung dieses wichtigen Stromes von den Engländern, deren Verdienst sie ist, nicht zu eignem, ehrenvollen Handel benutzt wird, sondern den südamerikanischen Sclavenhändlern zur Beute geworden ist, die noch heute dort ihr ehrloses, aber gewinnreiches Gewerbe ungestört und in großer Ausdehnung treiben. Es ist unbegreiflich, daß die englische Regierung, die doch so edel vorangegangen ist in der Unterdrückung des Menschenhandels und noch heute so viele Kosten darauf verwendet, es zulassen kann, daß der Niger, dessen Bedeutung für den Binnenhandel Afrika's festzustellen das Leben so manches unternehmenden trefflichen Mannes geopfert werden mußte, jetzt dem Menschenhandel im Großen dient. Allerdings werden amerikanische Waaren in großer Menge auf den Markt von Nyffi gebracht, um zum Nachtheil und Aerger der arabischen Kaufleute den ganzen mittleren Sudan damit zu überschwemmen; aber dieser Verkauf ist nicht der eigentliche Zweck der Amerikaner. Was die Schiffe

der Amerikaner den Niger hinaufführt, ist die Absicht, Sclaven für ihre Waaren einzuhandeln; denn außer etwas Natron bringen sie für ihre Dollars und ihre Waaren nichts zurück als — Sclaven. Vielleicht würde der englische Handelsgeist dem Niger größere Aufmerksamkeit schenken, wenn die Ausfuhr von Landesprodukten, zu deren Erzeugung Binnen-Afrika von Natur nicht weniger geeignet ist, als beide Indien mit ihren Inseln, größere Fortschritte gemacht hätte und sich ergiebiger für den Handelsgewinn zeigte. Wenn aber englische Kaufleute die Binnenmärkte Afrika's, wenn sie nur Nyffi am untern Niger besuchten und dort den Produkten von Kano, Katsena, Bornu nachfragten, so würde der einheimische Handelsgeist ohne Zweifel die Production zu größerer Regsamkeit anspornen, und ein legitimer Großhandel und in seinem Gefolge europäische Kultur und wahre, auf Humanität gegründete Civilisation auf jenen herrlichen Gebieten erblühen. Missionäre des Handels müssen neben denen des Christenthums in den Sudan eindringen, wenn die Afrikaner im Hinblick auf den amerikanischen Unfug in Nyffi nicht länger das Recht behalten sollen, mit Verachtung auf unsre europäische Civilisation hinzusehen.

Die Geschichte des Sudan, deren stürmische Anlagen wir in dem bunten Völkergemisch, in dem Kampf zwischen Heidenthum und Islam, in der zugleich aufregenden und entnervenden und mit der Sittlichkeit alle Grundlagen staatlicher Ordnung untergrabenden Sclaverei kennen lernten, beginnt für unsre Kenntniß bereits mit den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Zwischen Senegal und Niger bestand bereits seit dem 3. Jahrhundert ein Königreich Ghanata. Im Anfange des 7. Jahrh. aber legte am obern Niger in der Nähe des heutigen Timbuktu ein eingewanderter Berber Namens Ssa den Grund zu dem nachmals so mächtigen Sonrhay-Reich, dessen Könige im Anfange des 11. Jahrh. den Islam annahmen und das durch seinen Handel mit Salz und Gold bedeutende Garho zur Residenz wählten. Mit dem 13. Jahrh. erstand diesem Reiche ein gefährlicher Nebenbuhler in dem Reiche Melle am obern Niger, dessen kriegerischer König Manssa-Mussa im J. 1326 das ganze Sonrhay-Reich eroberte. Allerdings dauerte der Zustand der Abhängigkeit für das Sonrhay-Reich nicht lange. Einer der gefangenen Prinzen entfloh und nahm den Thron seiner Väter wieder ein, und 130 Jahre später sehen wir durch einen Sonrhay-König, den kräftigen, aber grausamen Sonni-Ali, das ganze Reich Melle über den Haufen geworfen. Mit dem Sohne dieses Königs erlosch im J. 1492 die Dynastie der Ssa und Sonni durch die Empö-

rung eines Offiziers Muhammed, der unter dem Namen Askia den Thron bestieg. Er ist eine der glänzendsten Erscheinungen in der ganzen afrikanischen Geschichte, der größte Regent, welcher vielleicht je über Negerländer herrschte, und als geborner Neger ein Beweis des hohen Grades von Entwickelung, deren die schwarze Race fähig ist. Es war um jene Zeit, als die Portugiesen, von heldenmüthigem Unternehmungsgeist getrieben, die Entdeckung und wenigstens theilweise Besitznahme der ganzen Westküste Afrika's vollendet, das südliche Kap umsegelt hatten und endlich unter ihren Almeida und Albuquerque ihr indisches Reich gründeten; es war um dieselbe Zeit, wo dieser Negerkönig im Innern des Festlandes nicht allein seine Eroberungen weit und breit ausdehnte, sondern auch die unterworfenen Stämme mit seltner Gerechtigkeit und Milde regierte, sich selbst die Achtung der gelehrtesten und strengsten Muselmänner erwarb, seinem Lande Wohlhabenheit und Behaglichkeit verschaffte. Leider aber nahte unter seinen Nachfolgern dem durch Bürgerkriege zerrütteten Reiche der Verfall sehr schnell. Man hatte in Sonrhay den Grundsatz nicht angenommen, die jüngern Brüder des neuen Königs zu tödten oder durch Blendung, wie es noch jetzt in Wadai geschieht, unschädlich zu machen. Das war ein Fortschritt in der Civilisation, aber freilich in einem so reich mit Prinzen gesegneten Lande eine schwere Gefahr für die Dauer des Reichs. Bereits in sich zerfallen, vermochte es dem Angriffe eines neuen furchtbaren Feindes, des Kaisers Mulai-Ahmed von Marocco, nicht zu widerstehen. Die Schlacht bei Garho, entschieden durch das Uebergewicht der maroccanischen Feuergewehre, vernichtete im J. 1591 das Sonrhay-Reich für immer. Aber auch die maroccanische Herrschaft währte nicht lange. Tuaregs setzten sich um 1640 am mittlern Niger fest, und diesen folgten im Anfange des jetzigen Jahrhunderts die Fulbe.

Timbuktu, von Tuaregs im J. 1100 gegründet, das so lange Zeit als der Mittelpunkt und die Hauptstadt des großen Negerreichs gegolten hat und mit wahrhaft fabelhaftem Glanze überschüttet worden ist, hat zu keiner Zeit mehr als eine untergeordnete Rolle gespielt. Allerdings war es lange der Sitz muhammedanischer Gelehrsamkeit und verdient auch um seiner schönen und massiven Gebäude willen in der That den Namen einer Stadt, „Medinah". Auch machte es seine Lage am Rande der Wüste und am Thor der Straße von Marocco zu einem wichtigen Mittelpunkt des Handels. Jetzt ist es durch die Kämpfe der Tuareg und Fulbe völlig herabgekommen und wird sich nicht eher wieder erheben, als bis eine kräftige Macht am obern Niger seine vortreffliche

Lage für den Handel auszubeuten vermag. Es ist gegenwärtig völlig herrenlos, ein Spielball für Araber und Tuaregs, Mauren und Fulbe.

Die Fulbe oder Fellata sind gegenwärtig das bedeutendste Volk Afrika's. Der Ursprung dieses merkwürdigen Stammes, vielleicht der **Pyrrhi Aethiopes** des Ptolemäus, ist wahrscheinlich in der Richtung nach Osten zu suchen, aber in einer für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllten Zeit. Ihr Eroberungszug bewegte sich von Westen nach Osten. In allmäligem Strome hat er sich von den Ufern des Senegal her über das ganze Innere von Afrika verbreitet. Zuerst still und bescheiden, friedlich in den Wohnungen und Triften mit ihren Rindern lebend, — denn die Fulbe waren es, die das Rind in diese Gegenden erst einführten — dann immer stärker und stärker anschwellend, im 16. Jahrh. bereits einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung selbst Bornu's bildend, mischten sie sich allmälig in die politischen Verhältnisse ein, bis sie endlich im Anfange dieses Jahrhunderts, vom religiösen Impuls des Islam ergriffen, siegreich neue Reiche auf den Trümmern der alten gründeten. Es war im J. 1802, als Baua, der heidnische Fürst von Göber, eine Anzahl von Fulbe-Häuptlingen vor sich lud und sie wegen übermüthiger Ansprüche, die sie gemacht hatten, mit Strenge zurecht wies. Unter diesen Häuptlingen befand sich ein gewisser Othmán, der in dem Dorfe Dághel bei Wurno mit dem einflußreichen Amte eines Imám lebte. Entrüstet über die Behandlung, die er, der große Gläubige, von jenem Heiden erfahren hatte, versammelte er seine Landsleute um sich, und, von diesen zu ihrem Scheich erwählt, erhob er die Fahne religiöser und politischer Genossenschaft (Djemmaa).

So wenig Erfolg das Unternehmen auch Anfangs zu versprechen schien, der Fanatismus und die Kampflust seiner Anhänger, die er fortwährend durch seine religiösen Gesänge neu zu begeistern wußte, verliehen ihm unwiderstehliche Kraft. So gelang es ihm, ein Reich zu gründen, das sich von den Grenzen Baghirmi's und Bornu's bis nach Timbuktu und zum Busen von Benin erstreckte. Am längsten widerstand Katsena, dessen Hauptstadt, die in der Zeit ihrer Blüthe im 17. und 18. Jahrhundert vielleicht 100,000 Einwohner umfaßt hat, sich 7 Jahre lang vertheidigte und erst dem Hunger erlag. Nur mit dem Tode des letzten Königs in der Schlacht bei Dankama endete der Kampf. Noch heute zeigt das Land die furchtbaren Spuren dieses verwüstenden Krieges. Barth hat unter den Ruinen von Dankama geweilt. Einsam ragt aus der Stätte ein riesiger Baobab mit massen-

haftem, blattlosem Astwerk empor, während stachliges Unterholz den früher von glücklichem Leben erfüllten Raum überwuchert. Die Melancholie, welche auf dieser Grabstätte einer vor noch nicht langer Zeit blühenden Stadt zu weilen schien, theilte sich seiner ganzen Karavane mit. Barth selbst gesteht, daß es ein Augenblick lebhafter Aufregung gewesen sei, und daß die Scene, die er hier erlebte, und die dem wüsten Leben dieser verwahrlosten Gegenden einen poetischen Reiz verlieh, einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht habe. Wie aus Furcht vor den bösen Geistern dieser verlassenen Stätte, brach, während man sich auf engen Pfaden durch das dornige Unterholz hindurchwand, die ganze Schaar, aus mehreren Hundert abergläubischer Moslemin bestehend, in wildes Geschrei aus und in Flüche und Verwünschungen gegen die Fellata, die Urheber solcher Gräuel, die Zerstörer so vielen nationalen Glücks. Alle Trommeln wirbelten und hallten weit durch den verödeten Raum. Jeder drängte ängstlich vorwärts, als dulde es ihn nicht auf der Denkstätte solcher Frevelthaten.

Bei seinem Tode theilte Othmán sein Reich unter seine beiden Söhne. Den östlichen Theil, das Reich Sokótó, erhielt der durch Clapperton bekannt gewordene Muhammed Bello, unter den afrikanischen Herrschern gleich ausgezeichnet durch Liebe zur Gelehrsamkeit, wie durch kriegerische Tüchtigkeit. Sein mönchischer Bruder All' Ahi erhielt das westliche Reich längs des Niger mit der Hauptstadt Gandó. Beide Reiche sind gegenwärtig theils in Folge innerer Unruhe, theils durch die Schwäche der Regenten in einer trostlosen Lage. Manche Provinzen, wie Adamaua, sind kaum noch in einer Abhängigkeit.

Neben diesen beiden Fellata-Reichen hat sich noch ein drittes weiter im Westen am obern Niger gebildet, das Reich Mássina. Bis zum Jahre 1818 bestand hier noch ein Ueberrest des einst so mächtigen Königreichs Melle. Da drang eine kleine, aber begeisterte Fellataschaar unter ihrem Führer Hamed Lebbo auch hier ein, und nach dreijährigem Kampfe erlag ihr der letzte Herrscher des Landes, Galaidjo. Siegestrunken und von puritanischem Eifer erfüllt, ließ nun Lebbo seinen Landsleuten und Herrschern in Gandó und Sokótó die Botschaft zugehen, wenn sie sich nicht bequemen wollten, die Zahl ihrer Weiber auf zwei zu beschränken und ihrer weiten, weibischen Kleidung zu entsagen, so würden sie, die Fulbe von Mássina, ihnen einen feindlichen Besuch machen. Zur Ausführung dieser Drohung kam es zwar nicht; aber eine gänzliche Entfremdung dieser verwandten Reiche ist bis auf den heutigen Tag geblieben.

Wir wenden uns jetzt nach Osten zu den Ländern am Tsad. Auch hier bestand schon seit dem 9. Jahrhundert ein mächtiges Reich, das Reich Kanem, durch einen Berber Ssaef gegründet, dessen Nachfolger im 11. Jahrhundert den Islam annahmen. Seine größte Blüthe erreichte es unter Dibbalámi-Dúnama-Ssélmani in der ersten Hälfte des 13. Jahrh., der seine Macht vom Nil bis zum Niger, über ganz Fezzan und weit im Süden des Tsadsees ausdehnte. Aber schnell gerieth es wieder in Verfall, und erst dem kräftigen König Ali-Dunamámi 1472 gelang es, die Dynastie dem Untergange zu entreißen und das heutige Reich Bórnu fest zu begründen. Dem wild heranbrausenden Sturme der Fellata's freilich konnte es, geschwächt durch eine Reihe friedliebender und verschwenderischer Könige, nicht widerstehen. Die Hauptstadt Birni fiel, der König floh und mit ihm seine Großen, rathlos und an der Rettung des Landes verzweifelnd. Da erhob sich der Faki Muhammed-el-Amin-el-Kánemi, ein frommer, aber auch energischer und kluger Araber aus Fezzan. Er sammelte eine kleine Schaar treuer Kanembú und schlug die ganze Heeresmacht der Fulbe bei Ngornu am Tsadsee. Das Reich war gerettet, aber die Dynastie der Ssaefua ging doch zu Grunde. Muhammed el-Kánemi ließ zwar noch dem König den Schein der königlichen Würde; sein Sohn Omar aber ließ ihn morden und tödtete den Sohn desselben auf dem Schlachtfelde. Omar regiert noch heute in dem von ihm neu erbauten Kukaua. Er selbst mußte während Vogel's Anwesenheit im J. 1853 eine Zeit lang seinem Bruder Abd-er-Rahman weichen, bis es ihm gelang, die Unzufriedenen um sich zu sammeln und seinem Bruder eine Schlacht zu bieten, deren Ende die Gefangennahme und Ermordung Abd-er-Rahmans war. Auch das Reich Bornu ist im Innern tief zerrüttet. Raubgierige Horden der Tuareg verwüsten ohne Unterlaß die nördlichen Provinzen, und mitten im Lande, kaum 2 Tagereisen von der Hauptstadt, gibt es Städte, die den Tuaregs eine Art von Tribut zahlen, um ihre armselige Existenz in leidlicher Ruhe zu fristen. Ganz Kánem ist der Wohnsitz weniger unglücklicher Gemeinden und das Jagdgebiet abenteuerlicher Raubzüge aus allen Gegenden geworden.

Der östliche Theil des Sudan zwischen dem Tsadsee und Kordofan war seit den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung in den Händen der Tündjur, eines heidnischen Volkes, wahrscheinlich arabischen Ursprungs, das von Dongola her gekommen sein soll. Erst kurz vor der allgemeinen Einführung des Islam gingen aus dem Sturze dieses Tündjurreichs die drei Reiche Darfur, Wadai und Baghirmi hervor. Dar-

fur, das östlichste dieser Reiche, zeigt noch jetzt unverkennbare Spuren des früheren arabischen Einflusses. Die Urbewohner des Landes aber sind Neger, und der herrschende Name der Fori gehört jener eigenthümlichen äthiopischen Race an, aus welcher die Fellata im Westen hervorgingen. Seine höchste Blüthe scheint das Land unter der Regierung des Sultans Abd-er-Rahman am Ende des vorigen Jahrhunderts erreicht zu haben. Unter seinem Nachfolger aber wurde ihm Kordofan durch den berüchtigten Mohammed-Bei El-Defterdar, den Schwiegersohn Mehemet Ali's, Pascha's von Aegypten, entrissen. Der Schrecken jener von entsetzlichen Gräueln begleiteten Eroberung, die Gefahr, welche dem Reiche Darfur selbst drohte, erfüllen das Land noch jetzt in der Erinnerung mit Haß und Mißtrauen gegen Aegypten. Diese Absperrung gegen Osten, in Verbindung mit dem keineswegs liebenswürdigen Charakter der Fori, ihrer Habgier, Rachsucht und Falschheit, machen Darfur zu einem der gefährlichsten Länder des Sudan für den europäischen Reisenden. Es ist in der That auch bisher nur zweimal von Europäern betreten worden, einmal gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vom Engländer Brown, der hier 3 Jahre lang gefangen gehalten wurde, in neuerer Zeit (im J. 1858) von dem französischen Arzt Cuny, der gleich beim Eintritt ermordet wurde. Wadai, dessen Hauptstadt Wara durch Vogel für uns eine so trübe Bedeutung erhalten hat, der feindliche und oft gefürchtete Nachbarstaat von Bornu, ist gegenwärtig in sehr geschwächtem und zerrüttetem Zustande. Auch hier scheint die Herrscherfamilie arabischen Ursprungs zu sein; wenigstens soll sie sich dessen rühmen. Der letzte kräftige Herrscher Muhammed Sáleh, der die Söhne seines Bruders und Vorgängers verdrängt hatte, erblindete im Alter und ward endlich von seinem Sohne Muhammed im J. 1853 völlig entthront. Aber auch dieser soll bereits bald nach Vogel's Ankunft in Wara von einem seiner Brüder oder einem andern Prätendenten in einem furchtbaren Aufstande gestürzt sein. Baghirmi, dem Namen nach Wadai unterworfen, aber auch Bornu zu einem Tribut verpflichtet und zugleich von den Fulbe in Adamaua bedrängt, würde sich schwerlich in dieser gefährlichen Lage erhalten können, wenn ihm nicht nach Süden die Heidenländer offen stünden, die diesem kleinen Reiche durch ihre Sclaven zu einer unversiegbaren Quelle des Reichthums werden.

Das ist in rohen Zügen die Geschichte des Sudan, dessen Länder einen Flächenraum von 32,000 □Meilen einnehmen, so groß als Frank-

reich, Belgien, Holland, Deutschland und Oesterreich mit seinen außerdeutschen Ländern zusammen, dessen Bevölkerung aber kaum die von Deutschland allein an Zahl erreichen möchte.

Viertes Kapitel.

Sitten und Kultur der Sudanvölker.

Völker, die eine Geschichte haben, sind auch der Kultur nie ganz verschlossen. Wo sich das Ringen der Menschen nach staatlicher Einheit und gesellschaftlicher Ordnung, nach Macht und Geltung zu Bildern, wenn auch stürmisch-wogenden, doch lebensvollen Bildern gestaltete, da ist auch der Blick in die Sitten und Lebensweise dieser Menschen, in ihre schaffende Thätigkeit und ihren Verkehr ein inhaltsreicher und belohnender. So wenig das Land jenseits der Wüste heute noch die Wildniß ist, für die es so lange gegolten, so wenig kann das Volk, das dort wohnt, noch ferner als im Zustande ursprünglicher Rohheit weilend gedacht werden. Davon wird ein flüchtiger Blick in das Innere der Sudanländer überzeugen.

Die politische Verfassung der meisten dieser Sudanstaaten ist keineswegs eine unumschränkt monarchische. In Bornu gibt es sogar eine sehr mächtige Aristokratie, eine Art Herrenhaus, das den Willen des Sultans beschränkt, oft auch lähmt oder selbst seine Sicherheit erschüttert. In den Fellatastaaten steht ein Ministerrath dem Herrscher zur Seite. Nur in Baghirmi gibt es wirkliche Despotie, und der Unterthan, der sich dem Sultan naht, muß nicht nur mit unbedecktem Haupt erscheinen, sondern auch das Hemd von der linken Schulter ziehen und den Kopf mit Staub bestreuen. Gleichwohl herrschte während Barth's Anwesenheit eine größere Redefreiheit im Lande, als in manchem europäischen Staat. Die Staatseinnahmen bestehen in den meisten Staaten theils aus dem Tribut der Provinzen, der in Sclaven, Pferden, Kameelen, Ochsen, auch in Muschelgeld gezahlt wird, theils in unmittelbaren Abgaben. Gewöhnlich ist es eine Art von Grundsteuer, die jedes Familienhaupt von etwa 2500 Muscheln oder 1 spanischen Thaler zu zahlen hat; dazu kommt bisweilen noch eine Steuer von 500—2500 Kauri für jeden Sclaven und 1000 Kauri für

jeden Packochsen. In einigen Provinzen von Sokótó wird eine Steuer von 500 Kauri für jede Hacke erhoben. Man nimmt nämlich an, daß man mit einer Hacke ein Stück Land bebaut, welches 100—200 Garben Korn hervorbringen kann, und 25 Garben gelten als genügend für den jährlichen Bedarf eines Menschen.

Die Städte dieser Länder sind allerdings nicht mit europäischen zu vergleichen; sie sind zwar oft ebenso umfangreich, 15—16 englische Meilen im Umkreis, haben auch wohl regelmäßige, breite Straßen, große Plätze; aber mit Ausnahme einiger wenigen steinernen Gebäude bestehen die Häuser nur aus Lehmmauern, ja selbst aus geflochtenen Mattenwänden, die mit Matten, Stroh oder Schindeln bedeckt sind. In Timbuktu liebt man nach alter Römersitte geräumige, viereckige Höfe, die den sie umgebenden Gemächern hinreichend Luft und Licht gewähren; in Kano dagegen baut man nach arabischer Sitte, die bekanntlich möglichste Abgeschiedenheit des häuslichen Lebens erzielt, und es gibt daher hier viele unfreundliche, dunkle Räume, denen es sogar an Luft fehlt. Die Form der Häuser ist gewöhnlich rund, so daß das spitze Dach ihnen geradezu die Gestalt unsrer Heuschober gibt. Ein eigenthümliches Ansehen gewinnen die Ortschaften von Mássina durch die taubenhausähnlich auf Pfählen erbauten, thurmartigen, viereckigen Kornmagazine, welche die Häuser weit überragen. Diese Pfahlbauten für Kornmagazine finden sich übrigens an vielen Orten im Sudan, und sind keineswegs gegen die Feuchtigkeit des Bodens, sondern gegen die Ameisen gerichtet. Die Erdameisen oder Termiten bilden mit den Stechfliegen und Skorpionen eine der größten Plagen des Sudan. Bekanntlich bauen sie thurmartige Wohnungen oft von 20—30 Fuß Höhe; aber der Hauptbau ist unter dem Boden, und von hier aus führen nach allen Richtungen hin unterirdische Gänge, die sich in immer kleinere Röhren verzweigen, durch welche diese gefräßigen Thiere unbemerkt an die Orte gelangen, die sie zum Schauplatz ihrer Zerstörungen auserseehen haben. Es ist unbegreiflich, mit welcher Schlauheit sie die Gegenstände, die ihrem Geschmack zusagen, und noch mehr die geeigneten Angriffspunkte ausfindig zu machen wissen. Bei einem Koffer ist es gewiß immer die Stelle, an welcher er den Erdboden am genauesten berührt, und haben sie erst das Holz durchbohrt, dann ist der Inhalt, wenn er nur irgend genießbar ist, sicherlich verzehrt, ehe der Besitzer nur eine Ahnung davon hat. Zucker vor ihnen zu bewahren, ist kaum möglich; denn selbst aufgehängte Gegenstände sind nicht ganz sicher. Barth und Vogel hatten die größte Mühe, nicht bloß ihr Gepäck,

namentlich ihr Wollen- und Leinenzeug, sondern auch sich selbst vor diesen gefräßigen Thieren zu schützen. Es geht sogar so weit, daß, als Barth einmal eine Stunde lang auf einer Thonbank in seinem Hause in Katsena gesessen hatte, er beim Aufstehen ein großes Loch in seiner Tobe fand. Die geschickten und unablässig thätigen Grubenarbeiter hatten also ihren Weg durch das Innere der Thonwände bis zu dem Sitze Barth's gefunden, hatten ihre bedeckten Gänge gebaut und sogar bereits ihr Zerstörungswerk an seinem Hemd begonnen, und das Alles — in einer Stunde!

Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Termiten: Fig. 1. Termes Embia, Fig. 2. Termes bellicosus mit geschlossenen, Fig. 3. mit ausgebreiteten Flügeln.

Wir wollen nun in die Wohnung eines Sudaniten eintreten. Zuerst nimmt uns der meist durch Rohrmatten umzäunte Hofraum auf, oft von weitspannenden Bäumen, selbst Tamarinden und Baobabs, beschattet und durch eine Menge von Kindern, Ziegen, Hühnern, Tauben in gemüthlicher Unordnung belebt, wozu bei Wohlhabenderen wohl noch ein Pferd oder Packochse als Staffage kommt. Dann kommt das Schattendach, die Runfa, zur öffentlichen Verhandlung der häuslichen Angelegenheiten und zum Empfange der Fremden bestimmt. Endlich betreten wir die Hütte selbst, 12 Fuß im Durchmesser, aus einer runden Lehmmauer bestehend, mit gut geflochtenem Rohrdach, reinlich, warm, wohl abgeschlossen und zur Vertraulichkeit des Lebens geeignet. Die Thüröffnung, gewöhnlich etwas über dem Boden erhaben, ist meist nur 3 Fuß hoch, 1¼ F. breit. Zur Rechten läuft eine etwa 6 Fuß lange Querwand, „die

Schutzmauer der Häuslichkeit" genannt, in schräger Linie durch die Hütte, einen kleinen Raum abtrennend und ihm einen höhern Grad von Heimlichkeit verleihend. In diesem Raume befindet sich das Bett, das aus einem Gestell von jungen Baumästen besteht und auf 3 Fuß hohen Thonstützen ruht. Zu beiden Enden stehen große thönerne Urnen zur Aufbewahrung von Korn und zwei Postamente, um Töpfe oder sonst etwas aus der Hand zu stellen. Der Querwand entgegengesetzt ist der einfache afrikanische Kochheerd, 16 Zoll breit, von drei in Gestalt runder Steine geformten Thonerhebungen gebildet, auf denen der Kochtopf steht. Statt des Rauchfanges dient die Thür, die ja auch die Stelle des Fensters ersetzen muß. Links von der Thür steht nur eine große Wasserurne, die stets mit Hülfe kleinerer Urnen gefüllt wird. An anderm beweglichen Hausrath, an hölzernen Schüsseln, großen, aus Kürbissen bereiteten Schalen, Trinkgefäßen, Kellen, Rohrtellern 2c. fehlt es nicht. Die Nahrung der Bewohner ist meist sehr einfach. Die verschiedenen Sorghum- und Hirsearten, hin und wieder auch Mais oder Reis, saure Milch, Butter, die Blätter der Kuka oder Adansonie, aus denen man eine Brühe zu Fleisch oder zum Hirsepudding bereitet, Früchte, wie sie die Wälder in Menge geben, endlich die beliebten Erdmandeln, die „lachenden Kleinen", wie man sie nennt, bieten Genüsse in Menge. Fleischkost ist nicht überall sehr reichlich geboten. Die schönen Zeiten, wo man hier ein Huhn für eine Nadel einhandelte, sind wenigstens, wo die Fellatakriege vorübergebraust sind, verschwunden. Zum Essen bedient man sich gewöhnlich eines Löffels, der aus den Hälften eines der Länge nach gespaltenen Flaschenkürbisses besteht.

Der Eindruck solcher Häuslichkeit ist meist ein wohlthuender, namentlich in den ehemaligen Haussastaaten, wo das heitere, sanfte Temperament der Bewohner dazu kommt. Immer zu Lust und Scherz aufgelegt, verschonen sie auch freilich Keinen mit ihren Neckereien und ihrem Witz. So wurde ein Sheriff aus Kano von den Haussaleuten Kontsche, d. h. „Herr Schlaf" genannt, weil er die Fasttage zu verschlafen pflegte. Dem Gesange, dem Tanze und der Liebe ergeben, genießen sie die Freuden des Lebens mit leichtem Herzen. Nur die Heiden lieben berauschende Getränke, aber sie sind mäßig, wie es überhaupt an Sittlichkeit ihnen nicht fehlt. Die größte Sicherheit des Eigenthums besteht grade hier, während es offenbar als eine Folge der um sich greifenden muhammedanischen Civilisation und der ausgedehnteren Verkehrsverhältnisse so gemischter Nationen anzusehen ist, daß in den muhammedanischen Staaten die Diebereien häufiger sind als irgendwo.

Das erste Streben des jungen Negers geht dahin, sich eine hübsche Frau zu verschaffen, mit der er im besten Einvernehmen lebt, bis er sich soviel Vermögen erworben hat, um daneben noch eine jüngere Lebensgefährtin ernähren zu können. Bisweilen erhält dann die ältere auch den Scheidebrief. Mehr als 2 Frauen haben nur die Reichsten. Allerdings giebt es Große, die 300 und mehr Frauen haben, wie der Vezier des Sultans von Bornu, mit dem Barth sehr freundlich verkehrte, der eine wahre Leidenschaft hatte, eine Art ethnologischen Kabinets zu bilden, und wenn er von einem ihm noch unbekannten Stamme hörte, der irgendwo bestehen sollte, nicht eher ruhte, bis er eine Frau dieses Stammes in seinem Harem oder vielmehr Kabinet besaß. Er hinterließ freilich nicht weniger als 150 Kinder.

Das hauptsächlichste Kleidungsstück des Sudaniten ist das Hemd, die Tobe, meist von dunkler Farbe; Beinkleider tragen sie selten, auf Märschen nie. Nur die Krieger tragen oft prachtvolle Kettenpanzer, oder dicke gesteppte Baumwollenpanzer, so daß sie mit Schild und Lanze auf ihren gleichfalls gepanzerten Pferden ganz den Rittern des Mittelalters gleichen. Eine leichte, ziemlich weite Kappe von Baumwollenzeug bedeckt nachlässig den Kopf; nur die reisenden Handelsleute tragen eine enge, grüne Tuchkappe. Eine Art Plaid von dickem, gestreiftem Zeug, 3 Fuß breit und 9—10 Fuß lang, wird von den Reicheren nachlässig über die Schultern geschlagen oder bei kühlerem Wetter fester um die Brust zusammengezogen. Hübsche Sandalen an den Füßen, ein rothes Ledertäschchen, ein Messer vollenden den Anzug wenigstens des Haussanegers, dem aber im Allgemeinen auch der der andern muh. Neger und selbst der Fulbe entspricht. Nur wo der arabische Einfluß sich geltend gemacht hat, wie in Timbuktu und in Darfur ist die Kleidung reicher und verhüllender, wenngleich leichte und helle Stoffe auch hier schon durch das Klima geboten werden. Die heidnischen Neger dagegen haben um so weniger Kleidung, und namentlich die Frauen begnügen sich meist mit einem Lederschurz oder vielmehr einem schmalen Leder- oder Baststreifen, der zwischen den Beinen durchgezogen und um die Hüften befestigt wird, und an dem bei manchen Negerstämmen, wie bei den Batta, seltsamer Weise hinten ein großes Blatt angebracht ist. Kinder sind überall nackt.

Die Frauen unterscheiden sich sowohl bei den Negern als bei den Fulbe im Ganzen wenig durch ihre Kleidung von den Männern, außer etwa bei den heidnischen Negern durch größere Nacktheit. Aber sie lieben noch mehr als die Männer den Schmuck. Selten beschränken

sie diesen Schmuck auf einige Reihen Glas- oder Eisenperlen um den Hals. So schmücken sich die Weiber der Marghi und Batta mit einer dreieckigen, nach unten zugespitzten Metallplatte, die in die Unterlippe eingesetzt wird und über das Kinn herabragt. Die meisten Negerfrauen tragen auch hübsche Arm- und Beinringe von grünem Thon oder von Eisen oder Elfenbein. Viele entstellen sich überdies durch Nasen- und Ohrringe, die Frauen der Musgos sogar durch große Knochenstücke in der Unterlippe. Ebenso häufig ist die entstellende Sitte der Tättowirung, die indeß meist nur in einigen Einschnitten auf einer oder beiden Wangen besteht und in ihrer Zahl und Lage das Erkennungszeichen (Schonschona) der verschiedenen Stämme bildet. Eine besondere Sorgfalt verwenden die Frauen mancher Stämme auf das Haar. Die schwarzen Damen von Kuka flechten es mit einem unendlichen Aufwand von Butter in zahllosen kleinen Zöpfchen, die auf der Mitte des Kopfes in einen Kamm vereinigt werden, der einem Dragonerhelm täuschend ähnlich sieht. Bisweilen tragen sie auch kleine Löckchen rund um den Kopf herum, welche die Form und Größe und — Dank der Butter — auch die Consistenz von Bohrspänen haben. Dazu färben sie sich die Vorderzähne roth, die Eckzähne schwarz, so daß man fast an ein Schachbrett erinnert wird, wenn sie den Mund aufthun. Häufig schminken sie auch Arme und Gesicht mit Indigo, was ihrem Teint, wie Vogel sagt, einen höchst lächerlichen blauen Ton giebt.

Schönheit kann man den Negerinnen nicht durchaus absprechen. Die Körperformen der Haussafrauen und der Baghirmierinnen schildern die Reisenden oft als wahrhaft antiker Statuen würdig, und auch ihre Gesichtszüge sind oft anmuthig und regelmäßig. Es gelten hier nicht jene Schönheitgesetze wie bei den Arabern und selbst noch den Kelowi's im Lande Air, wo die Schönheit des Weibes nach dem Körperumfang und dem Gewicht beurtheilt wird. Eine vollkommen schöne Araberin, sagt man, muß das Gewicht eines Kameels besitzen. Um sich diesem Ideal möglichst zu nähern, genießen die jungen Mädchen Kameelmilch und nahrhafte Speisen in großen Quantitäten; ja unter den Arabern am untern Senegal senden die jungen Ehemänner ihre Frauen nach den fetten Grasweiden im Süden des Flusses, damit sie durch die fette Milch und Butter dort erreichen, was ihnen noch an Schönheit abgeht.

Hier, wo die Natur Alles von selbst gewährt, wo Schüsseln, Löffel und Flaschen auf den Bäumen wachsen, und der Boden erzeugt, was irgend das einfache Bedürfniß der Bewohner fordert, ist es freilich nicht zu verwundern, wenn ein großer Theil der Bevölkerung sich zur

Trägheit neigt. Für den Acker ist ja schnell gesorgt. Der Boden wird durch Verbrennen der vorjährigen Stoppeln oder bei neuem Lande durch Verbrennen der Bäume gedüngt, und bei Beginn der Regenzeit das Saatkorn hineingeworfen. Bis zur Ernte ist dann nichts zu thun. Das reife Korn wird mit Sicheln geschnitten, in Schuppen, die oft nur aus Matten bestehen, gesammelt und nach Bedarf gegessen. Das Vieh bedarf keiner Sorge, als daß man es zum Grasen und Tränken austreibt. Die Kinder gehen bis zum 10. Jahre nackt, später genügt ein Streifen Baumwolle oder ein Fell um die Lenden, und selbst die Tobe für die Erwachsenen ist leicht zu schaffen. Dennoch hat sich der Neger, namentlich bei Katsena und Kano zu einiger Industrie erhoben, der Fulbe ist Viehzüchter geblieben.

Wenn man sich diesen Städten durch eine der schönsten und anmuthigsten Landschaften der Erde, durch wie von Künstlerhand geordnete Waldgruppen und über reiche Weidegründe, die mit Rinderheerden belebt sind, nähert, dann sieht man die Scenerie unterbrochen durch sorgfältig eingezäunte Baumwollenfelder. Abgesehen von ihrer Bedeutung als Zeichen vorgeschrittener Kultur, sind sie ein dauernder und heiterer Schmuck der Landschaft, da die Pflanzen fast zu jeder Zeit belaubt sind, und immer einige im Zustande der Reife, andere in dem der Blüthe sich befinden. Die Bewässerung dieser Pflanzungen erfordert keine geringe Mühe. Die Brunnen sind außerordentlich tief, und das Heraufschaffen des Wassers in der trocknen Jahreszeit beschäftigt oft die halbe Einwohnerschaft eines Dorfes einen halben Tag. Zum Glück gewährt in der Hauptzeit der Feldarbeit der Himmel Wasser in Fülle. Auch Tabak- und Indigopflanzungen erblickt man in diesen schönsten Provinzen des Sudan in großer Ausdehnung. Die Industrie dieser Gegenden ist darum für ein solches Land bedeutend genug, und der Handel der sich daran knüpft, verleiht ihnen eine Regsamkeit und ein Leben, das den reisenden Europäer mit Ueberraschung erfüllt.

Davon wird uns ein Blick auf den Markt von Kano überzeugen; es ist das London des Sudan, freilich nur mit etwa 30—40,000 Einwohnern, aber einem Umfang von 16 engl. Meilen. Bilder ruhiger Behaglichkeit und häuslichen Glücks, eitler Verschwendung und äußersten Elends, emsigen Fleißes und schlaffer Trägheit, dicht nebeneinander, ganz wie bei uns und doch äußerlich so verschieden! Hier ist eine Reihe Läden voll einheimischer und fremder Waaren, mit Käufern und Verkäufern in allen Abstufungen von Gestalt, Farbe, Kleidung. Hier ist der rothe Targi, dort der dunkle Bornuese, der schlank gebaute

Fellata mit seinen kleinen, scharfen Gesichtszügen, der derbe Mandingo mit breitem Gesicht, Frauen jeder Art, von der großen, starkknochigen aus Nyffi bis zur wohlgebauten, freundlich lächelnden Bahauscherin. Jeder ist auf Gewinn und Uebervortheilung des Anderen bedacht. Hier ist eine große Hürde voll halbnackter, abgezehrter Sklaven, der Heimat entrissen und nun gleich Vieh in Reihen aufgestellt, des Käufers harrend, der ihr künftiges Geschick zu bestimmen haben wird. Dort neben Buden, voll auserwählter Delikatessen für die Reichen, liegen Lebensmittel geringerer Art, die der hungernde Bettler gierigen Blickes betrachtet. Prächtig gekleidete Reiter, von übermüthigen Sklaven gefolgt, sprengen durch die Straßen; daneben fühlt ein armer Blinder langsam seinen Weg durch die Menge, schleicht ein Aussätziger, ausgestoßen und verachtet. Hier blicken wir durch eine offene Thür in eine Hütte. Die Hausfrau in reinlichem, schwarzem Baumwollenkleide, das mit einem Knoten um die Brust befestigt ist, das Haar niedlich geflochten, ist beschäftigt, für den abwesenden Gatten das Mahl zu bereiten, oder Baumwolle zu spinnen, oder die Sklavinnen anzutreiben, oder die Kinder zu hüten, die fröhlich im Sande spielen oder einer eigenwilligen Ziege nachlaufen. Hölzerne Schüsseln und Schalen und irdene Töpfe stehen umher, alle reinlich, jedes am bestimmten Orte. Alles macht den Eindruck gemüthlicher Häuslichkeit, der saubere Hofraum mit seiner Mattenumzäunung, die zierlich geflochtene Rohrthür am wohlgerundeten Thor, bereit, jeden Eindringling von dem Geheimniß des Familienlebens abzuschließen, der mächtige Schatten des über dem Ganzen sich wölbenden Melonenbaums oder einer schönen Dumpalme oder einer Kautschukfeige, ebenso malerisch als traulich den Beschauer anmuthend. Und neben dieser Stille nun wieder Bilder der Industrie, des Handels, des lebhaftesten Verkehrs auf allen Seiten! Hier der fleißige Indigofärber an seiner Marina oder beschäftigt, die gefärbten Stoffe an Bäumen und Seilen aufzuhängen oder die fertigen zu glätten und zu falten; dort der Grobschmied, mit ungeschicktem Werkzeuge Dolche von wunderbarer Schärfe, Lanzen mit Widerhaken oder nützliches Ackergeräth oder Arm- und Beinspangen anfertigend; Handelsleute, die mit Gurunüssen oder Natron einziehen; ein Trupp Tuaregs, der die Stadt verläßt, um den Nachbarorten Salz zuzuführen; Araber mit ihren schwerbelasteten Kameelen; prahlerisch geputzte Reiter, die zum Schlosse galoppiren; eine Gruppe von Sklaven, welche die Leiche eines Gefährten hinausschleppen, um ihn in den Alles verschlingenden Sumpf zu werfen, eine weite Knochenstätte voll Aas und Unrath! Ueberall das

menschliche Leben mit seiner Freude und seiner Trauer, seinem Gedeihen und Verderben im buntesten Gemisch!

Das ist der äußere Eindruck dieses lebendigen Treibens; aber die innere Bedeutung ist höher. Hier, wo noch Industrie und Handel Hand in Hand gehen, wo jede Familie ihren Antheil hat, wo die Baumwolle z. B. an Ort und Stelle gebaut, verarbeitet, gefärbt und versandt wird, hier ist die Industrie eine Quelle nationalen Reichthums, die bei der Fruchtbarkeit dieses Landes und seinem Ueberfluß an Weidegründen Kano zu dem glücklichsten Lande der Welt machen könnte.

Unter den Handelsartikeln des Sudan steht die Baumwolle schon jetzt obenan. Für den Markt von Kano beträgt die Baumwollenausfuhr nach Timbuktu allein jährlich mindestens 300 Kameelladungen, im Werth von 60 Mill. Kurdi oder 36,000 Thlr. Daneben bilden einen nicht minder bedeutenden Artikel auf dem Markt von Kano die besonders in Nyffi gefertigten Toben, von denen manche 18—20,000 Kurdi (10—12 Thlr.) kostet, ferner Sandalen, die in Kano selbst äußerst nett gearbeitet werden, und deren eleganteste doch nur das Paar mit etwa 4 Sgr. bezahlt werden. Arabisches Schuhwerk, das gleichfalls in Kano verfertigt wird, geht in Menge nach Nordafrika, ebenso Ledertaschen für Reisende mit reicher Stickerei. Auch von den berühmten Gurunüssen kommen wohl 600 Eselsladungen jährlich auf den Markt, jede im Werth von 600,000 Kurdi (360 Thlr.), von denen die Hälfte freilich in Kano selbst verbraucht werden dürfte. Auch das Natron, das von Bornu kommt, ist von Bedeutung für Kano. Denn wenn es auch nur eine durchgehende Waare ist, die erst in Nyffi bei den Amerikanern ihren Markt findet, so wird doch ein Durchgangszoll im Betrage von 500 Kurdi für die Last dafür entrichtet, der bei einer jährlichen Durchfuhr von 20,000 Lasten immerhin beträchtlich ist (6000 Thlr.). Einer der bedeutendsten Handelsartikel von Kano endlich, wie im ganzen Sudan, ja in Afrika überhaupt, ist das Salz. Wenigstens 300 Kameelladungen kommen hier allein auf den Markt. Das meiste Salz wird durch Tuareg-Handelsleute aus den Salzlachen von Bilma herbeigeführt. Aber zum Theil wird es auch im Sudan selbst durch Auslaugen des Bodens vermittelst großer, aus Stroh und Rohr verfertigter Trichter und durch Abdampfen des abfließenden schwachsalzigen Wassers gewonnen. Auf den Inseln des Tsadsee's bereiten es die Bewohner auch durch Verbrennen des Salzkappernstrauchs; am obern Schari wird es durch Verbrennen eines Grases, von den Musgo aus der Asche des Sorghumstrohs bereitet. In Kotoko gewinnt man sogar das Salz aus Rinderkoth. Der Werth des Salzes auf dem Markt von

Kano beträgt mindestens 200 Mill. Kurdi (120,000 pr. Thlr.). Dazu kommen nun noch 5000 Sklaven, im Werthe von 175 Mill. Kurdi oder 100,000 Thlr., 400 Kameelladungen Seide aus Tripolis (52,000 Thlr.), 100 Kameelladungen Zucker (7000 Thlr.), 50,000 Solinger Schwerdtklingen (30,000 Thlr.), rothes Tuch und Nadeln aus Livorno, Perlen, arabische Anzüge, Rosenöl, Kupfer, Zinn ꝛc. Der gesammte Umsatz des Marktes erreicht die Höhe von etwa 1000 Millionen Kurdi oder 600,000 Thlr. Das ist freilich nichts gegen den Umsatz europäischer Märkte und Messen, aber immer bedeutend, wenn wir bedenken, daß hier eine Familie, alle Ausgaben, selbst für die Kleidung mit eingeschlossen, die sie aber in der Regel selbst verfertigt, mit 60,000 Kurdi (36 Thlr.) jährlich in sehr angenehmen Verhältnissen leben kann, daß also jene Ausfuhr hinreicht, 20,000 Familien in Kano eine behagliche Existenz zu sichern.

Der Handelsverkehr im Sudan ist überaus lebhaft und verknüpft die entlegensten Völker mit einander. Karavanen durchziehen das ganze Land vom atlantischen bis indischen Ocean und gehen bis Arabien hinüber. Namentlich hat der Muhammedanismus durch sein Gebot, am Grabe der Propheten zu beten, dazu beigetragen, diesen Verkehr rege zu erhalten. Denn alle die zahlreichen Pilgerzüge, die alljährlich über das rothe Meer nach Mekka gehen, sind zugleich auch Handelskaravanen. Aber auch im Innern des Sudan haben sich bedeutende Handelsmittelpunkte herausgebildet, und besonders sind es in den Fellatastaaten außer dem bereits erwähnten Kano die Städte Nyffi und Timbuktu, in welchen ein für den Sudan beträchtlicher Umsatz stattfindet. Merkwürdig genug ist, daß bei einer so bedeutenden Ausdehnung des Handels es an einem festbestimmten Tauschmittel fehlt. Aber freilich, wenn man die Verschiedenartigkeit dieser Völker und ihren lockeren Zusammenhang kennt, kann es kaum noch in Verwunderung setzen. Geprägtes Geld giebt es hier eigentlich nicht. Nur der spanische und noch mehr der österreichische Mariatheresienthaler und zwar ausschließlich der vom J. 1788, der deshalb in Triest stets neu geprägt wird, haben auf dem afrikanischen Markt Eingang gefunden. Die alte Währung des Landes war das Pfund Kupfer, aber davon ist nur noch der Name „Rottel" geblieben. Auch die Baumwollenstreifen von 3—4 Zoll Breite und 3 Ellen Länge, welche an die Stelle des Kupfers traten, sind nur noch in einigen Ländern in Gebrauch. Vier solche Baumwollenstreifen oder Gabaga haben den Werth eines Rottel (in preußischem Gelde etwa ½—1 Sgr.). Bei größeren Einkäufen bedient man sich, um das zeitraubende Abmessen

zu ersparen, statt der Baumwollenstreifen fertiger Hemden von verschiedener Feinheit des Stoffs, deren Werth von 6 bis auf 65 Rottel (etwa von 4 Sgr. bis auf 1 ½ Thlr. pr.) steigt. Das herrschende Geld fast im ganzen Sudan ist gegenwärtig das Muschelgeld. Es sind kleine, weiße Muscheln der Cypraea Moneta, die vorzugsweise von der Ostküste her in das Innere kommen, und namentlich von Indien und Zanzibar aus gegen Palmöl ausgetauscht werden. 8 solcher Kauri oder Kurdi, wie sie in den Haussaländern, Kungona, wie sie in Bornu heißen, haben den Werth eines Baumwollenstreifens, 32 sind einem Rottel gleich. Bisweilen sind sie durchbohrt und zu je 40 in Schnüre gereiht. 50 Schnüre machen dann einen Kopf und 10 Köpfe einen Sack. Ein solcher Sack mit 20,000 Kauri im Werthe von etwa 12 preuß. Thlrn. wiegt nicht weniger als 50 — 60 Pfund. Das Verhältniß dieser Tauschmittel, der Kurdi, wie der Baumwollenstreifen und Hemden, zum spanischen Thaler ist keineswegs ein bestimmtes und gleichbleibendes. Einerseits steigt der Werth der Muscheln mit der Entfernung von der Küste; andrerseits gibt es auch hier Speculanten, die durch eine Ueberschwemmung des Marktes mit Kurdi oder Hemden den Werth des landesüblichen Geldes zu einem plötzlichen Fallen bringen. Ein Steigen und Fallen des Thalers zwischen 50 und 100 Rottel ist nichts Ungewöhnliches. Man kann also nur etwa für den Markt von Kano, und auch da nur für eine bestimmte Zeit, sagen, daß 2500 Kurdi einem österreichischen Thaler (1 ½ preuß. Thlr.) gleich sind. Die beste Schätzung für den Werth des Geldes hat man daher immer an den Preisen der Landesprodukte. In Bornu, wo die Wohlfeilheit am größten ist, bezahlt man ein gutes Huhn mit etwa 3 Pfennigen, so viel als hier 2 Nähnadeln kosten, einen Ochsen mit 1 ½ — 2 Thlrn., eine Milchkuh mit 2 — 3 Thlrn., 2 Schafe mit 1 ½ Thlr., 2 Ochsenladungen Heu mit 1 Thlr. In Kano sind die Preise bedeutend höher. Ein Huhn kommt etwa auf 3 — 4 Sgr., ein Schaf auf 2 — 3 Thlr., ein Pferd auf 36 — 70 Thlr. zu stehen.

Die Werthschwankungen, die Mannigfaltigkeit der Zahlungsmittel, selbst ihr Gewicht, und das zeitraubende Zählen und Messen derselben führen mancherlei Umständlichkeiten mit sich, die auch nicht ohne störenden Einfluß auf den Handelsverkehr bleiben. Um ein Pferd zu kaufen, muß man eine ganze Ochsenladung Muscheln mit sich führen und dann vielleicht noch ein paar Menschen einen ganzen Tag beschäftigen, um sie zu zählen. Als Hr. v. Heuglin in der Gegend des rothen Meeres einen

Ausflug von 3 Tagen machte, betrugen die Kosten desselben etwa nur 3 Thlr. Aber dies Geld mußte er in Gestalt von Salz (ein sehr beliebtes Tauschmittel in ganz Afrika) mit sich führen, und dazu brauchte er 3 Esel mit ihren Treibern. Wenn ferner der Städter im Sudan sich sein Brodkorn einkaufen will, und er kommt zu dem Landmann auf den Markt, so weigert sich dieser vielleicht, die Bezahlung in Muscheln oder Thalern anzunehmen. Der Käufer, der nur Thaler bei sich hat, muß also diese erst gegen Muscheln vertauschen und sich damit ein Hemd kaufen, um endlich sein Korn erhandeln zu können.

Daß trotz aller dieser Unvollkommenheiten der Handel im Sudan immerhin ein bedeutender ist, lehrt der Blick auf den Markt von Kano; nur muß man sich hüten, einen europäischen Maßstab an den Umsatz dieses Marktes zu legen. Zahlen bedeuten an sich nichts; sie erhalten ihren Sinn erst durch die Verhältnisse des Lebens.

Fünftes Kapitel.

Die Schwierigkeiten und Gefahren des afrikanischen Reisens.

Wenn man die zahlreiche Reihe der Expeditionen überblickt, die seit nunmehr 60 Jahren unabläßig die Küsten Europa's verließen, um das Innere des afrikanischen Continents der Wissenschaft, den Einflüssen der Kultur und den Wegen des Handels zu erschließen, so glaubt man eher das Bild eines rastlosen Kampfes menschlicher Ohnmacht gegen die Allgewalt der Natur vor sich zu haben, als das Bild jener ruhigen, besonnenen Thätigkeit, wofür man sonst die des Forschers zu halten pflegt. Nicht mit Unrecht mag man sich wundern über die Zahl der Opfer, welche diese Entdeckungen oft bereits an der Schwelle gefordert, über die Seltenheit derer, denen die Heimkehr gegönnt war, denen die Stätte ihrer Triumphe nicht auch die Grabstätte ward. Aber noch mehr kann man sich wundern über die Langsamkeit der Fortschritte, über die Geringfügigkeit der mit solchen Opfern erkauften Erfolge für die Wissenschaft, wie für die Kultur. 60 Jahre

haben die Anstrengungen gewährt, und noch ist keine Bahn gebrochen durch diesen starren Koloß, die von einem Oceane zum andern führte, noch liegt das äquatoriale Innere als ein unerschlossenes Heiligthum da, durch einen Hunderte von Meilen breiten Gürtel nie vom Fuß des Europäers berührter Gebiete geschützt. Wer dazu noch die Klagen der Wissenschaft hörte, dem könnten selbst die in den wirklich durchforschten Gebieten erzielten Resultate fraglich erscheinen. Es ist wahr, wir haben Karten von Afrika, Karten von der Sahara, vom Sudan, von den obern Nilländern, von Unyamuezi dem Mondlande, von dem Stromländern des Zambesi und des Congo; und diese Karten sehen anders aus, als die vor 60 Jahren. Aber es gibt kaum einen Punkt auf diesen Karten, dessen geographische Lage zweifellos wäre, und es gibt manchen, selbst wichtigen Punkt, über dessen Lage die Angaben noch um 3 und mehrere Grade schwanken, und nicht allein in Betreff der Länge, sondern auch der Breite, deren Bestimmung doch sonst wenig erhebliche Schwierigkeiten macht. Und doch bezeichnete ich die Aufschlüsse, die wir der letzten, von deutschen Forschern ausgeführten Expedition verdanken, als glänzend. In der That, ich würde ungerecht sein, wollte ich sie anders bezeichnen, und wollte ich diese Bezeichnung nicht ausdehnen auf alle die neueren Forschungen eines Livingstone und Ladislaus Magyar, eines Krapf und Rebmann, eines Burton und Speke.

Dieser Widerspruch muß gelöst werden, bevor wir dem Zuge der Reisenden in das Innere Afrika's weiter folgen.

Gering sind die Erfolge dieser Unternehmungen allerdings, wenn man die Anforderungen an sie stellt, die an naturwissenschaftliche oder geographische Forschungen im Allgemeinen gestellt werden; glänzend sind sie, wenn man die Schwierigkeiten und Gefahren in's Auge faßt, unter denen sie erzielt wurden. Das sind keine Reisen, wie man sie hier zu Lande auf Eisenbahnen und Postwagen macht, oder wie sie es selbst in den Prärien und Pampas Amerika's noch sind, wo man doch Stationshäuser trifft, in denen man frische Pferde und wenigstens dürftige Kost erlangen kann. Freilich, wer hätte nicht von dem „Schiff der Wüste" gehört! Aber von der Behaglichkeit und Bequemlichkeit, ja selbst von der Schnelligkeit eines Schiffes hat das Kameel nicht viel. Sein Tritt ist schwerfällig und hart, und nur langsam gewöhnt sich der Europäer daran. Der Reiter ist wenig Herr seines Thieres und fast ganz von den Launen desselben abhängig. Darum bedient man sich des Kameels

fast nur in der eigentlichen Wüste, wo es den Reisenden schnell von der Stelle schafft und selbst nur geringer Pflege bedarf. Das edelste unter allen Kameelen ist das sogenannte Mehari-Kameel, ausgezeichnet durch seinen hohen, schlanken Wuchs, seine schwarzen, lebhaften Augen, sein sanftes, gelehriges Wesen und namentlich durch seine Ausdauer und seine Schnelligkeit, vermöge deren es bisweilen 45 deutsche Meilen an einem Tage zurücklegen soll. Im Sudan ist das Kameel überhaupt gar nicht heimisch; erst durch die Araber ist es hierher gebracht und daher in den südlichen Gegenden noch immer selten. Sein Erscheinen erregt hier größere Neugier und größeres Staunen, als selbst bei uns. Auch hält das Kameel der Wüste das ungewohnte, feuchte Klima des Sudan nicht aus, und man zieht darum in den nördlicheren Gegenden oft in jeder Landschaft besondere Racen, so daß der Reisende genöthigt wird, beständig seine Thiere umzutauschen, um ihrer nicht verlustig zu gehen. Dazu kommt, daß die dichten Wälder des Sudan das Reiten auf diesen Thieren sehr lästig machen, und die zahlreichen Flüsse und Ströme, die zu durchschwimmen das Kameel besondern Widerwillen und große Ungeschicktheit zeigt, beständige Hindernisse bereiten würden. Im Sudan bedient man sich darum gewöhnlich des Pferdes; aber auch dieser Ritt bereitet keine großen Annehmlichkeiten, da die Pferde meist schlecht und die Sättel noch schlechter sind. Zu Lastthieren werden gewöhnlich Ochsen und Esel benutzt, und berühmt sind namentlich die kräftigen, kurzgehörnten Lastochsen von Asben, die Lasten von mehr als 200 Pfund, also mehr als halb soviel als Kameele, mit Leichtigkeit zu tragen vermögen.

Wenn nun der Reisende nach einem solchen angreifenden Tagesritt oder gar Tagesmarsch — denn manchmal ist er genöthigt, zu Fuß zu gehen — endlich Rast macht, sei es am brennenden Mittag oder in der gefährlichen Kühle der Nacht, dann erst, so verlangt es der Stubengelehrte, soll seine eigentliche Thätigkeit beginnen. Dann soll er Aufnahmen machen und beobachten, meteorologische und hypsometrische Beobachtungen registriren, Vögel und Thiere schießen und ausstopfen, geologische Stufen sammeln, politischen und kommerziellen Neuigkeiten nachjagen, ethnologische Studien machen, Buch und Rechnung führen, skizziren, ein dickes, lesbares Journal abfassen, Grammatiken und Vocabularien sammeln und recht oft lange Berichte nach Hause schicken, um zu verhindern, wie der englische Reisende Burton sagt, daß die Königl. Geographische Gesellschaft von London bei ihren Abendsitzungen einschlafe.

Afrikanische Reisen sind in Wahrheit Feldzüge im Kleinen, und der Reisende ist, ohne auf die Hülfe der Mannszucht rechnen zu können, von allen Schwierigkeiten, Mühsalen und Gefahren eines barbarischen Krieges umlagert. Statt Infusorien und Barometer zu studieren, muß er sich damit abgeben, seine Leute zu füttern, zu drillen und sie zu unterweisen, wie sie ihre Waffen gebrauchen, und wie sie eine Karavane führen sollen. Beim Anblick eines Instruments ist der Wilde überzeugt, daß der Fremdling die Sonne vom Himmel reißt, den Regen vertreibt, Krankheit und Tod erzeugt und das Land auf viele Jahre hin behext. Unter ganz Wilden sind solche Operationen bisweilen noch möglich; unter Halbcivilisirten führen sie meist zu einem schlimmen Ende. Dazu raubt das Klima dem Reisenden Energie und Gesundheit. Die einfachsten geodätischen Arbeiten können das Leben kosten. Speke erkrankte zwei Mal nur davon, daß er die Sonnenhöhe nahm. Es gibt auch Ruhepunkte auf solcher Reise, Wochen, Monate, in denen der Reisende gezwungen ist, an einem Orte zu rasten. Da bieten sich denn doch, meint der Stubengelehrte, die besten Gelegenheiten zu wissenschaftlichen Excursionen. Nun, so ganz leicht ist die Sache auch hier nicht immer. Zu größeren Ausflügen fehlt es vielleicht an Lebensmitteln, und zu kleineren selbst sind nicht einmal immer Führer und Träger zu beschaffen, die sich unter die räuberischen Horden wagen, welche die nächste Umgebung der Stadt unsicher machen. Ein Weg, der noch eben ganz gefahrlos offen stand und vom friedlichsten Verkehr belebt war, ist vielleicht im nächsten Augenblick schon durch die Schuld von ein paar Mördern, welche die Anwohner in Aufregung versetzten, für ein Menschenalter versperrt.

Ein bedenklicher Punkt ist noch das Geld, sei es in Form von Waaren, von Muscheln oder von klingendem Metall. Namentlich im östlichen Afrika ist das Geld allmächtig. Wem es fehlt, der muß allein reisen oder nur von wenigen Schwarzen begleitet, ohne andre Instrumente, als ein Notizbuch, und nur mit nothdürftiger Bewaffnung, der muß sich jeder ekelhaften Gewohnheit unterwerfen und es sich gefallen lassen, grade an den interessantesten Punkten angehalten und zurückgewiesen zu werden. Der trotzigste Muth, die zäheste Ausdauer helfen nichts; in tausend Fällen gegen einen kann man darauf gefaßt sein, daß Mangel und Beschwerde endlich Krankheit und Tod bringen. Mit Geld bahnt sich der Reisende auch durch die wildeste Natur und die wildeste Bevölkerung den Weg; mit Geld kann er Jeden abfinden, der ihm entgegentritt, kann er untersuchen, was ihm gefällt, kann er mit

Sextanten vor den Augen von Negern hantieren, die sonst sich nicht besinnen würden, für ein Zoll breit Metall einem Manne den Hals abzuschneiden; mit Geld kann er mit Comfort reisen und einer glücklichen Heimkehr gewiß sein. Mit einer Eskorte von 100 Bewaffneten möchte es unzweifelhaft gelingen, den ganzen afrikanischen Continent von einem Ocean zum andern zu durchziehen. Aber die Kosten eines solchen Zuges an Sold, Transportmitteln, Provisionen wären mindestens auf 100 Pfd. Sterl. die Woche, also auf 5000 Pfd., (35,000 Rthlr.) das Jahr zu veranschlagen, und welche Expedition, welche deutsche namentlich, wird je über solche Summen zu verfügen haben? So sieht der Reisende meist schon durch seine Armuth seinen Forschungen die Wege verschlossen und muß sich glücklich schätzen, wenn er den resultatlosen Weg der Rettung offen behält.

Die unübersteiglichsten Hindernisse aber und die größten Gefahren bereitet dem afrikanischen Reisenden die Witterung und das Klima. Jeder Reisende, sagt der vielerfahrne Burton, sollte sich zum Gesetze machen, so viel als möglich es zu vermeiden, sich in diesen Ländern, namentlich an den feuchten Küsten, in den Flußniederungen, in den Sumpfgegenden, über einen gewissen Punkt hinaus den Witterungseinflüssen und körperlichen Anstrengungen auszusetzen. Eben so gut kann man sich über ein Kohlenfeuer setzen, als den Versuch machen, sich mit Gewalt an das Klima gewöhnen zu wollen. Der ehemalige Missionär Biallobloţky versuchte es, baarhaupt in der Sonne von Zanzibar zu wandeln; das Resultat war — Sonnenstich. Andre versuchten es, auf einer sonnigen Terrasse baarfuß einherzugehen; sie trugen nur wunde Füße davon und das Vergnügen, eine Zeit lang lahm zu sein. Der widersteht dem Klima am besten, der sich demselben am wenigsten aussetzt, und die beste Vorbereitung für einen langen, hungrigen Marsch ist Ruhe und gute Nahrung. Man erhält dadurch einen Vorrath an Kraft, von dem man allmälig zehren kann. Wer sich durch Anstrengung und Enthaltsamkeit vor dem Marsch herunterbringt, beginnt, wo er enden sollte.

Eine Legion von Krankheiten ist es, die das tropische Afrika besonders in der Regenzeit ausbrütet: schmerzhafte Rheumatismen, gefährliche Dysenterien, Haut- und Gelenkkrankheiten, wie der berüchtigte Guineawurm, der oft lang anhaltende Lähmung, mindestens lästige Geschwüre an den Beinen zur Folge hat, und als deren Wirkung auch Barth und Vogel tiefe Narben vorzeigen konnten. Aber die ent-

setzlichsten Feinde des Reisenden sind doch die Fieber, Bodenfieber, Sumpffieber, Wechselfieber, Gallenfieber, gelbe Fieber, oder wie man sie nennen mag. Burton schildert den Verlauf dieser Fieber auf Grund eigner und wiederholter Erfahrungen in ergreifender Weise. In der Regel beginnen sie mit allgemeiner Mattigkeit und Trägheit, Schlaffheit in den Gliedern, Schwere des Kopfes, Uebelkeit, einem Gefühl von Kälte, das durch alle Glieder schleicht, und dumpfen Schmerzen in den Schultern. Dann tritt ein gelinder Frostschauer und ein Kopfschmerz ein, als ob der Kopf zerspringen sollte; das Gesicht wird geröthet, die Adern treten hervor, Erbrechen stellt sich ein, und man ist unfähig, sich noch aufrecht zu erhalten. Die Augen werden heiß, schwer und schmerzen, wenn man sie nach oben kehrt; die Haut ist trocken und brennend, der Puls voll und häufig, die Zunge belegt, der Appetit fehlt gänzlich; dagegen plagt den Kranken beständig ein quälender Durst, ohne daß der Magen im Stande ist, einen Tropfen Getränks bei sich zu behalten. Am Tage bewirkt die außerordentliche Schwäche ein Gefühl von Angst und Niedergeschlagenheit; Nachts wird die Unruhe noch durch Schlaflosigkeit vermehrt.

Das einzige Heilmittel, das man gegen diese Krankheit kennt, ist das Chinin, in den fieberfreien Intervallen und nach gehöriger Vorbereitung genommen; zur unrechten Zeit aber oder in zu großen Dosen genommen, wirkt es den Tod durch Apoplexie. Aderlässe sind fast immer tödtlich, da die Thätigkeit des Herzens nicht wieder vollkommen hergestellt werden kann. Nimmt die Krankheit trotz aller Rettungsversuche einen tödtlichen Verlauf, so verschlimmern sich die Symptome, Delirium tritt ein, der Körper verliert alle Kraft, und es erfolgt, vielleicht nach einer anscheinenden Besserung, Stupor, Unempfindlichkeit und Tod. Weicht das Fieber dagegen der Behandlung, so tritt etwa am 7. Tage eine deutliche Verringerung desselben ein, die Zunge wird reiner, die Schmerzen verlassen Kopf und Augen, das Gesicht ist nicht mehr geröthet, die Uebelkeit hört auf, und ein schwacher Appetit kehrt zurück. Aber immer ist die Genesung sehr langsam und zweifelhaft; Rückfälle sind häufig und nehmen meist die mildere Form eines Wechselfiebers an, dessen Anfälle bisweilen ein ganzes Jahr lang wiederkehren. Unglaublich und in gar keinem Verhältniß zur Heftigkeit des Fiebers stehend ist die Niedergeschlagenheit und Schwäche während der Reconvalescenz. Vor Ablauf von 6 Wochen erholt man sich nur unvollständig; die Leber arbeitet mit ungewöhnlicher Energie; der Magen ist zu heftiger Indigestion geneigt, der Körper mager, und die Kräfte liegen

faſt ganz darnieder. Luftwechſel iſt dann das ſicherſte Heilmittel; oft wirkt ſchon der Aufenthalt auf einem Schiff oder ſelbſt in einer benachbarten Wohnung, noch wohlthätiger die friſche Bergluft.

Die Folgen des Fiebers ſind bei kräftigen Männern unbedeutend, etwa graue Haare, Blutſchwäre, Zahnſchmerzen. Bei ſchwächeren Naturen zeigen ſich Nachwehen, die im Unterleib oder Gehirn ihren Sitz haben. Die einen verlieren das Gedächtniß, andere büßen den Gebrauch eines Gliedes ein; Manche werden taub oder bekommen ſchwache Augen; nicht Wenige werden nachträglich von Leberentzündungen, Dysenterien, Verſtopfung und ähnlichen Krankheiten geplagt und erlangen niemals ihre frühere Geſundheit wieder. Einen Vortheil allerdings ſoll dieſe Krankheit haben, — aber er ſcheint nicht zweifellos —: wer einmal dieſe Probe beſtanden, ſoll nämlich in dem Maße acclimatiſirt ſein, daß er ſogar ein Jahr in Europa ſein kann und bei ſeiner Rückkehr in das tropiſche Afrika wenig Gefahr läuft, abermals zu erkranken. Reiſende thun daher am beſten, wenn ſie ſich bereits an der Küſte oder doch vor Beginn der eigentlichen Forſchung acclimatiſiren, dann aber einen zweiten Anfall nicht abwarten, da dieſer das ganze Maß von Kraft erſchöpfen würde, deſſen ſie zur Ausführung ihres Unternehmens bedürfen.

Unter den beſtändigen Drohungen, Angriffen und Nachwehen dieſer entſetzlichen Fieber zu reiſen, meiſt mitten durch räuberiſche oder fanatiſche Völkerſchaften und im Kampf mit der Ränkeſucht und dem Mißtrauen habgieriger Fürſten, und dabei noch geiſtig arbeiten zu ſollen, beobachten, ſammeln, niederſchreiben, das erfordert in der That eine ſeltne Energie des Geiſtes; und ungerecht wäre es, dann an die erzielten Erfolge noch den Maßſtab ſpießbürgerlicher Stubengelehrtheit legen zu wollen. Und doch iſt es geſchehen, ſelbſt in Bezug auf die glänzenden Thaten unſerer letzten großen Sudan-Expedition! Ich meine nicht die kleinlichen Bemängelungen deutſcher Gelehrten, denen Barth bald dieſes, bald jenes naturwiſſenſchaftliche Fach, bald die Botanik, bald die Zoologie oder Geologie zu wenig bedacht hatte, obwohl doch Barth von Hauſe aus gar keinen Anſpruch darauf gemacht hatte, Naturforſcher zu ſein, und keine Verſprechungen gegeben, der Naturforſchung zu dienen; — ich meine den ernſten Vorwurf, der ihm von der engliſchen Gelehrtenwelt gemacht iſt, daß er nach dem Tode Richardſon's und Overweg's, allein ſtehend, wie er war, von Mitteln faſt ganz entblößt, es nicht verſucht habe, im Südoſten die Schranke zu durch-

brechen, welche die Fehden der Machthaber und der stete Kampf zwischen Islam und Heidenthum dort gezogen, um über Wadai und die Nilquellen den Weg zum indischen Ocean zu suchen, sondern daß er sich westwärts nach Timbuktu wandte, — ein, wie man meint, wenig gefahrvolles Unternehmen, das aber gleichwohl durch Geldnoth, Fanatismus und Krankheit dem Reisenden fast das Leben kostete. Ich sage, das ist eine gehässige, ungerechte Anklage, die ihren Grund nur in der kleinlichsten nationalen Eifersucht hat. Als Barth sich im Jahre vorher in Baghirmi aufhielt, hatte er nur zu gut Gelegenheit, sich von der Unmöglichkeit eines Vordringens nach Osten, wenigstens unter seinen Umständen, zu überzeugen. 4 Tage lang hatte er in Fesseln gelegen, und selbst als der Sultan ihn später freundlich in seiner Hauptstadt Masenna aufnahm, war es ihm auf das Strengste untersagt, auch nur auf geringe Entfernungen die Stadt zu verlassen. Die Möglichkeit, Wadai zu erreichen, wurde ihm allerdings für den Fall hinreichender Mittel in Aussicht gestellt, aber zugleich auch versichert, daß der Herrscher jenes Landes ihn mindestens ein Jahr lang zurückhalten würde. Vogel's Schicksal hat ja nur zu sehr bewiesen, wie berechtigt diese Befürchtungen waren. Aber noch eins vergißt man, wenn man solche maßlose Anforderungen stellt, das ist die Ausdehnung jener Länder. Man vergißt, daß die ganze Breite der von Barth und Vogel durchmessenen Sudanländer von Timbuktu bis Wara nicht weniger als 400 deutsche Meilen beträgt, und fast ebenso viel die Entfernung des äußersten von Vogel im Süden erreichten Punktes von Tripoli. Man vergißt, daß von Kukaua bis zu den Häfen des indischen Meeres ein Raum von fast 500, von Kukaua bis Chartum selbst ein Raum von 300 deutschen Meilen völlig unbekannter, von keinem Europäer betretener, von räuberischen, fanatischen Völkern bewohnter Länder sich ausdehnt.

Sechstes Kapitel.

Die Forschungen und Schicksale Barth's und Vogel's.

Keine afrikanische Expedition ist so reich an Erlebnissen, so erfolgreich für unsre Kunde von der Natur und den Völkern dieses Erdtheils gewesen, als die große Expedition des letzten Jahrzehnts, die von dem Engländer Richardson eingeleitet, von den Deutschen Overweg und Barth, endlich von Vogel fortgeführt wurde und jetzt in der Heuglin'schen Expedition ihren Abschluß erhalten soll. Keine liefert ein so vollkommnes Bild von den Gefahren des Reisens in diesen Ländern, von den Eigenthümlichkeiten ihrer Natur und ihrer Völkerwelt, als diese. Wir haben die Reisenden bereits durch die Wüste begleitet, wir verließen sie an der Schwelle des Sudan, im Begriff, auf getrennten Wegen, wozu nach ihres Führers und Richardson's Ansicht ihre Armuth und ihre Unfähigkeit, den einheimischen Fürsten große Geschenke zu machen, sie nöthigte, nach Kukaua aufzubrechen. Richardson schlug den gradesten Weg über Sinder ein, von dessen Sultan, einem ächten Despoten, dem seine Unterthanen sich nur im Staube nähern durften, und der durch seine grausamen Hinrichtungen und Menschenjagden rings Schrecken um sich verbreitete, er auf das Freundlichste empfangen wurde. Aber Richardson's Gesundheit war schon bei dem Eintritt in die drückend feuchtwarme Luft des Sudan erschüttert. Krank erreichte er Ngurutua, 6 Tagereisen von Kukaua. Hier fühlte er, daß das Klima ihm den Tod bereite, und gern wäre er sofort nach Tripoli zurückgekehrt; aber abseits von jeder Karavanenstraße war hier kein Führer nach Fezzan aufzutreiben. Er starb in der Nacht vom 3. — 4. März 1851, und Eingeborne bereiteten ihm das Grab unter einer schönen, schattigen Sykomore. Barth und Overweg hatten sich westwärts gewandt und trennten sich erst bei Tessaua, Dieser die Heidenländer Gober und Maradi zu besuchen, Jener südwärts durch die berühmten Provinzen der Fellata's, Katsena und Kano, den Tsadsee zu erreichen. Aber in welchem Zustande betrat Barth das lange ersehnte London des Sudan, Kano! Seine finanzielle Lage war so verzweifelt, daß er sich glücklich schätzte, von einem Reisegefährten 2000

Muscheln (1 Rthlr. 5 Sgr.) geliehen zu erhalten, um nur die nöthigsten Ausgaben für den Haushalt zu bestreiten. Dumpf brütend saß er in einer dunkeln, unfreundlichen Behausung, von seinen Gläubigern geplagt, von seinem eignen Diener seiner Armuth wegen verspottet. Sorgen und elende Lebensweise warfen ihn auf das Krankenlager. Ein heftiges Fieber stellte sich ein, und die Körperkräfte verließen ihn sichtlich mit jedem Tage. In dieser hoffnungslosen Lage traf ihn die Einladung zur Audienz beim Statthalter. Da rettete ihn das einzige Heilmittel, das es in solcher Lage noch gibt, und das gewöhnlich viel zu gering angeschlagen wird, die Energie des Geistes. Er erhob sich



Wohnungen im Sudan.

von seinem Lager, als wäre er völlig gesund, und entschloß sich, allen Bedrängnissen zu trotzen. Es gelang, die Aufnahme des Fürsten war wider Erwarten wohlwollend, und sein Gegengeschenk, bestehend in 60,000 Kurdi (24 Rthlr.), setzte Barth in den Stand zur Weiterreise. Krank verließ er Kano und durchzog die blühenden Gefilde Haussa's. Unterwegs erhielt er die Nachricht von dem Tode Richardson's, zu dessen Grabe er nun eilte, um seine Hinterlassenschaft zu retten. Am 2. April erreichte er endlich Kukaua, wo auch Overweg am 7. Mai eintraf.

Trotz der gastlichen Aufnahme, welche die Reisenden in Kukaua beim Scheich Omar fanden, der ihnen ein geräumiges und freundliches Haus einräumte, war ihre Lage doch anfangs eine höchst drückende. Richardson hatte 1270 Rthlr. Schulden hinterlassen, sie selbst schuldeten ihren Dienern über 300 Rthlr., und Keiner besaß auch nur einen Thaler baar oder etwas, was einen Thaler werth war. Gleichwohl beschäftigten sie sich von vornherein mit Plänen zu weiten Ausflügen. Eine Anleihe beim reichen Wesir von Bornu, Hadschi-Beschir, setzte sie dazu in den Stand, bis reichere Hilfsmittel aus England ankamen. Während Owerweg mit der Erforschung des Tsadsee's und seiner Inseln und Ufer mit Hilfe des mitgebrachten Bootes beschäftigt war, unternahm Barth einen kühnen Zug nach Süden in die Landschaft Udje, in das Gebiet der heidnischen Marghi und in die als das fruchtbarste Land Centralafrika's gerühmte Fellata-Provinz Adamaua. Glücklich erreichte er die Ufer des Benue, der „Mutter der Gewässer", und erblickte von fern die wolkenumhüllten Gipfel des hohen Alantika. Aber in der Hauptstadt Yola fand er sich das Ziel gesteckt. Ein Empfehlungsbrief des Scheich von Bornu, welcher eine energische Forderung des zwischen beiden Ländern streitigen Gebirgslandes enthielt, empörte den Statthalter dermaßen, daß er den Reisenden sofort über die Grenze zurückschickte. Ein zweiter Ausflug wurde dann von beiden Reisenden gemeinschaftlich in nordöstlicher Richtung in die zu Wadai gehörige Provinz Kanem unternommen, in der Absicht, das hohe Gebirgsland Borgu in der Ostsahara zu erreichen. Sie hatten sich einem Raubzuge angeschlossen, der aber eine schimpfliche Niederlage erlitt, die beinahe auch unsren Reisenden das Leben kostete. Wenn auch an sich erfolglos, hatte doch das Unternehmen den Reisenden Gelegenheit gewährt, die gefahrvolle Regenzeit in einem gesunden Lande in der Nachbarschaft der Wüste zuzubringen. Kaum nach Kukaua zurückgekehrt, bot sich ihnen ein neues Abenteuer, ein Raubzug in das sclavenliefernde Land der Musgo im Süden des Tsad. Der von den Feinden besetzte Arre, ein Nebenfluß des Schari, gebot ihnen Halt. Noch immer schwebte den kühnen Männern der indische Ocean als letztes Ziel ihres Strebens vor, und im Südwesten und Süden zurückgewiesen, versuchte nun Barth im Südosten durch das Reich Baghirm vorzudringen. Aber auch hier fand er unüberwindliche Schwierigkeiten, ward anfangs sogar in Ketten geworfen und dann in der Hauptstadt festgehalten. Er war jetzt so arm, daß er von den Negern der „Nadelprinz" genannt ward, weil er in der That nichts mehr als Nähnadeln und einige

kleine Spiegel besaß. Da erreichte ihn die Freudenbotschaft, daß Briefe, Gelder und Waaren aus England in Kukaua eingetroffen seien, und von großen Plänen erfüllt, brach er dorthin auf. Aber neues Leid erwartete ihn hier. Overweg's Gesundheit war schon seit längerer Zeit durch Klima und Ueberanstrengung zerrüttet. Jetzt hatte die gefährliche Regenzeit begonnen, und sie verfehlte ihre Wirkung auf den Kranken nicht. Ein kurzer Ausflug an den Komadugu erfrischte ihn allerdings; aber eine Erkältung, die er sich durch nasse Kleider oder vielleicht eine im Freien zugebrachte Nacht zugezogen, warf ihn jenem entsetzlichen Fieber in die Arme, das ihn am 27. September 1853 den Tod gab. Er ward an seinem Lieblingsplätzchen am Ufer des Tsad begraben, betrauert selbst von den Negern, die ihn liebgewonnen hatten.

So stand Barth nun allein. Alle seine Hoffnungen, alle seine weitreichenden Pläne waren vernichtet. Nach Osten hatte er sich den Weg versperrt gefunden; so beschloß er denn, sich nach Westen zu wenden und durch die Fellatastaaten dem Laufe des Niger zu folgen, um Timbuktu zu erreichen. Es war ein gefahrvolles Unternehmen, wegen der innern Zerrüttung dieser Reiche und der Kriege mit den heidnischen Nachbarvölkern. Gleichwohl erreichte er ziemlich unangefochten Timbuktu. Den Fanatismus der dortigen Fellata fürchtend, hatte er auf den Rath des mächtigen Scheich El Bakay, dessen Freundschaft er gewonnen, seinen christlichen Charakter verleugnet, und zog nun als Gesandter des Großsultans von Stambul feierlich in die verhängnißvolle Stadt ein. 7 volle Monate sollte er hier wie in einem Gefängniß verleben. Seine Gesundheit, auf die er noch bei seiner Abreise von Kukaua getrotzt hatte, als er schrieb, ein mächtiger Tod müsse es sein, der ihn wegraffen wolle, sie war gebrochen. Die Anstrengungen einer solchen Reise mitten in der Regenzeit, die Sorgen und Gefahren, die ihn hier von allen Seiten umringten, machten dem Fieber die Arbeit leicht. Die ungesunde Luft von Timbuktu, die schlechte Nahrung verbesserten seinen Zustand auch nicht. Gern hätte er die Stadt verlassen; aber das hieß dem Tod gradezu in die Arme laufen. Die fanatischen Fulbe, die sich mit den Arabern und Tuaregs in die Herrschaft Timbuktu's theilten, argwöhnten längst, daß der angebliche Gesandte des Sultans ein Christ sei. Der Herrscher von Massina sandte sogar Truppen mit dem Befehl, den Christen zu vertreiben; der Araberstamm der Uelad Sliman hatte einen Schwur gethan, Barth zu ermorden — es war derselbe, der den Major Laing im J. 1826 ermordet hatte; — und auch diese mordgierige Schaar zog in die Stadt ein.

Nur el Bakay, das geistliche Oberhaupt Timbuktu's, gewährte Barth seinen Schutz; aber er setzte auch wieder einen Trumpf darauf, Barth nicht ziehen zu lassen, sondern ihn den verhaßten Fulbes zum Trotz in der Stadt zu behalten. Der Winter verging, die Regenzeit war wieder vor der Thür, und die Aufregung in Timbuktu hatte den höchsten Grad erreicht; da endlich weigerte sich el Bakay nicht mehr, die Abreise Barth's oder vielmehr seine Flucht von Timbuktu zu gestatten. Nach manchen Hindernissen, nach furchtbaren Krankheitsanfällen erreichte er am 17. October 1854 Kano, wo er Geld und Nachrichten aus Kukaua erwartete. Aber Geld fand er nicht, und die Nachrichten lauteten niederschlagend genug. Eine Revolution hatte in Kukaua stattgefunden, die seinem Freunde, dem Vezier, das Leben gekostet. Barth selbst galt für todt, und auch nach Europa war dies Gerücht gedrungen und hatte Glauben gefunden. Von der Expedition Baikie's, der mit einem Dampfschiffe den Benue hinaufgegangen war, um Barth aufzunehmen, erfuhr er leider zu spät. Es drängte ihn jetzt nach der Heimkehr. Das Fieber hatte alle seine Energie vernichtet; er fühlte, daß er fliehen müsse, wenn dies Land ihm nicht das Leben kosten solle. Endlich ward ihm durch das Darlehn eines Wucherers die Weiterreise möglich. Krank und matt näherte er sich dem ersehnten Kukaua. Da kommt ihm mitten in einer Waldwildniß eine Reiterschaar entgegen, voran ein junger Mann von überaus heller Gesichtsfarbe, dessen Kleidung, Tobe und Turban, durch die Art, wie sie getragen wird, den Fremdling verräth. Es ist Dr. Eduard Vogel, der von England gesandte Gehülfe und Nachfolger. Da ruhten denn die beiden Männer, die einander nie zuvor gesehen, von denen der eine den andern noch vor Kurzem für todt gehalten hatte, einander freudetrunken in den Armen, und in den Schatten des Waldes hingestreckt, plauderten sie mit einander von der Heimath, von den überstandenen Leiden und den Sorgen der Zukunft. Nach zwei Stunden trennten sie sich wieder nach entgegengesetzten Richtungen, um erst im December wieder in Kukaua zusammenzutreffen und einige Wochen ungetrübter Freundschaft mit einander zu verleben.

Schon auf die erste Nachricht von dem Tode Richardson's hatte man in England beschlossen, die Lücke durch einen Mann auszufüllen, der besonders als Astronom den Zwecken der Expedition zu dienen geeignet sei. Die Aufmerksamkeit der geographischen Gesellschaft wurde durch Petermann und Ritter Bunsen auf den jungen Eduard Vogel gelenkt, der damals als Assistent des berühmten Astronomen

Hind an der Bishop'schen Sternwarte in London lebte. Vogel selbst zögerte keinen Augenblick einzuwilligen, und seine Liebenswürdigkeit und wissenschaftliche Tüchtigkeit erwarben ihm so allgemeine Theilnahme, daß wohl nie ein Ausländer von England mit solcher Freigebigkeit und Bereitwilligkeit ausgestattet wurde. An demselben Tage, an welchem er Englands Küsten verließ, traf die erschütternde Nachricht vom Tode



Eduard Vogel.

Overweg's ein. Am 7. März 1853, an seinem 24. Geburtstage, betrat der fast kindlich jugendliche Reisende bei Tripoli den afrikanischen Boden. Seine Reise durch die Wüste war mit wenig Schwierigkeiten verbunden; er schlug von Murzuk aus den graden Weg durch die Wüste der Tebus über Bilma ein und legte die fast 200 deutsche Meilen

lange Wüstenstrecke bis Kukaua in der kurzen Zeit von 2 Monaten zurück. Von einer glänzenden Reiterschaar eingeholt, zog er am 13. Januar 1854 in die Hauptstadt ein. Barth hatte inzwischen seine Reise nach Timbuktu angetreten. Vogel fand bereits das Gerücht von seinem Tode vor, und so stand er allein am Grabe Overweg's. An die Stelle des freundlichen Scheikh Omar war durch eine Revolution sein Bruder, der tyrannische und argwöhnische Abd-er-Rhaman auf den Thron gelangt, und wenn auch dieser dem Reisenden seinen Schutz zusagte, so zeigte sich doch bald, daß er in Wahrheit nur damit umging, ihm Hindernisse aller Art zu bereiten. Ein heftiges Fieber, das Vogel gleich anfangs niederwarf, vereitelte ohnehin für lange Wochen jede Unternehmung. Kaum genesen, ergriff er aber um so freudiger das Anerbieten des Sultans, ihn auf einem großen Raubzuge in das Land der Musgo zu begleiten. Mußte er dabei auch Zeuge all der Greuelscenen einer solchen Sclavenjagd sein, so lernte er doch dieses interessante afrikanische Holland mit seinen unabsehbaren Reisfeldern und seinen feuchten, von Elephantenheerden bevölkerten Sumpfwäldern kennen. Zu seiner Ueberraschung erhielt er bei seiner Rückkehr vom Scheikh die Erlaubniß zu einem Ausfluge in das schöne Gebirgsland Mándara oder Wándala im Süden der Tsadebene. Aber hinter dieser Freundlichkeit barg sich ein tückischer Plan. Der Scheikh war von Vogel an die Rückzahlung einer ihm geliehenen Geldsumme und an die Herausgabe der Waaren Dr. Barth's, deren er sich bemächtigt hatte, gemahnt worden, und trachtete nun sich Vogel's ebenso zu entledigen, wie er sich Barth's bereits entledigt glaubte. Er sandte daher heimlich einen Brief an den Sultan von Mándara, worin er ihm mittheilte, daß Vogel 100 Dollars bei sich führe, und daß es ihm nur angenehm sein werde, wenn er dem Reisenden das Geld abnehme und ihn selbst aus dem Wege räume. Kaum in der Hauptstadt Mora angekommen, wurde daher Vogel festgenommen und gefangen gehalten mit der täglich wiederholten Drohung, daß man ihm den Kopf abschneiden werde, wenn er das Geld nicht ausliefere. Nach fünfwöchentlicher Gefangenschaft gelang es Vogel endlich, mit Hülfe des Wesirs, dessen Freundschaft er sich durch die glückliche Heilung eines Augenübels erworben hatte, zu einem befreundeten Scheikh in der Landschaft Udje zu entkommen. Hier traf ihn denn bald die Nachricht von der neuen politischen Umwälzung, die in Kukaua erfolgt war. Der abgesetzte Scheikh Omar war endlich durch die Gewaltthaten seines Bruders aus seiner Lethargie geweckt worden, hatte die Unzufriedenen um sich gesammelt

und den Usurpator besiegt und getödtet. Mit der Herrschaft Omar's kehrte aber auch unserm Reisenden wieder Schutz und Freundschaft zurück.

Auch Vogel's Geldmittel waren nun erschöpft, und obwohl krank, eilte er nach Sinder, um bei den dort ankommenden Karavanen sich nach neuen Geldern umzusehen. Auf dieser Reise war es, wo er Barth begegnete. In Sinder fand er wirklich Geld, auch erhielt er in Kukaua Ersatz für die durch Abd-er-Rhamans Habsucht bereiteten Verluste, und Barth's Einfluß gelang es überdies, die seit längerer Zeit bestehende Mißstimmung zwischen Vogel und seinen englischen Dienern zu beseitigen. So nahmen denn die Verhältnisse endlich einmal wieder eine freundlichere Form an. Barth schickte sich zur Rückkehr nach Europa an, das er bekanntlich glücklich am 6. September 1855 erreichte. Vogel trat am 20. Januar eine neue gefahrvolle Wanderung nach Westen in die Staaten von Sokótó an. Er durchwanderte das Gebiet der menschenfressenden Njem-jem, erreichte das bisher von allen seinen Vorgängern vergeblich erstrebte Jacoba, und kam bis Saria oder Soso, bis wohin einst Clapperton und Lander von Westen her vorgedrungen waren. Am 1. December 1855 kam er nach Kukaua zurück, und am 1. Januar 1856 bereits brach er von neuem auf, muthig und hoffnungsvoll, den letzten Theil seiner Aufgabe zu vollenden, durch Baghirmi, Wadai und Darfur ostwärts die Küsten des indischen Oceans zu erreichen. Auf diesem Wege ist er verschollen. Von Bornu aus drang im Sommer 1857 das Gerücht von seinem gewaltsamen Tode in Wara, der Hauptstadt Wadai's, nach Europa. Sein englischer Diener, Korporal Maguire, der mit den Papieren und Sammlungen Vogel's nach Europa zurückkehren wollte, wurde beim Eintritt in die Wüste am Brunnen Belagschifari von räuberischen Tuaregs erschlagen. Alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen. Vier Jahre lang haben wir zwischen Furcht und Hoffnung geschwankt. Endlich ist, durch die Begeisterung und Opferwilligkeit der deutschen Nation ermöglicht, eine Expedition aufgebrochen, um den Spuren des Vermißten zu folgen und entweder das einsame Grab des Gemordeten zu finden, oder den Geretteten in die Arme seiner Familie und seines Vaterlandes zurückzuführen.

Siebentes Kapitel.

Die Nilexpeditionen und die Entdeckung der großen südostafrikanischen Seen.

Das glänzende Ziel, welches Vogel auf seiner verhängnißvollen Reise erstrebte, war die Erforschung der Nilquellen. Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden knüpft sich ein unlösbarer, wenigstens bis heute nicht gelöster Zauber an dieses Wort. Schon die Alten brauchten, wenn sie etwas ganz besonders Schwieriges bezeichnen wollten, die Redensart „Caput Nili quaerere." Der alte alexandrinische Geograph Claudius Ptolemäus berichtete von einem hohen, schneebedeckten Gebirge, das sich unter dem Aequator am Ostrande des innern Hochlandes hinziehe, und von einem großen, oceangleichen See, dessen Wellen den Fuß dieser Berge bespülten, und aus welchem die Quellen des Nil flössen. Die arabischen Schriftsteller wiederholen später diese Angaben. Erst unsern Tagen scheint die Lösung dieser Räthselfrage bevorzustehen. Nach einander haben fast sämmtliche Zuflüsse des Nil die Ehre genossen, für den Haupt- und Quellstrom zu gelten, erst der Atbara oder Takkazie, dann der Bahr el Azrek oder blaue Fluß, dessen Ursprung in Abessinien nachgewiesen ist, heut zu Tage endlich der Bahr el Abiad, der weiße Fluß. Aber auch dieser erhält unterm 9.° bis 10.° n. Br. einen Zufluß von der linken Seite, welcher ein mächtiger Strom sein soll, von dem man aber fast nichts Gewisses weiß, als daß sein Flußgebiet sich weit nach Nord- und Südwesten bis nach Wadai, Baghirmi und Adamaua erstrecke. Als Barth sich im letzteren Lande aufhielt, erhielt er in der That Kunde von einem Fluß, Ada genannt, der unter 7° n. Br. und 20° ö. L. ostwärts fließe. Der Strom selbst heißt Bahr-el-Ghasal oder Misselad, und fließt in den See No, aus dem der Bahr el Abiad austritt. Westlich vom See No ist noch nie ein Europäer gekommen, und zwischen ihm und dem äußersten, ostwärts von Barth erreichten Punkte Baghirmi's liegt noch eine Strecke von 200 Meilen. Dieses überaus fruchtbare, stark bevölkerte und durch seine Produkte für den Handel wichtige Gebiet — der Bahr el Abiad liefert jetzt schon allein jährlich 800 Centner Elfenbein — wird der Gegenstand der Nachforschungen Heuglin's und seiner Gefährten sein.

Schon im J. 1855 wurde ein interessanter Versuch gemacht, nach dieser Richtung, wo möglich bis Wadai, vorzudringen. Ein Sardinier, Namens Brun-Rollet, der 28 Jahre in Chartum gelebt hatte, entschloß sich, über den See No westwärts sich vorzuwagen. Er gelangte aber nur einige Tagereisen den Misselad aufwärts durch eine üppige, mit dichten Wäldern bedeckte Sumpfwildniß. Glücklicher ist man in südlicher Richtung gewesen. Bekanntlich hat Aegypten unter Mehemed Ali's kräftigem Regiment seine Herrschaft weit über die oberen Nilländer, über Nubien, Sennaar, Fazokl ausgedehnt, und die Expeditionen Mehemed Ali's, namentlich die vom J. 1841, welche Werne und d'Arnaud begleiteten, und die bis zum 4° 42′ n. Br. vordrang, sind es, denen wir hauptsächlich unsre Kenntniß über diese Länder verdanken. Zwar sind später Knoblecher und namentlich Petherick (1859) ebenfalls auf diesem südlichen Flusse, dem eigentlichen Bahr el Abiad, letzterer nach seiner Behauptung sogar bis in die Nähe des Aequators vorgedrungen, ohne jedoch wesentlich neue Aufschlüsse zu liefern.

Diejenige Expedition, welche in neuerer Zeit das Meiste von sich reden gemacht, theils wegen des glänzenden Anfangs und des unerhörten Aufwandes, mit dem sie ausgestattet wurde, theils wegen des ebenso kläglichen, als lächerlichen, ja wahnsinnigen Ausganges, den sie nahm, ist die Nilquellen-Expedition des französischen Grafen d'Escayrac de Lauture im J. 1856. Wohl nie ist ein Fürst für wissenschaftliche Zwecke — auch wenn er seine politischen und merkantilen Nebenzwecke dabei hatte — so freigebig gewesen, als Said Pascha, Vicekönig von Aegypten, der die ungeheuren Kosten dieses Unternehmens trug. Nicht weniger als 12 europäische Gelehrte und Künstler, Zoologen, Botaniker, Aerzte, Topographen, Astronomen, Geologen, Sprachforscher sollten an der Expedition theilnehmen. 2 eiserne Dampfschiffe waren ihr zur Verfügung gestellt; 300 Mann schwarzer Soldaten sollten sie begleiten. Schon träumte man sich an die Quellen des Nil, an denen man mit Burton von Süden und Vogel von Westen her zusammenzutreffen hoffte; schon verlangte d'Escayrac 1000 Raketen, um die große Entdeckung an Ort und Stelle durch ein glänzendes Feuerwerk zu feiern. Da brach das ganze kostbare Luftschloß — denn es soll den Pascha nahe an 1 Million Francs gekostet haben — in sich zusammen, lediglich durch die maßlose Narrheit des Führers. Zuerst zeigte sich diese Narrheit in unglaublichen Forderungen. An den Soldaten hatte er nicht genug, auch eine Musikbande mußte er haben; an den 2 Kanonen, die er schon besaß, genügte es ihm auch nicht,

er wollte noch 4 Haubitzen, 500 Shrapnells, 500 Kanonenkugeln, 200 Handgranaten. Dann kam seine wahnsinnige, wahrhaft asiatische Despotie gegen seine wissenschaftlichen Gefährten, die soweit ging, daß er sie sogar verhinderte, Briefe oder Papiere ohne sein Wissen abzusenden. Es kam zu einer völligen Auflehnung und endlich Auflösung der Gesellschaft. Die kostbare Ausrüstung blieb nutzlos, und wird jetzt vielleicht theilweise noch der Heuglin'schen Expedition zu Gute kommen.

Der weiße Nil mit den wilden Negervölkern an seinen Ufern ist noch immer nicht hinreichend erforscht. Gleichwohl hat hier lange Jahre hindurch, selbst jenseit des 5. Breitegrades, eine katholische Mission bestanden, und die im J. 1857 gestorbenen Missionäre Dr. Knoblecher und Gostner haben von der Station Gondokoro am Tubiri aus manche wichtige Forschung in den benachbarten Ländern gemacht. Leider aber ist von diesen Forschungen bisher noch wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Seit dem J. 1859 hat diese Mission, weniger wegen des ungünstigen Klima's von Gondokoro, das vielmehr seiner hohen Lage (1900 F. Meereshöhe) minder gefährlich sein soll als das von Chartum, als vielmehr wegen der Feindseligkeiten der Bewohner und ihres jeder Bekehrung unzugänglichen Charakters, aufgegeben werden müssen. Im Allgemeinen steigt der Boden südlich von Chartum sehr allmälig an. Den weiten Steppenflächen oder Savannen, welche Chartum auf mehrere Tagereisen umgeben, folgen unter dem 14.° s. Br. dichte Urwälder, namentlich aus Mimosen gebildet, an Stelle deren jenseit des 12. Grades ein wildes Insel- und Sumpfgebiet tritt, das sich bis zum 7.° ausdehnt und hier von der höheren Bergregion begränzt wird. Ein außerordentlich reiches und zum Theil fremdartiges Thierleben bevölkert noch diese Wälder und Sümpfe und Berge. Neben unserm allbekannten Storch, der hier, wie an den Ufern des blauen Nil, die nordische Winterszeit verträumt, wandelt sein erst seit wenigen Jahren entdeckter, seltsamer Familienverwandte mit gewaltigem Schnabel, der Balaeniceps rex. Zahllose Affen hausen in den Wäldern und Bergen, Gazellen, Antilopen, eigenthümliche Hirsche (Tyam) mit zurückgebogenen, gefurchten Geweihen, Giraffen, Elephanten und Büffel durchschweifen die Ebenen. Löwen und Leoparden von ungewöhnlicher Größe lauern im Dickicht und in den Schluchten der Berge auf Beute. Hyänen dringen in finstern Nächten sogar in die Wohnungen ein. Der Boden ist überaus fruchtbar, und bietet die schönsten Weiden für die Viehheerden der Neger; aber die Unruhe, die Raub- und Kriegslust der

Bewohner läßt sie nicht zum Vollgenuß des gebotenen Reichthums gelangen.



Der Storch des weißen Nil (Balaericeps rex).

Weit erfolgreicher als hier im Westen und Süden sind die Forschungen längs des östlichen Hauptflusses des Nil, des blauen Flusses oder Bahr el Asrek gewesen. Seine Quellen führten hinauf in das seit Jahrhunderten dem europäischen Verkehr offen stehende Abessinien, das Alpenland Afrika's. In seinen blauen, wolkenumhüllten Bergen hatte man schon im Alterthum die Quellen des Nil gesucht; es war ja die höchste Erhebung des Continents bis auf die Entdeckungen der neuesten Zeit. Zahlreiche Forscher haben namentlich seit dem Ende des vori-

gen Jahrhunderts in diesem Lande geweilt und uns Schilderungen von seiner großartigen Natur entworfen, namentlich Bruce, dessen Berichten man anfänglich den Glauben versagte, und die deutschen Forscher Krapf, Rüppell, Ferd. Werne, der dort seit Jahren ansässige Schimper, Werner Munzinger und Theodor von Heuglin.

Schon in vorchristlicher Zeit bestand hier ein mächtiger Kulturstaat, das Reich Axum, das sich wahrscheinlich aus den Trümmern von Meroë erhoben hatte und seine Herrschaft nicht allein über ganz Abessinien, sondern auch über die Küsten des rothen Meeres und selbst über Yemen und Saba in Arabien erstreckte. Im 4. Jahrhundert drang hier das Christenthum ein und fand eine überaus schnelle Verbreitung. Bald aber begann der blutige Kampf mit dem Islam, und zugleich von innern Streitigkeiten zerrüttet, im Süden von den wilden Gallas bedrängt, sank das einst so blühende Reich von Stufe zu Stufe. Der durch die portugiesischen Seefahrer gegen Ende des 15. Jahrh. wieder hergestellte Verkehr mit den christlichen Völkern Europa's brachte dem Lande auch keinen Segen. Die Portugiesen machten den Versuch, die abessinischen Christen, deren Christenthum freilich ein sehr entartetes ist und fast nur noch in der strengen Beobachtung gewisser Gebräuche besteht, für die katholische Kirche zu gewinnen. Aber daraus gingen furchtbare Unruhen hervor, die mit einem Blutbad und der Vertreibung der katholischen Priester endeten.

Die politischen Zustände Abessiniens sind in den letzten Jahrhunderten ganz ähnliche gewesen, wie die Deutschlands im Mittelalter; es war ein Chaos, wo das Faustrecht galt. Ein Kaiser, Negus Israil, der sich einen Abkömmling der Königin von Saba nannte, war nur dem Namen nach Haupt des Reichs; er befand sich in der Lage der Merovinger, die von ihren Majordomen ab- und eingesetzt wurden. Von seiner einstigen Herrschermacht war ihm nichts geblieben, als das Richteramt in Gondar, die Einkünfte dieser Stadt und die Ehrfurcht, die man dem Nachkommen Salomos schuldig ist. Die Statthalter der Provinzen, die Ras, traten an die Stelle des Kaisers; Keinem gelang es freilich, die Einheit des Reichs wieder herzustellen. In der letzten Zeit waren es namentlich zwei Männer, welche sich in die Herrschaft Abessiniens theilten oder vielmehr darum stritten, König Ubië, der das Reich Tigre im Nordosten inne hatte, und Ras Ali, der Herrscher des Reiches Gondar im Nordwesten. Gegen diesen erhob sich im Jahre 1852 ein neuer Prätendent, der Schwiegersohn Ras Ali's, der Detschatsch-

Matsch (Herzog) Kasa oder Kassay. Nach tapferem Kampfe besiegte er im J. 1856 Ras Ali und dann auch den König von Tigre, und bestieg unter dem Namen Theodoros den abessinischen Thron. In der Hand eines so kraftvollen, entschlossenen und geistvollen Herrschers hat Abessinien vielleicht noch einmal eine Zeit der Blüthe und Machtentfaltung zu erwarten.

Ganz Abessinien ist im Wesentlichen ein Hochland, das von allen Seiten mit steilen Rändern aus dem Flachlande aufsteigt. Wenn der Reisende diesen jähen Rand mühsam erklommen hat, während seine Füße von den Steinen geritzt, von den Stacheln der Mimosen zerrissen wurden, öffnet sich vor ihm plötzlich eine herrliche Landschaft, von der üppigsten Pflanzenwelt bedeckt, und soweit sein Auge reicht, blickt es in der Tiefe über das Grün der Wiesen, das Goldgelb der Felder, die blitzenden Flüsse und zerstreuten Dörfer hin. Aber auf dieses erste Plateau folgt bald ein zweites und drittes, alle durch tiefe Einschnitte zerspalten. In Schoa, dem südlichsten Theile Abessiniens, sind diese Risse so steil, daß die inselartigen Felsen, welche zwischen den tiefen Spalten stehen geblieben sind, fast unzugänglich erscheinen. In wunderbaren Formen heben sich die Berge vom Horizonte ab. Tafelberge gleich zertrümmerten Mauern, runde Massen in Gestalt von Domen, grade oder geneigte oder umgestürzte Kegel, spitz wie Kirchthürme, Basalte in Gestalt von ungeheuern Orgeln, alle diese Formen drängen sich wild über einander, an ein zerstörtes Titanenwerk erinnernd. In der Ferne verschmelzen sie mit Wolken und Himmel, und in der Dämmerung meint man ein aufgeregtes Meer vor sich zu sehen.

Diese nach Westen und Nordwesten geneigten Hochflächen werden von großen Strömen durchschnitten, die nach kurzem Laufe auf dem Plateau plötzlich in tief eingeschnittene Thäler fallen, in welchen sie bald eine Tiefe von 3 — 4000 Fuß unter der Fläche des Tafellandes erreichen. Die Thäler der größeren Flüsse, z. B. des Takkazie im Nordosten und des Abai im Süden, sind ziemlich weit; das letztere hat eine Breite von wenigstens 5 deutschen Meilen. Deshalb stellen die Bewohner Abessiniens ihr Tafelland stets wie eine aus dem umgebenden Tieflande emporragende Insel dar. Die Thäler sind außerordentlich wild und unregelmäßig; ihr Charakter aber ist im Ganzen fast der gleiche. Die obere Hälfte des Abfalls ist ungemein steil, oft aus vielfach zerrissenen, horizontalen Bänken von Lava, Trachyt und Basalttuff gebildet; dann folgen terrassenförmig über einander liegende Plateau's mit sanfteren Abfällen, oft aus fest zusammengebackenen Brocken vulkanischer Gesteine

der Nachbarschaft und Dammerde bestehend. Auf der Thalsohle dagegen erscheinen wieder die vulkanischen Massen in ihrer Urgestalt, und die dort hausenden Hochwasser haben sich in derselben ein tiefes, enges Bett, meist mit senkrechten Wänden, eingerissen. In der trocknen Jahreszeit sind die Ströme in diesen Thälern fast ohne Wasser, kaum schlammigen Bächen ähnlich; in der Regenzeit überfluthen sie das ganze Flachland. Da, wo die Flüsse das Gebirgsland verlassen, bilden sie ohne Ausnahme Katarakten von mindestens 80—100 Fuß Höhe, und in solchen Wasserfällen und Stromengen senkt sich ihr Bett oft auf einer Strecke von wenigen Meilen um mehrere Tausend Fuß.

Eine der herrlichsten Landschaften Abessiniens und vielleicht Afrika's überhaupt bildet die Umgebung des Tsanasee's. Der See selbst ist eine Wasserfläche, wie die Schweiz und Italien keine ähnliche aufzuweisen haben, und diese Wasserfläche ist mit grünen Inseln übersäet, ihre klare, durchsichtige Fluth spiegelt einen tiefblauen Himmel wieder. Rings umher ist die Ebene von malerischen Bergen begrenzt, die fast überall aus vulkanischen Massen bestehen, und diesen entspringt eine große Zahl warmer Quellen. Mehr als 30 Flüsse ergießen sich in den See.

Der klimatische und Vegetations-Charakter der abessinischen Landschaften ist im Wesentlichen durch die Meereshöhe bedingt. Man unterscheidet daher im Allgemeinen drei Regionen, die Kollas, die Degas und die Waïna-Degas. Die Kollas oder das niedere Land umfassen die Gegenden von 3—5000 oder nach Andern von 4—6000 Fuß Meereshöhe, mit einer Temperatur von 25—36° C. (nach Andern von 22—33°). Hier ist die Stätte der üppigsten Vegetation, wo die Baumwolle und der wilde Indigo gedeihen, wo Gummibäume und Ebenholzbäume, Baobabs und Tamarinden, Ricinus und Balsambäume, Kaffeebäume und Dattelpalmen prangen, wo Zuckerrohr, Safran und Bananen fast ohne alle Pflege reichen Gewinn bieten. Hier ist die Heimath der Löwen und Panther, der Elephanten und Zebra's, Giraffen und Antilopen, ungeheurer Schlangen, tödtlicher Skorpione, giftiger, braunhaariger, großer Spinnen. Die schönste und reichste unter allen Regionen aber, welche die volkreichsten Städte Abessiniens, Gondar, Adowa, Antalo, Ankober, umfaßt und die ganze mittlere Gegend des Takkaziebeckens einnimmt, ist die Region der Waïna-Degas, durch eine Meereshöhe von 5—9000, nach Andern von 6—8000 F. bezeichnet. Sie hat das schöne Klima des südlichen Italiens, eine Temperatur, die nie über 27° C., selten unter 19° C. hinausgeht. Hier gedeihen die

Gräser und Getreidearten Europa's neben den Hülsenfrüchten und dem Kat-Thee der Araber; hier erheben sich baumartige Euphorbien, stolze Wanzabäume (**Cordia abessinica**), Sycomoren und riesige **Podocarpus**. Dichte Wälder der schönen Moira oder des wilden Oelbaumes breiten sich aus, Bambusgebüsche bedecken die Flußufer, und fette Weiden nähren alle Hausthiere Europa's. Hier gedeiht selbst der Weinstock und die Orange, die Pfirsich und die Aprikose neben der Dattel und der Terebinthe. Die ödeste und ärmste Region ist die der Degas oder der Hochflächen, die eine Meereshöhe von 9000 — 13800 Fuß haben, und deren Temperatur selten 16 — 17° C. übersteigt, während auf den höchsten Punkten das Thermometer selbst unter den Gefrierpunkt sinkt. Es sind weite, von wenig Holz bedeckte Flächen, auf denen die Bewohner sich in Felle kleiden, die aber doch der Kultur nicht ganz verschlossen sind. Trotz ihrer Höhe tragen sie noch Kleewiesen, Gerste- und Roggenfelder; ja die Gerste geht hier bis über eine Höhe von 12,000 Fuß hinauf. Außer einer schönen **Erica** ist für diese Hochflächen besonders eine krautartige Pflanze, die **Gibara (Rhynchopetalum montanum)**, eigenthümlich, die mit ihren hellgrünen, von rothen Rippen durchzogenen Blättern die Palmenform bis in die vegetationslosen Höhen nachahmt. Die höchsten Plateau's zeigen nur düstere Trachyt- und Basaltfelsen; aber selbst ihre trostlosen Landschaften durchirren noch zahllose Heerden von Rindern, Ziegen und langwolligen Schaafen. Es sind die Hochflächen von Woggara und Simên, von Godscham und Schoa u. A., welche diese äußersten Grenzmarken des Lebens für Abessinien bezeichnen.

Das Klima Abessiniens ist ein eigenthümliches, wie es bei so schroffen Kontrasten seiner bedeutenden Meereshöhe und seiner Lage unter den Tropen nicht anders sein kann. Die Regenzeit beginnt im Takkazie-Thale schon im April; aber bis Ende Juni fallen die Regen nur gelegentlich und wenig reichlich. Im Juli nimmt diese Regenzeit den ächt tropischen Charakter an. Nach einem schönen, heitern Morgen bedeckt sich der Himmel, während Ost- und Südostwinde die Nebel des rothen und indischen Meeres über den Gipfeln der Berge sammeln. Gegen zwei Uhr rollt der Donner, der Wind wird stärker, und der Regen fällt in Strömen, zuweilen begleitet von ungeheuren Hagelmassen. Im August hören diese tropischen Gewitterregen auf; es regnet dann zu jeder Stunde und oft den ganzen Tag. Mit dem September geht die Regenzeit zu Ende. In den höheren Strichen, auf den Degas regnet es mit wenig Unterbrechungen das ganze Jahr, und Hagel und

Donner sind häufig. In Schoa gibt es zwei Regenzeiten, die eine vom Juni bis September, die andere zwischen Januar und Februar. Westlich vom Tigre im Lande der Dankali und nordwestlich im Lande der Bischarieh fällt während des Winters kein Tropfen Regen, wohl aber erfrischen im December und Januar, wo die Hitze nachläßt, zuweilen Regen das Land.

Die Regenzeit ist der Winter Abessiniens. Die Feuchtigkeit der Luft erreicht dann eine solche Höhe, daß die Kleider im eigentlichen Sinne von Wasser durchtränkt sind, und man sich in einem wahren Dampfbade befindet. Die Flüsse sind bis zum Rande gefüllt; der Takkazie, der im März nur 3 Fuß Wasser hat, steigt 15 — 18 Fuß über sein gewöhnliches Niveau; alle Verbindung, selbst zwischen Nachbarprovinzen, ist unterbrochen. Auf den Degas sind alle Bäche mit Eis, alle Gipfel mit Schnee bedeckt. Auf dem 14,000 Fuß hohen Detschem im Samän- oder Simên-Gebirge liegt beständig Schnee, je nach der Jahreszeit auf der Nord- oder Südseite. Ueberhaupt scheint der Schnee hier in der trocknen Jahreszeit in 13,200 Fuß Höhe zu liegen, in der Regenzeit aber bis 10,500 Fuß hinabzusteigen.

Von diesen feuchten Hochflächen Abessiniens fließen die Quellen des östlichen Nil, des Atbara und des blauen Flusses herab; von den hohen Plateau's im Norden des Tsanasee's die Quellen des Goang und des Takkazie, von den südlicheren Gebirgen der Landschaft Agau die Quellen des Abai. Der Takkazie, der Hauptfluß des Atbara, galt ja durch das ganze Mittelalter als der eigentliche Nil, und die Bestrebungen der ägyptischen Sultane, Abessinien unter ihr Scepter zu bringen, schrieb man noch im 15. Jahrh. vorzugsweise der Besorgniß zu, daß das abessinische Volk es in seiner Gewalt habe, den Lauf des Nil abzulenken und so Aegypten und Syrien, dessen Bestehen von diesem Flusse abhing, mit Hungersnoth und Verderben zu bedrohen. Als die Aegypter ihre Herrschaft über den obern Nil ausdehnten, wurde dem blauen Fluß, dem Bahr-el-Asrek, die Rolle des Atbara zuertheilt, und die Quellen des Abai galten als die geheimnißvollen Nilquellen. In Wahrheit aber ist, wie bereits erwähnt, der weiße Fluß der mächtigere Hauptstrom, und seine Quellen liegen weit jenseits der abessinischen Berge, weit im Westen und Süden, jenseits des Aequators und jenseits des 22. Längengrades, über 100 deutsche Meilen vom Fuße der abessinischen Alpen. Alle Bemühungen, dem Laufe dieses Flusses und seiner vielen Quellflüsse, des Sobat, des Tubiri, des Ada, Bahr-el-

Ghasal ꝛc., aufwärts bis zu seinen Quellen zu folgen, sind bisher vergeblich gewesen.

Während von der ägyptischen Seite her noch immer die Gegenden der Nilquellen in unbestimmter Nebelform vor unsern Blicken hin und her schwanken, ward plötzlich von einer andern, ganz unerwarteten Seite her ein neues Licht auf sie geworfen. Drei deutsche Missionäre, Krapf, Erhardt und Rebmann, waren, gestützt auf die Aussagen von Eingebornen, von ihren Stationen an der Ostküste in das Innere eingedrungen und hatten den Fuß der bisher noch immer bezweifelten äquatorialen Schneeberge, des Kilimandjaro und Kignea, erreicht. Zwei britische Offiziere, Burton und Speke, folgten der von den deutschen Pionieren gebrochenen Bahn und entdeckten die ebenso bezweifelten großen Seen im Westen jener Schneeberge. Ich muß in die Vergangenheit dieser Männer, deren Forschungen eine so staunende Aufmerksamkeit erregt haben, etwas zurückgreifen, damit man erkenne, aus welchem Stoffe die Helden sein müssen, vor denen Afrika seinen Schleier lüften soll.

Richard Burton ist ein junger Offizier der indischen Armee, der, nachdem er sich bereits durch wichtige Forschungen am Indus und an der Malabar-Küste ausgezeichnet hatte, sein erstes großes Wagniß im J. 1853 ausführte, wo er als muhammedanischer Pilger verkleidet die heiligen Städte der Muhammedaner und selbst das Grab des Propheten besuchte. Kaum aus Arabien zurückgekehrt, trat er eine zweite, nicht minder gefährliche Reise an durch das Somaliland — der Küste von Aden gegenüber — nach Härrär, jener so lange in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Stadt Ostafrika's, von der man wohl wußte, daß sie der Sitz eines muhammedanischen Herrschers und ein Mittelpunkt des Kaffee- und Elfenbeinhandels sei, die aber noch kein Europäer betreten hatte, weil der Befehl des Herrschers bekannt war, jeden Franken, der seine Stadt betrete, zu tödten. Burton löste seine Aufgabe in glänzender Weise und erwarb sich sogar die Freundschaft und das volle Vertrauen des Emirs von Härrär. Aber noch ein weit kühneres Unternehmen sollte gewagt werden. Im Anfange des Jahres 1855 vereinigten sich 4 junge indische Offiziere, Burton, Speke, Herne und Strogan, in dem Hafenort Berbera an der Somali-Küste, um mitten durch das Land der Somali südwärts wo möglich bis Zanzibar vorzudringen. Es galt der Erforschung des berühmten Landes der Myrrhe und des Weihrauchs, das in der Handelswelt der Alten eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Die ganze Gesellschaft, Diener,

Wächter, Kameeltreiber eingerechnet, belief sich auf 42 Seelen. Sorglos ruhten sie in ihrem Lager, das sie auf einer Hügelfläche eine halbe Meile von der Stadt aufgeschlagen hatten, stündlich auf Briefe aus Europa wartend, nach deren Empfang die Reise angetreten werden sollte. Da wurden sie plötzlich in der Nacht vom 18. zum 19. April von einer Schaar von 100—150 bewaffneter Somali's überfallen. Die Diener flohen, die Offiziere kämpften einen Kampf der Verzweiflung. In weniger als 10 Minuten waren die Somali's im Besitz des Lagers. Lieutenant Strogan lag todt auf dem Boden, Speke war gebunden und verwundet in ihren Händen; Burton war schwer verwundet entkommen; nur Herne war unverletzt davon gekommen. Speke's Lage war bedenklich. Zu seinem Glücke hatte sein Gefangenwärter die Menschlichkeit, auf seine Bitte ihm die Hände vorn über den Leib zu binden, statt auf den Rücken, da er qualvolle Schmerzen litt. Das rettete ihn. Als am Morgen die Theilung der Beute begann, verließ ihn zwar sein Wächter; aber er kam in neue Lebensgefahr. Ein Somali, der vorüberging, versuchte ihm den Speer durchs Herz zu stoßen. Speke aber wehrte mit vorgehaltenen Händen den Stoß ab und erhielt so nur eine Wunde in den Rücken der Hand. Dann stieß der Elende den Gebundenen durch die linke Hüfte, und als Speke den Speer ergriff, lähmte er ihm durch einen Keulenschlag den Arm und durchbohrte ihm auch die rechte Hüfte. In Verzweiflung stürzte sich jetzt Speke auf den Elenden, und nun wich dieser zurück. Jetzt benutzte Speke die Gelegenheit zur Flucht. Der Speer seines Peinigers flog dicht an ihm vorbei, und ein ganzer Schauer von Speeren andrer Somali's folgte ihm. Speke entkam in der That, und matt von Wunden und Blutverlust, kaum noch fähig, sich weiter zu schleppen, wurde er endlich von seinen Gefährten gefunden und auf ein in der Bai liegendes Schiff gebracht. Die ganze Expedition war vernichtet. Burton und Speke mußten beide nach England zurückkehren, um von ihren Wunden zu genesen. Dennoch sehen wir die unerschrockenen Männer bereits anderthalb Jahr danach von Neuem thätig, eine große Expedition in das Innere Ostafrika's auszuführen. Dies Mal hatten sie Zanzibar zum Ausgangspunkt gewählt, und von hier aus traten sie, nach einer kurzen Recognoscirung längs der Küsten bis Mombas und bis zu den Stationen der deutschen Missionäre, am 26. Juni 1857 mit einer Karavane von etwa 80 Mann ihre große Reise an. Durch die überaus fruchtbare und unmerklich ansteigende Küstenlandschaft gelangten sie an jenes 2000—6000 Fuß hohe, bergreiche Küstengebirge, das sich vom 9° n. Br.

bis zum Kaplande fortzuziehen scheint. Jenseits desselben betraten sie ein mächtiges Plateau, auf welches ein zweites von 3 — 4000 Fuß Höhe folgte, reich bewässert und überaus fruchtbar und bevölkert. Sie waren jetzt in dem Lande Uniamesi oder dem „Lande des Mondes", wie die Uebersetzung lauten soll, und überstiegen nun eine letzte Hügelkette, die sich halbmondförmig nach Norden hinzog und etwa die Höhe von 6000 Fuß zu erreichen schien. Vor ihnen lag der liebliche Tanganyika-See in all' seiner Herrlichkeit; — Jeder konnte ihn sehen, nur Speke nicht. Es war in der That eine bittre Enttäuschung für den Reisenden, der nach einem mühsamen Marsche von 600 engl. Meilen, geschwächt von Krankheit, Mangel an Nahrung und Ruhe, dem Ziele seines Ehrgeizes so nahe, nun statt des großen See's nichts als Schimmer und Nebel vor seinen Augen fand. Das Fieber und die Wirkung der senkrechten Sonnenstrahlen hatten seine Gesundheit so erschüttert, daß eine Entzündung, durch Schlafen auf bloßer Erde während der Regenzeit verursacht, seine Augen ergriffen und eine fast gänzliche Erblindung herbeigeführt hatte. Bald standen sie am Ufer des Sees selbst, der etwa in einer Erhebung von 1800 Fuß über dem Meere sich in einer Länge von 300 und einer mittlern Breite von 30 — 40 engl. Meilen erstreckt. Sie haben den ganzen See bis an sein Nordende auf einem kleinen Kahn, den sie von einem Häuptlinge liehen, befahren und überall an seinen Ufern und auf seinen Inseln eine betriebsame, fleißige Bevölkerung, eine üppige Vegetation, eine reiche Thierwelt, namentlich aus Flußpferden, Elephanten, Büffeln, Antilopen und Krokodilen bestehend, gefunden. Von Unyanyembe aus, dem Handelsmittelpunkt dieser ganzen Gegenden, namentlich für Elfenbein, machte Speke, da Burton durch Krankheit unfähig war, weiter zu gehen, einen raschen Ausflug nach Norden. In wenigen Tagen befand er sich an den Ufern eines zweiten, weit größeren und überaus malerischen Sees, auf einer Hochfläche von 4000 Fuß Höhe gelegen, der sich nach den Aussagen der Araber über 4 — 5 Breitegrade erstrecken soll. Das ist der Ukerewe- oder Victoria-Nyanza-See, der von Speke für das Reservoir des Nil gehalten wird. Leider fehlte es Speke damals an Muße, auch diesen See genauer zu erforschen. Aber das glänzende Resultat dieser Forschung hat ihm die außerordentlich freigebige Unterstützung der englischen Nation für ein neues Unternehmen in dieser Richtung verschafft. Seit Mitte des vorigen Jahres befindet er sich bereits wieder auf dem Wege, um sich von den Wellen des Nyanza-See's wo möglich zum weißen Nil hinabtragen zu lassen.

Ueberhaupt hat die Speke'sche Entdeckung die Hoffnung, das alte Räthsel der Nilquellen endlich gelöst zu sehen, auf den höchsten Grad gebracht. Von allen Seiten sind Unternehmungen im Werke, und in fieberhafter Spannung harrt die wissenschaftliche Welt der Erfolge so planvoll in einander greifender und mit so glänzenden Hülfsmitteln ausgestatteter Bemühungen. Zwischen Gondokoro und den äußersten, von Missionären und reisenden Forschern erreichten Punkten am weißen Nil einerseits und dem von Speke entdeckten großen Binnensee auf der andern Seite des Aequators bleibt ja nur noch ein verhältnißmäßig kleiner Raum von etwa 5 Breitengraden zu durchforschen übrig. Das ist der Schauplatz, auf den gegenwärtig die Augen der Wissenschaft sich richten; denn hier muß die Hauptquelle des riesigen Stromes gefunden werden.

Capitän Speke hat bereits am 1. October vorigen Jahres das Festland von Afrika betreten und ist in Begleitung seines Freundes Grant und mit einer Eskorte von 12 Hottentotten-Soldaten in das Innere aufgebrochen, um längs der Westseite des Victoria-Nyanza-See's und durch die Negerreiche Uganda und Ungoro nordwärts vorzudringen. Gelingt es ihm, wie er hofft, Gondokoro am weißen Nil zu erreichen, so würde ihm hier freilich eine neue Gefahr drohen, da er von Mitteln völlig entblößt unter Völker treten müßte, deren Sprache ihm fremd, und deren feindselige Gesinnung gegen die Europäer grade jetzt durch die Schuld der Händler am obern Nil auf's Höchste gestiegen ist. Die geographische Gesellschaft zu London hat es daher für nothwendig erachtet, ihm von Norden her eine Hülfe entgegen zu senden. Petherik hat diesen schwierigen Auftrag übernommen. Er hofft im November dieses Jahres Gondokoro zu erreichen und beabsichtigt, nachdem er dort ein ausreichendes Depot von Nahrungsmitteln für die Speke'sche Expedition errichtet, selbst nach Süden vorzudringen, um sich entweder mit Speke zu vereinigen oder wenigstens durch seine Anwesenheit im Lande diesem eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Unabhängig von diesen beiden Unternehmungen streben gleichzeitig zwei andere kühne Männer, der Italiener Giovanni Miani und der Franzose Lejean, von Norden her demselben Ziele entgegen. Miani, der sich schon seit langer Zeit, wie viele seiner Landsleute, in den Nilländern und namentlich in Chartum aufgehalten und dort in mancherlei Weise sein Glück versucht hat, beabsichtigte schon im Sommer 1859 in Gesellschaft einiger französischen Abenteurer eine Ex-

pedition zur Entdeckung der Nilquellen zu unternehmen. Als diese Expedition aber in Folge einer Uneinigkeit unter den Mitgliedern scheiterte, schloß er sich an den Maltheser Andrea Debono an, der bereits im J. 1853 eine erfolgreiche Fahrt den weißen Nil hinauf gemacht hatte. Im December 1859 brachen die beiden Reisenden von Chartum auf und drangen über Gondokoro hinaus bis zu den Katarakten von Makedo vor. Hier aber wurde die Schifffahrt schwieriger, oft sogar unmöglich, die Eskorte der 25 Soldaten, die sie mitgenommen hatten, verließ sie, und sie sahen sich zur Rückkehr genöthigt. Aber in Gondokoro miethete Miani auf's Neue 100 Soldaten und 150 Bari=Neger als Träger und zog nun zu Lande im Osten des Nil durch Wälder, Berge, Thäler und feindliche Völkerschaften gegen Süden, bis er beim Orte Madi im Lande der Auidi unter 2° 30′ n. Br. und 30° 20′ östl. L. von Paris den Fluß wieder erreichte. Er verfolgte diesen dann weiter aufwärts bis zu den Katarakten von Meri. Hier nöthigten ihn Mangel an Hülfsmitteln, Krankheit und der Eintritt der Regenzeit zur Umkehr. Seine Mittheilumgen über den obern Lauf des Nil und die Lage seiner Quellen, die sich auf Aussagen von Eingebornen stützen, sind von sehr zweifelhaftem Werth. Nur bekräftigen sie abermals die Ansicht, daß die Nilquellen mehr nach Osten zu suchen seien, und daß sie nicht sehr wahrscheinlich mit dem Victoria=Nyanza selbst zusammenhängen.

Im vergangenen Sommer ist es Miani gelungen, den Vicekönig von Aegypten für seine kühnen Unternehmungen zu gewinnen. Reich mit Geld, Waffen und Handelsartikeln ausgestattet und von einer Eskorte von 200 Neger=Soldaten begleitet, hat er im December 1860 abermals Chartum verlassen, um das sich gesteckte kühne Ziel zu erreichen.

Von ungleich höherer Bedeutung verspricht in wissenschaftlicher Hinsicht das vom Kaiser von Frankreich unterstützte Unternehmen Lejean's zu werden, dem seine ethnographischen Arbeiten über die Türkei bereits einen Namen verschafft haben. Im April oder Anfang Mai vorigen Jahres ist derselbe bereits in Chartum angelangt, und er wollte von dort aus so bald als möglich nach dem obern weißen Nil aufbrechen. Aber die Zustände in jenen Ländern sind augenblicklich der Art, daß es für einen einzelnen Reisenden gradezu unmöglich ist, sie zu betreten. Die europäischen Handelsleute und Abenteurer in Chartum haben sich durch Gewaltthätigkeiten aller Art, Mord, Diebstahl, Kinder= und Frauen=Raub, Niederbrennen von Dörfern :c., die Negervölker am weißen Nil

zu erbitterten Feinden gemacht, so daß sie sich nur noch mit wohlbewaffneten Eskorten von 50—80 Mann dahin wagen dürfen und trotzdem häufig genug ihre gewinnsüchtigen Unternehmungen mit dem Tode oder doch mit schweren Verlusten büßen. Im Anfang vorigen Jahres wurden von 155 Mann einer solchen Expedition nicht weniger als 96 von den Negern erschlagen. Schon war daher Lejean entschlossen, entweder über Galabat nach Gondar zu gehen, um dann südwärts durch Abessinien und die Gallasländer den obern Nil zu erreichen, oder auf einem westlichen Umwege durch Kordofan und Fertit vorzudringen; als er durch neue Geldsendungen sich in den Stand gesetzt sah, eine eigne Barke auszurüsten und zu bemannen, mit welcher er am 28. November von Chartum aus den weißen Nil hinauffahren wollte.

Unabhängig von Lejean ging noch ein andrer Franzose, der Arzt Peney in Chartum, im vergangenen Herbst mit dem Plane um, den weißen Nil hinaufzufahren und mit einer Eskorte von 100 Mann in die Gegenden von Gondokoro und zum Victoria-Nyanza-See vorzudringen. Ueber die Ausführung dieses Planes ist indeß noch nichts bekannt geworden.

Endlich beabsichtigt auch der berühmte deutsche Missionär Dr. Krapf, dessen 18jährigen Reisen in Ostafrika die Geographie bereits so werthvolle Bereicherungen verdankt, und dessen Forschungen hauptsächlich die Reisen Burton's und Speke's veranlaßten, eine großartige Unternehmung, die mit der Erforschung jenes Nilquellengebietes in bedeutsamem Zusammenhang steht. Im Auftrage der Wesleyanischen Missionsgesellschaft in Manchester wird er von der Ostküste aus in das äquatoriale Innere Afrika's einzudringen suchen und, nachdem er Missionen unter den Gallas errichtet, nordwärts über die noch von christlichen Ueberresten erfüllten Länder Kaffa, Kambat ꝛc. Abessinien zu erreichen suchen. Auf diesem Wege durch völlig unbekannte Gebiete wird es ihm gestattet sein, manche Frage über die Quellen des Sobat, den Lauf seiner Nebenflüsse, die südöstliche Wasserscheide des Nil und die Lage des Mondgebirges zu entscheiden.

So sehen wir zahlreiche, von erfahrnen Männern geleitete und wohlausgestattete Expeditionen auf jenem geheimnißvollen Gebiete thätig, welches das größte Räthsel Afrika's umschließt, dessen Lösung schon die denkenden Geister des Alterthums beschäftigte. Nie hat der wissenschaftliche Unternehmungsgeist Europa's eine solche Regsamkeit entfaltet, und nie ward grade diesem vernachlässigten Erdtheil eine solche Auf-

merksamkeit zu Theil, wie in unsern Tagen. Die große deutsche Expedition Hrn. v. Heuglin's, die Expedition Speke's in den Seeregionen des Südostens, die oben erwähnten Nilexpeditionen, sie gehören zu den glänzendsten und schönsten Thaten einer Welt, die, durchbraust von politischen Stürmen, mitten auf den hochgehenden Wogen der Geschichte, doch noch auf Eroberungen des Geistes sinnt.

Achtes Kapitel.

Die Entdeckungen und Forschungen in Südafrika.

Es war im J. 1445, als ein Edelknabe König Johann's I. von Portugal, Namens Diniz Dias, längs der Westgestade des afrikanischen Continents hinsegelte und thatsächlich eine durch hohes Alter und stolze Namen geheiligte Irrlehre der Geographen, die Irrlehre von der Unbewohnbarkeit des tropischen Erdgürtels zerstörte. Aristoteles hatte es gelehrt, Ptolemäus hatte es wiederholt, und selbst arabische Geographen, wie Edrisi, der bereits die arabischen Niederlassungen in Sofala, also unter dem 20° s. Br., kannte, hatten, schülerhaft beklommen vor der Unfehlbarkeit solcher Meister, dem nicht zu widersprechen gewagt, daß nämlich der Erdraum innerhalb der Wendekreise unbelebt sei, weil die verzehrende Gluth senkrechter Sonnenstrahlen dort keine Pflanzendecke dulde. Der große Wüstengürtel, der von der Sahara beginnend nach Arabien und über das iranische Tafelland nach Mittel-Asien sich fortsetzt, schien in der That diese Lehre zu bestätigen. Dazu kamen die unvollkommnen Vorstellungen der ältern Astronomie, wonach die Sonne, wenn sie in den Aequator eintrete, sich der Erde beträchtlich nähern sollte. Einer solchen damals noch unentbehrlichen Theorie zu Liebe hatte noch der berühmte Roger Bacon die Unbewohnbarkeit der südlichen Erdhälfte verkündigt, und nur der deutsche Gelehrte Albertus Magnus hatte es gewagt, wenigstens die Ufer der tropischen Meere und ihre Inseln für bewohnt zu erklären, wenn auch, wie er meinte, zur Zeit des höchsten Sonnenstandes die Menschen sich unter den Schutz von Höhlen begeben müßten. Ja so weit ging

die Macht des alten Wahnes, daß der französische Gelehrte Pierre d'Ailly oder Petrus Alliacus, wie er sich nennt, trotzdem er bereits von Städten unter dem 3 ° s. Br. spricht, dennoch behauptet, daß der unüberschreitbare, versengte Erdgürtel jeden Verkehr australischer Geschöpfe mit den Bewohnern der nördlichen Halbkugel verhindert habe. Mit solchen entmuthigenden Vorstellungen hatte der Entdeckungseifer des 15. Jahrhunderts noch zu kämpfen, und begreiflich erscheint es darum, zumal im Hinblick auf die Unerfahrenheit der damaligen Seefahrer, die es noch nicht leicht wagten, die Küste aus dem Gesicht zu verlieren, daß seit dem Beginn der großen portugiesischen Entdeckungsfahrten und seit dem Wiederauffinden der Canarischen Inseln volle anderthalb Jahrhunderte verstrichen, ehe es gelang, das Südende des afrikanischen Continents zu erreichen. Die Meinung war ja nur zu sehr verbreitet, daß über den Wendekreis hinaus das Meer an Tiefe verliere und an Salzgehalt so zunehme, daß die träge Masse nicht mehr von den Fahrzeugen zertheilt werden könne.

Um so bedeutungsvoller war die kühne That jenes Diniz Dias, der im J. 1445 den Südrand der Sahara erreichte und dort ein mit herrlichen Palmen geschmücktes, von zahlreichen Negervölkern belebtes Gestade erblickte. Der Entdecker selbst ahnte den Werth seiner Entdeckung; das zeigt der sinnvolle Name, den er dem äußersten Ziel seiner Fahrt beilegte, der Name des grünen Vorgebirges. Der traurige Wahn des Alterthums war vernichtet, die üppige, wunderreiche Lebenswelt der Tropen hatte sich aufgethan. Keiner aber konnte tiefer und mächtiger den Eindruck jener Entdeckung empfinden, als der weitschauende, edle Infant, unter dessen Leitung und Anregung alle jene großen Unternehmungen standen, der Sohn König Johann's, Heinrich der Seefahrer. Das war ein Mann von einer außerordentlichen Kraft des Geistes, von einer seltnen Hingebung an die Aufgabe der Forschung, die er sich gestellt hatte. Nie, so zeichnen ihn seine Zeitgenossen, kam ein Tropfen Wein über seine Lippen; nie berührte sein Mund den Mund eines Weibes. Aber mit der Unermüdlichkeit eines Liebhabers zog er den Schleier von den Küsten jenes schwerfälligen Continents, der Jahrtausende lang sich der Sehnsucht des Westens nach dem Morgenlande widersetzt hatte. Erleben sollte auch er freilich die Vollendung seiner Hoffnungen noch nicht. Denn erst 26 Jahre nach seinem Tode gelang es zwei kleinen Fahrzeugen unter der Führung der Edelleute Bartholomäus Diaz und João Infante, nachdem ein Sturm sie weit nach Süden in kältere Wellen verschlagen hatte, die

Südküste des Continents zu erreichen. Wohl ahnte Bartholomäus Diaz das große Geheimniß, daß hier der Weg nach dem heißersehnten Wunderlande Indiens offen stehe; aber die Verzagtheit seiner Gefährten nöthigte ihn zur Umkehr. Schmerzvoll umklammerte er den Wappenpfeiler, den er auf einer Felseninsel in der Algoa-Bai errichtet hatte, und nahm von ihm einen Abschied, wie man einen Sohn aus den Armen läßt, der in lebenslängliche Verbannung geht. Erst 11 Jahre später, am Ende des J. 1497, umsegelte bekanntlich Vasco de Gama das Südende Afrika's und eröffnete seine Ostküsten mit den reichen Handelsniederlassungen der Araber in Mozambique, Quiloa, Mombas und dem geheimnißvollen Reiche des Erzpriesters Johannes, dem heutigen Habesch, dem europäischen Verkehr. Seitdem ist die Tropenwelt für immer erschlossen; unabläßig hat sie ihre Schätze über Europa ausgeschüttet, unabläßig, mächtiger, als es scheinen mag, in die Entwickelung seiner Kulturgeschichte und selbst in die politische Gestaltung seiner Staaten eingegriffen. Wenn auch der Golddurst jener Zeit bald die Blicke zwei gesegneteren und vielversprechenderen Welttheilen, den beiden Indien, zukehrte, so ist doch auch das tropische Afrika seitdem nie ganz aus dem Interesse der europäischen Kultur geschwunden.

Die Portugiesen haben bis auf den heutigen Tag ihre Faktoreien und Niederlassungen an beiden Küsten des südafrikanischen Continents behauptet, Angola und Benguela im Westen, Mozambique, Sofala, Quiloa, Mombas im Osten. Man hat die kurze Periode, in welcher sie diese Herrschaft, die sich bekanntlich bis zum fernen Indien ausdehnte, begründeten, eine Heroenzeit genannt, und Camoëns hat sie poetisch verklärt. Kühn allerdings waren die Thaten, die hier geschahen, aber entsetzlich zugleich und blutig, wie die Thaten von Räubern und Mordbrennern. Nur den Fanatismus und das Schwerdt kannten die Portugiesen als Mittel, christliche Kultur zu verbreiten; von einem sittlichen Elemente sind sie bei ihren Eroberungen nie getragen worden. Darum konnten sie auch Dauerndes und Gesundes nicht schaffen. Ihre glänzenden Schöpfungen sind jetzt nur elende Trümmer in den Händen eines verkommenen Mischlingsgeschlechts.

Bei der mißtrauischen, heimlichkeitskrämerischen Handelspolitik der Portugiesen, durch die sie an die alten Karthager erinnern, hat man lange geglaubt, daß sie eine Verbindung zwischen ihren Besitzungen an beiden Küsten, eine Kette von Handelsposten quer durch das Land von einem Ocean zum andern unterhalten hätten. Die neueren Forschungen

haben dies widerlegt. Wohl aber sind arabische Kaufleute von Zanzibar seit langer Zeit bis tief in das Binnenland, bis zu den üppigen und volkreichen Quellländern des Zambese vorgedrungen. Allerdings wurde auch von den Portugiesen an der Westküste bereits im 17. Jahrh. zweimal das Wagstück versucht, Mozambique zu erreichen; aber vergebens. Erst das Unternehmen eines portugiesischen Kaufmanns da Costa im J. 1807 führte zu einigem Erfolg. Wenigstens erreichte sein Diener, ein Mulatte, das große Negerreich des Matianvo tief im Innern, von dessen entsetzlicher Barbarei er nicht genug zu erzählen wußte. Zugleich wurde dadurch die Absendung zweier Gesandtschaften jenes Negerkönigs zu den Portugiesen veranlaßt, die einen Handelsverkehr anbahnen sollten. Aber die Gleichgültigkeit der späteren Gouverneure von Angola hat keinen weiteren Vortheil daraus gezogen.

Von ähnlichem Erfolge war das Unternehmen des kühnen portugiesischen Abenteurers Pereira, der im J. 1796 in Gesellschaft einiger 100 eingeborner Handelsleute von der Ostküste aufbrach, um die berühmten Goldgegenden des Innern zu suchen. Er gelangte in das Negerreich Cazembe im Osten von dem des Matianvo, und fand hier eine ähnliche Barbarei wie dort, Abschneiden von Nasen und Ohren, Abhacken der Hände, Abziehen der Haut bei lebendigem Leibe, Sitten, die übrigens jetzt noch dort bestehen. Nur Gold fand er nicht. Wohl aber wurde er freundlich aufgenommen und auch ihm der lebhafte Wunsch eines unmittelbaren Handelsverkehrs mit den Portugiesen der Küste eröffnet.

Wichtiger als alle Niederlassungen der Portugiesen wurde für Südafrika das Kapland. Den Entdeckern war in ihrer Verblendung durch den Glanz Indiens die Bedeutung dieses Punktes für die künftige Schifffahrt entgangen; ihren Nebenbuhlern, den Holländern, entging sie nicht. Im Anfange des 17. Jahrh. kaufte in ihrem Auftrage der Schiffschirurg Van Risbeck für Tabak, Branntwein und allerlei Kleinigkeiten von den Eingebornen ein Stück Land, auf welchem er den Grundstein zu der heutigen Capstadt legte. Reibungen mit den Eingebornen blieben allerdings nicht aus; aber schon im Jahre 1661 waren die Holländer in einem Umkreis von 3 Stunden um die Stadt alleinige Herren des Bodens. Holländische Bauern verbreiteten sich über die weiten, der Viehzucht überaus günstigen Flächen, und Frankreich bevölkerte das Land mit Ansiedlern, welche die religiöse Unduldsamkeit der Regierung aus der Heimat vertrieb. Die französische Revolution fand darum auch hier ihren Nachhall, und die Engländer be-

nutzten die Gelegenheit, sich dieses Landes zu bemächtigen, das sie auch seit dem J. 1806 bis auf den heutigen Tag behauptet haben. Aber an Kämpfen hat es ihnen auf diesem Boden nie gefehlt. Die ihres Besitzthums beraubten Eingebornen beunruhigten das Land beständig durch räuberische und blutige Einfälle, und erst im J. 1848 gelang es den Engländern durch Auslieferung des tapfern Häuptlings Pato das Land der kriegerischen Kaffern im Osten zu unterwerfen und ihre Nordgrenze durch eine kriegerische Postenkette, noch besser durch einen geregelten Handelsverkehr sicher zu stellen. Dazu kamen aber noch innere Kämpfe. Die holländischen Boers, erbittert durch die Einführung englischer Verfassung und Gesetzgebung, noch mehr durch das Verbot des Sclavenhandels und die Emancipation der Hottentotten und Neger, brachen in offnen Aufstand aus. Von den englischen Waffen bedrängt, zogen sie sich zum Theil nach Osten und gründeten hier die Colonie Natal; aber auch diese ward, allerdings widerrechtlich, nach langen, blutigen Kämpfen der Colonialregierung unterworfen. Da wandten sich die hartnäckigen Boers über die Berge in das überaus fruchtbare, wasserreiche, mit grünem Rasen und schattigen Bäumen bedeckte Quellland des Oranjeflusses und darüber hinaus bis jenseit des Vaalflusses, bis in die Gegend des Wendekreises, und hier gründeten sie ihre eigenthümlichen Republiken, die Oranjefluß- und die transvaalische Republik, die noch heut mit den wilden Kaffernstämmen um ihre Existenz ringen.

Die Niederlassungen der Portugiesen und die Capcolonie sind vorzugsweise die Ausgangspunkte gewesen, von denen auch hier in den letzten 10 Jahren die Forschung tief in das Innere vordrang. Fast alle Nationen haben hier ihre Contingente gestellt, englische Jäger und Abenteurer wie Galton, Oswell und Murray, amerikanische, schwedische und deutsche Naturforscher wie du Chaillu, Wahlberg, Andersson und Roscher, selbst ein ungarischer Seeoffizier, Ladislaus Magyar, namentlich aber deutsche und englische Missionäre, wie Hahn und vom Rath und vor Allen der kühne Livingstone, haben dazu beigetragen, ein Stück dieses afrikanischen Continents bloszulegen, das bisher völlig unbekannt war, und das, gleich seiner Nordhälfte, von einer gewaltigen Flußstraße durchschnitten wird, die aller Wahrscheinlichkeit nach bis tief in das Innere, jedenfalls aber bis an den Fuß eines für europäische Ansiedelung und Kultur höchst geeigneten Hochlandes reicht, das endlich in seinem Innern eine intelligente Bevölkerung birgt, die sich nicht nur zur Anknüpfung europäischen Verkehrs geneigt zeigt, sondern ihn sogar mit Anstrengung anbahnt.

Wenn wir mit den bedeutendsten unserer heutigen Geographen in jenem Landrücken, der etwa unter dem 6.° s. Br. sich quer durch den Continent ziehen soll, die Schranke setzen, welche Nord- und Südafrika scheidet, so ist die Mündung des Gabunflusses an der Westküste der nächste Ausgangspunkt, welcher sich für südafrikanische Forschungen darbietet. Hier war es, wo der amerikanische Naturforscher du Chaillu, ein geborner Franzose, im Auftrage der Akademie von Philadelphia in den J. 1855 — 58 seine kühnen Versuche machte, in das äquatoriale Innere Afrika's und namentlich zu den Quellen des Congo vorzudringen. Hier ist bekanntlich die Heimat jenes riesigen Gorilla-Affen, der in den zoologischen Museen von Wien und Paris jeden Beschauer mit Entsetzen erfüllt. Man denke sich einen Affen von mehr als 6 Fuß Höhe, völlig schwarz und dabei von einem so gewaltigen Körperbau, daß sein Nacken und Rücken an einen Stier erinnert. Seine Arme zeugen von einer furchtbaren Muskelkraft, und in seinen finstern, zornigen Gesichtszügen, seinem entsetzlichen Gebiß liest man die ganze Wildheit und Tücke, durch die er den Eingebornen, wie den Reisenden sich furchtbar macht. Du Chaillu drang leider nur bis auf 300 engl. Meilen von der Küste vor, da ihm hier hohe Bergketten und noch mehr die Weigerung der Negervölker, ihm Begleiter zu geben, unüberwindliche Hindernisse bereiteten. Er fand an der Küste ein zwar sandiges, aber zum Theil wohlbebautes und mit wilden Rindern bedecktes Prairienland, weiter im Innern mächtige Wälder, aber nur eine dünne Bevölkerung.

Wenn wir die afrikanische Westküste weiter südwärts verfolgen, so treffen wir auf die portugiesischen Niederlassungen Angola und Benguela, die theils schon durch die zahlreichen Flüsse, die hier münden, und unter denen der Coanza der bedeutendste ist, theils durch den lange bestehenden Verkehr mit den Völkern des Binnenlandes als willkommne Ausgangspunkte für die Forschung erscheinen mußten. In der That knüpft sich an diese Küste die Thätigkeit eines Reisenden, der in neuester Zeit nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern auch ein romantisches Interesse gewonnen hat. Das ist der ungarische Reisende Ladislaus Magyar, der in Fiume zum Seeoffizier ausgebildet, dann als Flottenlieutenant in brasilianischen Diensten stand, und nachdem er an dem Kampfe zwischen Rosas und der Republik Uruguay theilgenommen, endlich im J. 1847 nach Benguela an der afrikanischen Küste kam, um, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, von hier aus Südafrika in seiner ganzen Ausdehnung zu durchstreifen. Um sein vorgestecktes

Ziel sicherer zu erreichen, ließ er sich nicht allein unter den wilden Völkern Afrika's nieder, lernte er nicht allein die Sprachen und Dialekte der Neger, sondern heirathete er sogar die Tochter des Negerfürsten von Bihe. „Als Mitgift", schrieb er seinem Vater, „bekam ich freilich kein Gold, aber viele kühne Elephanten- und Löwenjäger." Diese sind sein ganzer Reichthum; denn er hat sie nur zu kleiden, und sie müssen ihn durch ihre Jagd erhalten. Die Ausbeute dieser Jagd, das Elfenbein, das nach Europa und Nordamerika ausgeführt wird, ist die Quelle seines prinzlichen Einkommens. Auf seinen Reisen entgeht es ihm freilich; denn es gibt hier keine Lastthiere, auf denen sich das Elfenbein fortschaffen ließe, und kaum sind einige Maulesel zum Reiten zu haben, da die überaus kräftigen Neger stets zu Fuß reisen, und eine Last von 100 Pfund auf dem Rücken sie keineswegs abhält, Monate lang täglich 10—12 deutsche Meilen zurückzulegen.

In Begleitung von 2—300 seiner wohlbewaffneten wilden Jäger, bisweilen in Gesellschaft seiner schwarzen Gemahlin, hat L. Magyar seit dem J. 1850 Südafrika nach allen Richtungen durchstreift und erforscht. „Es gibt in Europa keine Macht und keine Belohnung", schreibt er, „die groß genug wäre, auch den kühnsten Reisenden zur Durchwanderung dieses wilden und wüsten Welttheils zu vermögen. Die bewaffneten Sklaven meines Weibes waren 5 Jahre hindurch meine Begleiter — folgsame Werkzeuge in der Ausführung meiner Befehle, kühn vordringend überall, wo uns der Plan der Reise hinführte — sie sind aber größtentheils schon gestorben, theils mit den Waffen in der Hand, theils in Folge von Krankheiten und hingerafft von den Anstrengungen der Reise, Hunger, Durst, wilden Thieren u. s. w. Ich selbst bin von den in Afrika herrschenden Krankheiten so zu Grunde gerichtet, daß mein Aeußeres — er war damals 36 Jahr alt — das eines 60jährigen Greises ist."

Auf diesen Reisen hat L. Magyar einen Blick in eine ganz neue Welt eröffnet, in die zum Theil überaus fruchtbaren und bevölkerten Quellgebiete der großen, nach West und Ost fließenden südafrikanischen Ströme, des Quango und Kasai und des Loëte, des westlichen Quellflusses des Zambese. Er hat uns dort Negerreiche kennen gelehrt, die freilich an Ausdehnung und Bedeutung nicht mit denen des Sudan sich messen können, die aber doch trotz ihrer Zersplitterung, trotz der blutigen Tyrannei ihrer Fürsten manches fleißige und intelligente, Landbau, Industrie und Handel treibende Volk umschließen. So

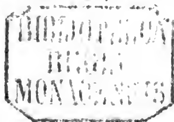
fand er es im Reiche Kamba, einer blühenden Oase mitten in der Sandwüste, welche die von den Portugiesen eingenommene Küstenlandschaft gegen Süden von dem Flußgebiet des Cunene trennt; so fand er es in den Ländern Quibóque, Lobále und Morupa oder Moropúe. Unbewohnte Urwälder in einer Breite von mindestens 7 Tagereisen trennen einem Meere gleich diese Binnenländer von den bewohnten Hochflächen der Küstenregion. Nur wilde Thiere finden in dieser, Olowihenda genannten Wildniß eine Heimat; nur Elephanten und Rhinoceros und Löwen gedeihen hier. Aber auch Elephantenjäger und Honigsammler durchstreifen sie bisweilen, und namentlich ist es ein eigenthümlicher südlicher Volksstamm, Mu-Kánkála oder Kassekel genannt, der seine nomadischen Horden bis hierher sendet. Es sind wahre Zerrbilder der menschlichen Gestalt. Kaum über 4 Fuß hoch und von rußgelber Hautfarbe schildert sie der Reisende. An ihrem magern, obschon muskulösen Leibe, der auf überaus dünnen Beinen ruht, nimmt der halbkugelförmig hervortretende Bauch fast den dritten Theil ein; auf ihrem dünnen Halse sitzt ein großer Kopf mit ganz flachem Gesicht, an dem eine platte Nase oder vielmehr nur zwei hervorstehende Löcher, ein langgespaltener Mund mit dicken Lippen und kleine Augen sichtbar sind; ihre Ohren sind groß; ihr wolliges Haar ist kurz und ringelt sich selten zu einem Knäuel. Aber trotz dieses abstoßenden Aeußern sind sie nicht ohne geistige Begabung, friedlich namentlich und höflich gegen die Fremden und unfähig, durch Diebstahl oder Gewalt sich fremdes Gut anzueignen. Dieses Hochland aber mit seinen unermeßlichen Wäldern, deren erdrückende Eintönigkeit nur hier und da mit üppigem Gras bedeckte, von krystallhellen Wasseradern durchzogene und von leicht beweglichen Thierheerden belebte Waldblößen unterbrechen, ist von hoher Bedeutung für Südafrika. Es ist der Bewässerungsapparat, das Quellreservoir für viele Tausende von Quadratmeilen. Von den Hügelgruppen, zu denen es sich im Osten erhebt, strömen nach allen Richtungen kleinere oder größere Flüsse und Wasseradern dem Kasai, dem Lungebungo, dem Quango und Coanza zu.

Diesem Wasserreichthum hat vorzugsweise das große Negerreich Moluva, das sich im Nordosten dieses Hochlandes über eine weite, wellenförmige Ebene erstreckt, seine Fruchtbarkeit zu verdanken. Es ist das größte der Negerreiche im Innern Südafrika's, denn es umfaßt vielleicht mehr als 9000 □Meilen, die freilich von wenig mehr als einer Million Menschen bewohnt sein mögen. Die Moluwa gehören zu den schönsten und entwickeltsten Negerstämmen Südafrika's. Durch ihren

hohen und schlanken Wuchs nicht allein, sondern auch durch ihre geistige Bildung ragen sie hervor. Sie verstehen es, Waffen und namentlich Schmucksachen in origineller und fast künstlerischer Form zu verfertigen. So machen sie prächtige Arm= und Halsbänder aus farbigen Federn, mit Perlen untermischt. Kupfer, das sie gelb zu färben wissen, ziehen sie in dünnen Draht aus, wickeln diesen auf Haare aus dem Schwanz des Elephanten und machen daraus hübsche, biegsame Bein= und Armbänder, die weit und breit im Innern Südafrika's als Geld umlaufen. Auch bunte Baumwollenzeuge und feine, farbige Matten verstehen sie zu weben. Aber trotz dieser Bildung, trotz ihres in hohem Grade geregelten gesellschaftlichen Lebens bleiben sie doch Neger, abergläubisch und grausam, tyrannisch und sclavisch unterthänig. Die Regierung des Fürsten von Motuva, der unter dem Titel Muáti=janwó in Kábebe, einer Stadt von 3 deutschen Meilen Umfang und über 50,000 Einw., residirt, ist die tyrannischste und unmenschlichste, die wohl irgendwo existirt. Der Fürst ist Gebieter über Leben und Eigenthum Aller, und unter seiner eisernen Ruthe seufzen die Unterthanen als leibeigne Sklaven. Es gibt gar kein Berufungsrecht gegen die blutdürstige Gewalt des Regenten; der Fürst wird als göttliches Wesen verehrt, und auf allen Vieren kriechen die Unterthanen vor ihn hin, in ihren geballten Händen Erde haltend, mit der sie wiederholt ihre Brust und Arme reiben. Wahrhaft staunenswerth schildert der Reisende die viehische Folgsamkeit und Bereitwilligkeit, mit der man sich den Blutbefehlen des Despoten unterwarf. Mit der gelassensten Hingebung ließen sie sich, oft ohne alle Ursache, nach Verstümmelung der Nase und Ohren auf die schmerzvollste Art durch Abziehen der Haut oder durch Enthauptung umbringen. Auch in dem Lande Lobále besteht dieselbe grausame Tyrannei der Häuptlinge, selbst der weiblichen Häuptlinge, die hier nicht ungewöhnlich sind, und merkwürdig gewiß ist, daß trotzdem solche Häuptlinge sich oft einer überaus langen Regierung erfreuen, wie L. Magyar deren zwei traf, die bereits über ein halbes Jahrhundert regierten.

Magyar's Forschungen haben gewiß noch nicht ihr Ende erreicht; gegenwärtig scheint er im Auftrage der portugiesischen Regierung, die ihn zum Oberstlieutenant ernannt hat, mit der Anfertigung einer Karte ihrer Besitzungen beschäftigt zu sein.

Minder romantisch vielleicht, aber nicht minder kühn und rastlos sind die Wanderungen Franz Galton's und des schwedischen Natur=



forschers Anderson. Einen abenteuerlichen Charakter wenigstens haben auch sie. Diese Reisenden, wie zum Theil auch die beiden Engländer Murray und Oswell, welche Livingstone begleiteten, unternehmen ihre Reisen ohne Geldmittel, ja die Reisen selbst müssen ihnen oft erst die Mittel zu größeren Expeditionen schaffen. Sie jagen nämlich Elephanten und verkaufen das Elfenbein, das gegenwärtig in der Capstadt hoch im Preise steht. Daß es möglich ist, sich durch diesen Erwerb die Mittel zu ganz artigen Expeditionen zu schaffen, wird begreiflich werden, wenn man an die zahllosen Elephantenheerden denkt, welche die Flußthäler und Sumpfwälder des Centrallandes bevölkern, und daß es für so geschickte Jäger, wie diese, nicht zu den Seltenheiten gehört, 4 männliche Elephanten an einem Tage zu erlegen. Livingstone schätzt die Elfenbeinausbeute eines solchen Tages auf nicht weniger als 700 Rthlr.; denn ein solcher Zahn ist gar nicht ungewöhnlich 10 — 12 Fuß lang und wiegt zwischen 100 — 120 Pfund.

Galton und Anderson haben sich namentlich das Gebiet zwischen den portugiesischen Besitzungen und dem Caplande zum Schauplatz ihrer Forschungen auserseheu, auf dem auch neuerdings wieder die rheinischen Missionäre Hahn und v. Rath thätig gewesen sind. Hier ist die Heimat des Kaffernstamms der Herero und des kriegerischen Hirtenvolkes der Damara, die man zu den Betschuanen rechnet, die aber von den südlicher wohnenden hottentottischen Namaquas jetzt fast gänzlich vertilgt sind. Weiter nördlich wohnt ein friedliches und ziemlich intelligentes Negervolk, die Ovampo, die fleißig den Boden bebauen und eine rühmliche Ausnahme von allen Negervölkern dadurch machen, daß sie keinen Sklavenhandel treiben. Anderson ist es gelungen, quer durch diese Länder als der erste Europäer von der Westküste her den Ngamisee zu erreichen, den Livingstone kurz vorher von Süden her entdeckt hatte. Seine Versuche, nach Norden hin auch den Cunenefluß zu erreichen, schienen lange vergeblich. Die Hindernisse waren furchtbarer Art. Kundige Führer waren nicht zu erlangen, und wie gangbar die Wege waren, wird aus der einen Thatsache ersichtlich werden, daß er einmal eine Strecke von 100 engl. Meilen weit Schritt für Schritt mit der Axt in der Hand sich den Weg durch eine ungeheure Wald- und Buschwildniß bahnen mußte, daß ein ander Mal 12 Mann 6 Stunden brauchten, um einen Durchgang von nur 900 Fuß zu eröffnen. Mangel an Wasser zwang ihn endlich zur Umkehr; denn 150 Stunden hatte er gedürstet, und nur schleunige Flucht rettete ihn und seine Begleiter vor dem Verschmachten. Dennoch hat der unbeugsame Mann im ver-

gangenen Jahre endlich sein Ziel erreicht und so eine Verbindung seiner Forschungen mit denen Magyar's hergestellt.

Ehe ich nun den Blick des Lesers auf den eigentlichen Glanzpunkt der südafrikanischen Forschungen lenke, muß ich noch eines Mannes gedenken, der von Osten her in das Innere vorzudringen versuchte und leider im Beginn seiner hoffnungerweckenden Thätigkeit als Opfer gefallen ist, unsers Landsmanns Albert Roscher. Er ist der Dritte der Söhne Hamburgs, die in dem letzten Jahrzehnt in der Geschichte der afrikanischen Entdeckungen eine Rolle gespielt haben. In wissenschaftlicher und körperlicher Hinsicht hatte er sich für sein großes Unternehmen vorbereitet, wie kaum je ein afrikanischer Reisender. Schon seine ersten Studien hatten sich diesem Ziele zugewandt, und durch planmäßige Leibesübungen hatte er seinem Körper bereits früh ungewöhnliche Kraft und Ausdauer verliehen. Endlich, nach manchen Schwierigkeiten, hatte er seine Reise nach Zanzibar durchgesetzt, dem erwählten Ausgangspunkt seiner Forschungen, der Blüthestätte deutschen Handels, namentlich durch die Bemühungen des Hamburger Kaufmanns O'Swald; und schon glaubte er hier der Verwirklichung seiner weitreichenden Pläne nahe zu sein. Aber neue Schwierigkeiten stellten sich ein, das Fieber warf ihn Monate lang darnieder; und er mußte seinen ursprünglichen Plan, über Kitui nach dem Schneeberg Kenia und den Quellen des Nil vorzudringen, aufgeben und sich mit einer Erforschung der Küstenlandschaft begnügen. Endlich gelang es ihm, trotz seiner angegriffenen Gesundheit von Quiloa aus den Nyassa- oder Nyandjasee, den dritten und südlichsten jener großen Binnenseen im Südosten Afrika's, zu erreichen. Mit welcher Begeisterung berichtete er von dieser Entdeckung, von dem unübersehbaren Meer und den hohen Wellen, welche die heftigen Winde in dem flachen Wasserspiegel hervorrufen! Von hier aus war es seine Absicht, nach Cazembe und vielleicht noch tiefer in das Innere vorzudringen. Es war allerdings gewagt, allein, ohne alle Bedeckung und doch mit Waaren und mancherlei Dingen, welche die Habsucht der Eingebornen reizen mußten, in diesen Ländern zu reisen. Aber die am See wohnenden Stämme zeigten sich sehr freundlich gegen den Reisenden, und ihre Häuptlinge behandelten ihn mit wahrhaft rührender Güte; sie ließen ihn tragen, wenn er, von Krankheit geschwächt, nicht gehen konnte, luden ihn in ihre eignen Häuser ein, wenn sie feindliche Ueberfälle fürchteten. Auch erholte sich Roscher in dem höher gelegenen Binnenland sehr schnell von den Folgen des Küstenfiebers; und schon war eine Sendung von Waaren und Lebensmitteln

von Quiloa aus für ihn unterwegs, schon nahte ein Gefährte, der hannöverische Offizier von der Decken, mit bedeutenden Geldmitteln und guten Instrumenten versehen, um sich dem kühnen Roscher auf seiner großen Forscherreise anzuschließen: da erliegt der jugendliche Held im Schlafe dem Pfeil eines gemeinen Räubers und Mörders. Es war am 17. März vorigen Jahres. Der Eigenthümer des Hauses, in welchem Roscher wohnte, war, durch Habsucht gelockt, sein Mörder geworden. Es hat etwas ungemein Niederschlagendes, so mit einem Schlage alle Hoffnungen, zu denen Talente und Kenntnisse, Muth und Energie, Jugendkraft und Körperconstitution berechtigten, vernichtet zu sehen.

Baron Karl von der Decken, ein Sohn des Fürsten von Pleß, hat auch nach dem Tode seines unglücklichen Freundes Roscher seine kühnen Pläne nicht aufgegeben. Aber der Ausführung derselben stellten sich bereits in Zanzibar endlose Schwierigkeiten entgegen. Alle Versprechungen und Verträge wurden gebrochen; fremder Einfluß suchte ihm Alles in den Weg zu legen, — er war ja ein Deutscher! Namentlich schadeten ihm die Engländer, besonders Speke, der von hier aus seine Expedition zum Victoria-Nyanza-See ausrüstete, durch die hohen Löhne, die sie den Leuten zahlten. Herr von der Decken begegnete überall den schamlosesten Forderungen und sah endlich selbst die bereits eingegangenen Verpflichtungen gebrochen. So entschloß er sich am 30. September vorigen Jahres nach Quiloa zu gehen, um dort sein Heil zu versuchen. Aber trotz der Empfehlungen des Sultans von Zanzibar richtete er auch hier nichts aus. Träger wollte man ihm wohl schaffen, wenn er Soldaten mitnähme; aber diese waren nicht zu erlangen. Die versammelten Araber- und Negerhäuptlinge erklärten sogar, sie würden sich seinem Eindringen in das Innere mit Gewalt widersetzen, da er doch nur, wie Roscher, Pflanzen und Vögel aus ihrem Lande stehlen und sie in Europa für theures Geld verkaufen wolle, auch wohl von Gold- und Silberbergen im Innern wisse und diese ausbeuten wolle. Nach kurzem Besinnen entschloß er sich nochmals nach Zanzibar zurückzukehren. Aber hier fand er Alles in der größten Verwirrung und Aufregung. Der Sultan war abwesend, der englische Konsul hatte seine Flagge eingezogen und der französische allen Verkehr mit der Regierung abgebrochen. Trotzdem ist es ihm gelungen, endlich seine Wünsche erfüllt zu sehen. Nach einem Schreiben aus Zanzibar vom 6. December vorigen Jahres hat er bereits am 23. November Quiloa verlassen, um die Reise zum Nyassa-See anzutreten, begleitet von 20

bewaffneten Beludschen, 40 Trägern und seinen erprobten Dienern, dem Italiener Corolly und drei Negern. Möge sein Unternehmen von glücklicheren Erfolgen gekrönt sein, als das seines vielbetrauerten Vorgängers Roscher!

Um so freudiger wenden wir uns dem Helden-Missionär Livingstone zu. David Livingstone ist ein Schotte von Geburt, Sohn eines armen Krämers von streng religiöser Richtung. Als 10jähriger Knabe schon ward er in eine Baumwollenfabrik geschickt, um als Andreher etwas für die Familie zu verdienen. Hier war es, wo er von seinem Wochenlohne sich Bücher zu schaffen wußte, um Abends und bis spät in die Nacht hinein Lateinisch zu lernen und namentlich Reisebeschreibungen zu lesen, die in ihm den Drang erweckten, als Missionär in die Welt zu gehen, um die Gelegenheit zu erhalten, fremde Länder kennen zu lernen. Im 19. Jahre wurde er Baumwollenspinner und dadurch in den Stand gesetzt, in den Wintermonaten griechische, medicinische und theologische Vorlesungen der Glasgower Universität zu besuchen. Nach Beendigung seiner Studien zum Licentiaten der Medicin und Chirurgie ernannt, wandte er sich an die Londoner Missionsgesellschaft, von der er gehört hatte, daß sie alles Confessionswesen ausschließe und den Heiden nur das reine Evangelium sende. Sein Plan, nach China zu gehen, wurde durch den eben ausgebrochnen Opiumkrieg vereitelt, und so wandte er sich nach Südafrika, wo so eben durch Moffat's Arbeiten sich ein neues einladendes Missionsfeld eröffnet hatte. Im J. 1840 betrat er den Boden Afrika's, und hier hat er seitdem fast ununterbrochen 20 Jahre lang eine rastlose, nach allen Richtungen hin von den wunderbarsten Erfolgen gekrönte Thätigkeit entfaltet.

Livingstone ist jedenfalls ein außerordentlicher Mann. Er ist kein frömmelnder, finsterer Schwärmer, wie man sich Missionäre oft vorstellt; er ist ein Missionär nicht bloß des Christenthums, sondern auch der Humanität. „Christenthum und Civilisation“, sagt er, „sind unzertrennlich; keines kann ohne das andere fortgepflanzt werden. Civilisation, Handel und Gewerbe, das Verlangen nach einem behaglicheren Leben und den höheren Freuden und Genüssen desselben sind grade die Grundlage und Vorbedingung der Bekehrung zum Christenthum.“ Aber Livingstone ist auch nicht bloß der Missionär, sondern auch der praktische Engländer, der die Rückwirkung einer neu erweckten Kultur unter den reichbegabten Völkern des fruchtbaren afrikanischen Innern auf die europäischen Verhältnisse nicht aus dem Auge verliert. „Ich habe

einen doppelten Zweck im Auge", sagt er sehr offenherzig, „ich suche die Wohlfahrt dieser Heiden zu unserm eignen Besten. Sie mögen uns Rohstoffe für unsre Fabriken liefern. Ihre Länder eignen sich besonders für die Baumwollenkultur; man gebe ihnen gute Samen und die Gewißheit des Absatzes, und sie werden sofort unsre Freunde sein. Sie erkennen ohne Schwierigkeit, wie viel vortheilhafter es sei, die Kattune und andre hochgeschätzte europäische Waaren gegen Landesprodukte, statt gegen lebendes Menschenfleisch einzuhandeln. Durch ordentlichen Handel würden selbst die durch Bekriegung feindselig gewordenen Küstenvölker sich zu Freunden machen lassen; der Sklavenhandel würde schnell ein Ende nehmen, und die Negerstämme könnten in den allgemeinen Völkerverband mit aufgenommen werden, in welchem kein Glied leiden kann, ohne daß die andern es mit fühlen."

Das ist die edle Sprache eines einsichtsvollen, warm fühlenden Menschenfreundes, und diesen Worten hat er stets treu gehandelt. Seine Aufopferung kennt keine Schranken; er steht den Betschuanen, wie den Negern gegenüber wie ein wohlwollender Vater da; er theilt mit ihnen alle Entbehrungen, sucht ihnen nützlich zu sein, wo er kann, und genießt darum auch ihr Vertrauen in seltnem Maße. Wenn er einen Theil seiner Zeit verwendet, um sie zu bekehren, so ist er doch auch nie müde, ihnen in praktischen Dingen mit Rath und gutem Beispiel voranzugehen, sie in Handwerken und im Ackerbau zu unterrichten und ihre Kriege durch seinen Einfluß abzuwehren.

Man hat gesagt: wer die Wildnisse Afrika's bereisen will, muß den Muth des Löwen und die Ausdauer des Kameels mitbringen. In der That, die Reisen Livingstone's durch das unbekannte Innere dieses Continents von der Westküste bis zur Ostküste sind schon in physischer Hinsicht wahre Heldenthaten von Seiten eines einzelnen, nicht einmal groß oder kräftig gebauten Mannes. Es ist sicher kein Geringes, Wochen und Monate lang durch glühende Wüsten voll tiefen Sandes oder undurchdringliche Dornen, durch Urwalddickicht, Sümpfe und Schilfwälder sich Wege zu bahnen, dabei nicht selten an Speise und Trank Mangel zu leiden, und in Gefahr, das Zugvieh durch Wassermangel oder Stiche giftiger Insekten zu verlieren, jeden Abend sich erst ein Obdach bauen und es am Morgen wieder abbrechen zu müssen, um weiter zu ziehen. Selbst die Reisen in den reichbewässerten, fruchtbaren Gegenden bieten unsägliche Beschwerden und Gefahren; oft ist des Wassers nur zu viel vorhanden, und der Reisende muß sich einem

schwachen Kahne anvertrauen, muß sich durch Dickichte von Wassergewächsen winden, in denen ihn Flußpferde und Krokodile und die noch tückischeren Sumpffieber bedrohen. Aber trotz dieser Fieber, die ihn mehr als 30mal heimsuchten, trotz eines halbgelähmten Armes, den ihm der Biß eines Löwen gleich im Anfange seiner afrikanischen Laufbahn zermalmt hatte, mußte Livingstone oft noch den Jäger machen, um sich und seine Begleiter zu ernähren, mußte er Kranke pflegen, Verzagten Muth machen und mißtrauischen, feindlich gesinnten Wilden Vertrauen erwecken.

Von einem so ereignißreichen, vielbewegten Forscherleben ist es unmöglich ein erschöpfendes Bild zu geben. Ich begnüge mich darum nur die Umrisse zu entwerfen.

Kuruman im Lande der Betschuanen war damals die nördlichste der englischen Missionsstationen. Dort war es, wo Livingstone die Bekanntschaft des berühmten Dr. Moffat machte, dessen Tochter er bald darauf heirathete. Seine Blicke aber waren weiter nordwärts gerichtet, und so begab er sich zu den Bakuene am Rande der Kalahariwüste, mit deren Häuptling Setschele er ein dauerndes Freundschaftsbündniß schloß. Eine mehrere Jahre anhaltende Dürre zwang aber den Stamm, sich weiter westlich an den Kolobengfluß zu ziehen, und als auch dieser austrocknete und die Hungersnoth immer ernstlicher drohte, da richtete sich Livingstone's Blick noch weiter nach Norden. Dorthin war vor Jahren der Nachbarstamm der Makololo gewandert, und sein Häuptling Sebituane hatte jenseits des großen Stromes, der unter dem 16.—18.° fast den ganzen Continent durchschneidet, des Liambye oder Zambesi, unter den dortigen Negern sich eine mächtige Herrschaft gegründet. Dort hoffte Livingstone eine freundliche Aufnahme zu finden. Dazwischen aber lag die berüchtigte Kalahariwüste, und diese mußte erst durchschritten werden, um den Ngamisee, von dem die Betschuanen so viel erzählten, zu erreichen und von da aus den Weg zu den Makololo zu finden. Im J. 1849 brach Livingstone in Begleitung der Engländer Oswell und Murray auf, und sie betraten die Wüste, ein flaches Hochland, dem es zwar weder an Pflanzenwuchs, selbst an Sträuchern und Bäumen, noch an Bewohnern fehlt, das aber kein fließendes Wasser und nur wenige Brunnen hat. Der Boden ist Kiessand, und nur in den Betten ehemaliger Flüsse zeigt sich ein hartgebackner Thon. Der Graswuchs ist hier so erstaunlich, daß selbst Männer, die lange in Indien gelebt hatten, sich darüber verwunderten. Zwischen den hohen Grasbüscheln bedecken Kriechpflanzen den Boden, meist mit tief ein-

dringenden Knollenwurzeln, die selbst nach langer Dürre noch Feuchtigkeit genug behalten, um den Bewohnern, den Antilopen sowohl, wie den Buschmännern und Betschuanen, ein werthvolles Nahrungsmittel zu liefern. Namentlich ist es die Kengwe oder südafrikanische Wassermelone, die in regenreichen Jahren ausgedehnte Strecken oft buchstäblich bedeckt. Sie ist der Leckerbissen der Elephanten und Rhinoceros, selbst der Löwen, Hyänen und Schakale.

Nach langem Leiden erreichte man endlich den Ngamisee, ein mächtiges Wasserbecken von 17—18 deutschen Meilen im Umfang. Von hier an war aber die Weiterreise unmöglich, da dem Reisenden Führer verweigert wurden. Erst 2 Jahre später, im J. 1851, gelang es Livingstone, von den Häuptlingen am See, die inzwischen durch Sebituane freundlicher gestimmt waren, Führer zu erhalten, und nun erreichte er wirklich das Reich der Makololo, das sich von dem Lande der Damara im Westen bis zu dem östlichen Hochland zwischen dem Liambye und Kafue erstreckt. Leider starb Sebituane, einer der größten Krieger und zugleich einer der edelsten und intelligentesten Menschen, welche je aus dem Betschuanenvolk hervorgingen, wenige Tage nach Livingstone's Ankunft. Seine Tochter, die in der Regierung folgte, bewahrte ihm indeß die Freundschaft des Vaters.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der Capstadt und seiner inzwischen von den Boers zerstörten und geplünderten Station Kolobeng, eilte Livingstone zu neuen Wanderungen zunächst am Rande der Kalahari, dann zu dem Tschobefluß, dem südlichen, großen Nebenfluß des Liambye, und endlich zog er wieder in die Hauptstadt der Makololo, Linjanti, ein. Hier hatte inzwischen auf den Wunsch seiner Schwester, die es vorzog, gleich andern Mädchen zu heirathen, statt zu herrschen, der junge Sekeletu die Regierung übernommen, und dieser begleitete freundlich den Reisenden selbst auf einem weiten Zuge durch sein Land. Ein Jahr später unternahm er sogar in Gesellschaft dieses Fürsten und seiner Häuptlinge eine Fahrt dem Tschobe abwärts und den Liambye aufwärts, über die Fälle von Gonye hinauf bis zur Grenze des Makologebiets. Durch eine unbewohnte, nur von zahlreichem Wild und Geflügel belebte Einöde, wie sie nach einer in Afrika, namentlich auch im Sudan allgemein geltenden Sitte zwischen den einzelnen Ländern absichtlich hergestellt wird, betrat Livingstone nun das Gebiet der Balonda-Neger, die unter der Herrschaft jenes Muatijanwó stehen, welchen L. Magyar besuchte. Der Lieba, der westliche Quellfluß des Liambye, in den er nun einfuhr, durchfloß eine herrliche, parkähnliche

Landschaft, die in der eben eingetretenen Regenzeit im höchsten Grün prangte. Mit dichtem, kurzem Grase bedeckte Wiesen breiteten sich aus, von lichten Gruppen und Hainen dichtbelaubter Bäume unterbrochen; in ihrem Schatten kleine Weiler mit Maniok- und Maisgärten. Von heftigen Fieberanfällen geplagt, verließ der Reisende endlich das Flußgebiet des Liambye und betrat die weite Hochebene, welche die Wasserscheide zwischen dem indischen und atlantischen Ocean bildet. Ueber die Quellflüsse des Kasai, oft überschwemmte Thäler und tiefe Flüsse durchschwimmend, durch unbebaute Gegenden und von Sklavenhändlern demoralisirte Völker gelangte er endlich in das tief eingeschnittne Thal des Quango, auf dessen jenseitigem Ufer ihn die erste portugiesische Stadt Cassange aufnahm.

Ein halbes Jahr verweilte Livingstone in den portugiesischen Besitzungen; dann trat er seinen Rückweg an, abermals auf den beschwerlichen Wegen durch das Innere des Continents. Sein Plan war, die ferne Ostküste zu erreichen, und er führte ihn mit eiserner Consequenz durch. Im September 1854 war er wieder in der Hauptstadt der Makololo, und von hier brach er ein Jahr später in Begleitung Sekeletu's und seiner Häuptlinge nach Osten auf zu dem gewaltigen Wasserfall des Liambye, dem Mosi-oa-tunja (tönender Rauch) der Makololo oder dem Victoria-Fall, wie ihn Livingstone genannt hat. Mitten in einer reizenden Waldlandschaft stürzt hier der fast 2000 Fuß breite Strom zwischen 3 — 400 Fuß hohen Felsen in eine furchtbare Spalte, die quer durch das Basaltbett des Flusses hindurchgerissen ist, oben 80 — 100, unten nur 45 — 50 Fuß breit und an 100 Fuß tief. Der Fluß springt senkrecht in den Schlund, aus dem sich eine dichte, weiße Dunstwolke erhebt, die in 200 — 300 Fuß hohen Säulen emporsteigt und weithin die Gegend mit Schauern überschüttet. Unten im Grunde erblickt man das Wasser als eine weiße, rollende Masse, die sich in einem engen Kanal wohl 8 — 10 Meilen weit durch die Hügel hinzieht.

An der Grenze der Makololoherrschaft verließ ihn Sekeletu, und Livingstone zog nun mit seiner zahlreichen Begleitung nordwärts durch ein welliges, überaus fruchtbares und gesundes Tafelland, das von den unabhängigen Batoka-Negern bewohnt wird. Erst nach einer Wanderung von 75 Meilen erblickte er wieder den großen Fluß, den er von seinem Falle an hatte verlassen müssen, weil unwegsame Wälder ihm den Weg versperrten. Der Fluß führt hier den Namen Zambesi; aber der Zweifel, den man in die Identität desselben mit dem

Liambye gesetzt hat, dürfte kaum eine Berechtigung haben. Längs der Ufer dieses Flusses durch Gegenden, in welchen man einst ein Königreich Chikora und einen Kaiser Monomotapa träumte, die aber in der That von fast republikanischen Negervölkern bewohnt werden, erreichte Livingstone endlich im März 1855, völlig erschöpft durch Anstrengungen, Krankheit und Hunger, die erste portugiesische Stadt Tete. In Quilimane, der Hafenstadt der Zambesi-Mündung, schiffte er sich am 12. Juli 1856 ein und erreichte über Aegypten am 12. December seine britische Heimat, von der er 16 Jahre lang fern gewesen war.

Es ist bekannt, daß der Enthusiasmus, der ihn hier empfing, wie wohl noch nie einen geographischen Entdecker, daß die Ehrenbezeugungen und Belohnungen, mit denen er überschüttet wurde, ihn in seinem Vaterlande nicht fesseln konnten, daß sie nur ein neuer Sporn für neue, kühnere Unternehmungen wurden. Bereits am 10. März 1858 schiffte er sich abermals ein, um das Flußgebiet des Zambesi noch weiter zu erforschen. Mit einem Dampfkahn des bekannten Liverpooler Schiffsrheders Mac Gregor Laird ging er im Laufe des J. 1859 den Fluß Shire, der in den untern Zambesi mündet, hinauf und verfolgte ihn nordwärts bis zu seinem Austritt aus dem Nyassasee, demselben See, an dessen nördlichen Ufern Roscher seinen Tod gefunden. Zugleich entdeckte er einen zweiten, bisher völlig unbekannten See, den Shirwa-See, in der Nähe des erstern. Die ganze Gegend an den Seen war fruchtbar, wohl bevölkert und gut bebaut. Ueberall traf er auf die Kultur der Baumwolle, und namentlich war es die Negerbevölkerung am Shirwa, die Manganayas, welche diese Baumwolle sogar zu groben Geweben zu verarbeiten verstanden. Welche Revolution für die politischen und Kulturverhältnisse der Erde, wenn es dem britischen Unternehmungsgeiste gelingen sollte, den afrikanischen Boden zum Baumwollenkonkurrenten gegen das mit Sklaven arbeitende Amerika zu erziehen!

Neuntes Kapitel.

Die Natur Südafrika's und seine Bewohner.

Wohl kann man als die bedeutendste Frucht aller dieser müh- und opfervollen Unternehmungen das Bild bezeichnen, das uns von der Natur dieses Landes, seiner Lebenswelt, seine Kulturbedingungen und Kulturverhältnissen geworden ist. Mag es auch immer noch als ein skizzenhaftes gelten müssen, hinter seinen Umrissen schlummern wie dunkele Schatten die Leiden und Kämpfe der Männer, die mit ihrem Lebensmark dieses Bild gezeichnet!

Ich bezeichnete Afrika bereits als eine große Sandsteinplatte, die an den Rändern von den unterirdischen Mächten durchbrochen und gehoben, im Innern sich muldenförmig vertieft. Ich sagte ebenso einmal, daß das Innere Südafrika's, gleich wie der Sudan im Norden, ursprünglich ein ungeheures Wasserbecken bildete, dessen Ränder später durchbrochen wurden und nun den Flüssen einen Ausgang boten, während Seen und Sümpfe im Innern als Ueberreste jenes vorweltlichen Wasserbeckens zurückblieben. So ist es in der That. Im Süden ist es ein terrassenförmig aufsteigendes Tafelland, das sich nach Norden längs der Küsten in einer hügelreichen Küstenkette fortzieht, die erst jenseits des Zambesi im Süden jenes großen Seengebiets sich gegen das Innere umwendet. Von diesem Hochrücken erstrecken sich nach dem Innern hin sich allmälig absenkende Hochflächen, deren größte die bekannte Kalahariwüste bildet, die nach Norden in eine flache, oft Hunderte von Meilen weit von den Strömen und Regengüssen überschwemmte Niederung ausläuft, deren tiefste Stellen der Ngamisee und namentlich die Salzsümpfe am Ostrande der Kalahari einnehmen. Nach Norden und Osten steigt diese Ebene ebenso allmälig wieder an. Das Innere Südafrika's gleicht also auffallend dem Sudan, nur daß es eine bedeutendere Meereshöhe hat; denn der Ngamisee liegt etwa 3500, der Salzsumpf Kumadau noch 2500 Fuß über dem Meere, während der Tsadsee nur 900 Fuß hoch liegt. Gebirge gibt es im Innern nicht; der höchste bis jetzt erblickte Berg im Osten des Lieba erhebt sich 900 Fuß über die Ebene. Von einer eigentlichen Metallgewinnung kann daher auch nur an den

Randgebirgen die Rede sein, und hier gibt es in der That Kupfer-, Zinn-, Blei- und Eisengruben in den Namaqualändern, wie im Norden des Zambesi. Am untern Zambesi nimmt aber das Gold den ersten Rang ein, das hier in einem Umkreise von etwa 40—50 Meilen um Tete theils in kleinen Blättchen im Sande, theils in Körnern in Flüssen und in Thonschiefer- und Quarzgesteinen vorkommt. Dieses Goldlager, das man für das Ophir des Königs Salomon gehalten hat, wird wahrscheinlich rings von einem Kohlenlager umgeben, dessen Spuren hier ganz unzweideutig gefunden sind. Es wäre das ein seltnes Zusammentreffen: Gold, Kohlen, Ueberfluß an Holz, an Wasser und Lebensmitteln!

Empfindlicher als der Mangel an Metallen ist für das ganze Innere Südafrika's, grade wie für den Sudan, der Mangel an Salz. Allerdings soll sein Mangel hier selbst den Europäern wenig fühlbar sein, sobald nur Fleisch und Milch in genügender Menge vorhanden sind. Aber das wenige vorkommende wird doch so hoch geschätzt, daß es fast überall das beliebteste Tauschmittel bildet.

Mit der Bodengestaltung des Landes hängt auch der Lauf der Flüsse zusammen. Die meisten sammeln sich aus zahlreichen Rinnsalen in den inneren Ebenen und durchbrechen dann, in wilden Katarakten herabstürzend, die Randgebirge. So lang der Lauf dieser Flüsse daher auch ist, mit deren meisten sich keiner unsrer europäischen Flüsse messen kann, die den Rhein an Länge 5- bis 6mal übertreffen, so bieten sie der Schifffahrt doch oft wenige Meilen von ihrer Mündung schon unüberwindliche Schwierigkeiten dar, während vielleicht Hunderte von Meilen weiter aufwärts große Dampfschiffe fahren könnten.

Das höchste Interesse in diesen Ländern nimmt die Lebenswelt in Anspruch. Wohl mag die Vegetation Südafrika's an Ueppigkeit, an schwellender Fülle von der manches Tropenlandes, Indiens und Brasiliens, übertroffen werden, an Mannigfaltigkeit der Formen wird sie von keiner erreicht. Das Capland mit seinen mehr als 300 Erika-Arten, seinen 200 Pelargonien, seinen zahllosen Sedum-, Mesembryanthemum- und Stapelien-Formen, seinen prachtvollen Liliengewächsen, deren Blüthen die Regenzeit plötzlich aus dem wüstenähnlichen Boden der Hochflächen zaubert, mit seinen baumartigen Euphorbien und seltsamen, zum Theil in ihrem Laube die starre Nadelform nachahmenden Proteaceen ist längst bekannt und hat unsern Gärten und Treibhäusern mehr Schätze geliefert, als irgend ein andres Land. Aber ein neuer Reichthum hat



Ein Bambuswald.

sich in dem nun erschlossenen Innern Südafrika's entfaltet. Hier bedecken dunkle Wälder die Abhänge der Berge, meist von immergrünen Bäumen, namentlich Ficus-Arten gebildet, zu denen aber auch am obern Coanza und am Zambesi herrliche Palmen und Baobabs treten, während Schlinggewächse, Farrnkräuter und niederes Gebüsch den Wald in ein undurchdringliches Dickicht verwandeln. Besonders schön sind die eigenthümlichen parkartigen Flächen, denen man überall im Innern Afrika's begegnet, hellgrüne Wiesen im Wechsel mit Baum- und Waldgruppen. Während sonst die tropischen Gräser nur in einzelnen Büschen zu wachsen pflegen, bilden sie hier, namentlich am Lieba, wirklich zusammenhängende Rasen. Am üppigsten erscheinen die Wiesen des Barotsethales, auf denen eine Grasart die Höhe von 12 Fuß erreicht. Wilde Weinstöcke mit schwarzen, grünen oder purpurrothen Trauben bedecken die Ufer des Zambesi und seiner Nebenflüsse; riesige Schilf- und Bambuswälder erfüllen die Sümpfe und das tiefere Wasser der Flüsse. Selbst die dürren Sandebenen am untern Cunene und am rechten Ufer des mittlern Zambesi schmückt noch eine Bauhinie, der die Portugiesen den Namen Eisenholzbaum gegeben haben. Die trocknen Hochflächen im Innern tragen manchen Zier- und Fruchtbaum, namentlich Acazien, Sterkulien, silberblättrige Proteaceen und sogenannte Moschuka's mit apfelähnlichen Früchten. Die Küsten, besonders im Osten, umgibt ein dichter Gürtel von Manglebäumen. Nur die salzdurchtränkten Sandflächen im Osten des Ngami-See's entbehren, ein niederes Gestrüpp abgerechnet, jeder Vegetation.

Noch hat die Kultur in dieser von trägen oder rohen Völkern bewohnten Südhälfte Afrika's wenig festen Fuß gefaßt, und doch ist die Zahl der Kulturpflanzen bereits überraschend groß. Während Roggen und Gerste im gemäßigten Süden gedeihen, verbreitet sich der Weizen in Angola und bei Tete am Zambesi selbst über tropische Gegenden. Mais wird an der ganzen Ostküste, in den Bauernrepubliken, im Barotsethal, am Lieba, Kasai und Zambesi, im Lande der Makololo, der Batoka und der Maravi gebaut. Eine ebenso große Verbreitung hat die Durrha, und Hirsearten finden sich im Barotsethal und an mehreren Stellen im Zambesigebiet. Kürbisse, Melonen, Gurken, Bohnen und andre Gemüse werden von Betschuanen, Makololo's, Ovampo's, Bayeye's 2c. gebaut. Bataten und Yams finden sich von Angola bis zum Barotsethal und an der ganzen Ostküste, Maniok in Angola, am Dilolo-See, am Lieba, im Barotsethal und im Lande der Maravi, Erdnüsse im Lande der Bayeye im Norden des Ngami-See's, am Zam-

besi und in Natal. Der Reisbau beschränkt sich fast nur auf die Küsten; im Innern ist er eine Seltenheit. Zuckerrohr wird im Innern im Barotsethal und am Lieba gebaut, obwohl die Eingebornen von seinem Saft keinen Gebrauch zu machen wissen und das Rohr nur kauen. Vortrefflich geeignet für den Anbau von Zucker und Kaffee ist das untere Schwemmland von Angola; auch besteht hier bereits eine bedeutende Zuckerfabrik, und Kaffeepflanzungen dehnen sich 300 englische Meilen weit in das Innere aus. An der portugiesischen Ostküste, namentlich am untern Zambesi, wurden früher auch Zuckerrohr und Kaffee mit großem Erfolg angebaut; jetzt liegen beide Kulturzweige dort gänzlich darnieder; dagegen scheinen sie in Natal neuerdings festen Fuß zu fassen. Der Kakaobaum gehört ausschließlich den feuchten, tropischen Küstenstrichen an. Der Tabaksbau ist fast über ganz Südafrika ausgebreitet, und wird von den Makololo, Balonda, Ovampo, Damara und Maravi nicht weniger gepflegt und geschätzt als von den Portugiesen, Engländern und Boers. Daneben wird aber auch fast von allen Stämmen des Innern der Hanf geraucht. Baumwolle findet man im Innern vorzugsweise bei den Makololo und Maschona und in den wald- und wasserreichen Landschaften im Westen des Ngami-See's; aber auch am Schire und untern Zambesi hat sie Livingstone getroffen. Der Obstkultur ist von Seiten der Missionäre eine sehr anerkennungswerthe Aufmerksamkeit geschenkt worden. Bereits findet man Ananas, Bananen und Feigen nicht bloß in den Küstenländern, sondern auch im Innern, und selbst amerikanische Fruchtbäume, namentlich Melonenbäume, Flaschenbäume, Pitangas und Jambos, sind an mehreren Stellen mit Erfolg eingeführt worden.

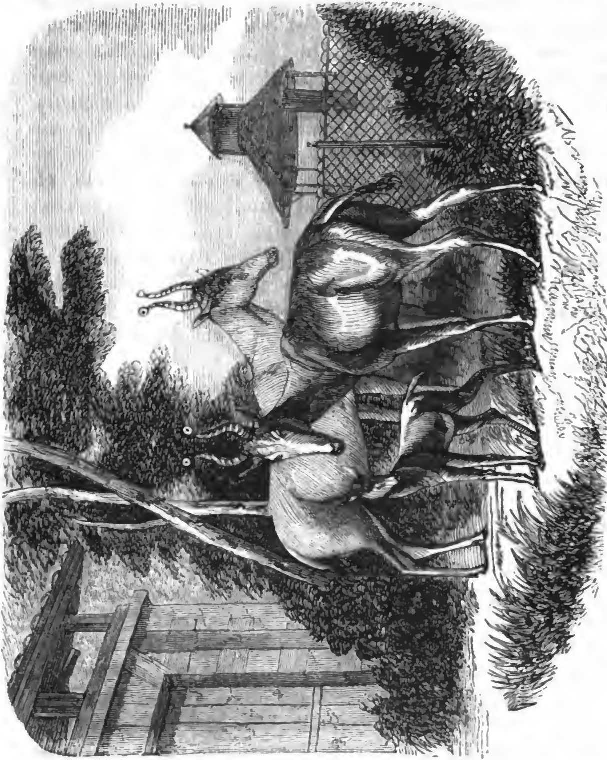
So reich die südafrikanische Pflanzenwelt besonders durch ihre Formenmannigfaltigkeit ist, so viel reicher noch ist die Thierwelt dieser Länder durch die Zahl ihrer Individuen. Kein Theil der Erde hat einen solchen Ueberfluß an großem Wild aufzuweisen, als Südafrika. Begreiflicher Weise fühlten sich von jeher die Zoologen, wie die Sportsmen aller Nationen dorthin gezogen, und die hervorragende Rolle, welche die Beschreibung der Thierwelt und die Erzählung von Jagdabenteuern in Reisewerken über Südafrika spielt, kann uns nicht in Verwunderung setzen. Aus der Südspitze Afrika's, namentlich der Kapcolonie, wo einst zahllose Schaaren von Antilopen und den sie stets begleitenden Raubthieren die Ansiedler in Erstaunen und Schrecken setzten, hat die Civilisation allmälig die freie Thierwelt verdrängt. Jetzt fristen nur noch einige Bleßböcke, Blauböcke, Steinböcke und Gnus

hier ein kümmerliches Dasein; Elephanten, Büffel und Elands muß man erst Hunderte von Meilen jenseits der Colonialgrenzen suchen. Löwen, Flußpferde, Quaggas und Giraffen sind selbst aus dem britischen Kaffernlande völlig verschwunden; nur Leoparden, Panther, Wölfe, Schakals, Paviane trifft man noch hin und wieder. Erst in der Kalahari beginnt das Thierleben seine wunderbare Fülle zu entfalten. Selbst in dieser wasserlosen Wüste schweifen zahllose Heerden von Antilopen über die pfadlosen Ebenen. Hier jagt der Bewohner um ihrer schätzbaren Felle und Häute willen schwarze und Gold-Schakals, wilde und gefleckte Katzen, Luchse, Löwen, Leoparden, Panther und Hyänen. Wie ergiebig diese Jagd ist, lehrt die Mittheilung Livingstone's, daß während seines Aufenthaltes unter den Backwain nicht weniger als 20—30,000 Felle verarbeitet wurden.

Fast unglaublich ist die Menge des Wildes in den Gebieten, die östlich an die Kalahari grenzen. Die Backwain fingen, wie Livingstone erzählt, in ihren großen Fallen oft während einer einzigen Woche 60—70 Stück großen Wildes, Rhinoceros, Giraffen, Büffel, Zebra's, Gnus ꝛc. Seit der Einführung der Feuerwaffen unter den Betschuanen beginnt es allerdings zusammenzuschmelzen; aber noch in letzter Zeit erlegten Oswell und Vardon hier nicht weniger als 89 Rhinoceros in einem Sommer, Anderson und Galton 30 innerhalb weniger Tage, und nicht geringer mag die Anzahl der von Wahlberg, Green und Andern am Ngami-See getödteten Rhinoceros und Elephanten gewesen sein. Am südlichen Ufer des Zuga schoß Oswell bisweilen 4 alte Elephantenmännchen an einem Tage. Gleichwohl gehören Rhinoceros und Elephanten zu den seltensten Repräsentanten der großen südafrikanischen Thierwelt.

Am größten aber ist der Wildreichthum in dem neuentdeckten Centrallande, dessen Bewohner noch nicht mit Feuerwaffen bekannt sind. Am Tschobe, am Liambye, im Lande der Batoka, am untern Kafue und längs des Zambesi bis Tete sieht man oft weite Strecken im eigentlichsten Sinne von Heerden wilder Thiere bedeckt, die so wenig scheu sind, daß die Reisenden sich erst durch Lärmen und Schreien einen Weg durch sie bahnen mußten. In manchen Gegenden müssen die Bewohner ihre Hütten auf hohen Pfählen bauen, um sich vor Löwen und Hyänen zu schützen. Zu beiden Seiten des Liambyethales wimmelt das Land von Elephanten, Büffeln, Zebra's, Antilopen der verschiedensten Arten, wilden Schweinen und Raubthieren, und alle Flüsse und Seen sind von zahllosen Flußpferden bevölkert. Nur das Rhinoceros fehlt

diesem Centrallande. Livingstone meint, daß es während der häufigen Ueberschwemmungen eine leichte Beute der Eingebornen wurde, die mit ihren Kähnen überall hinkommen konnten. Seltsamer Weise fehlt



Die Bubalus-Antilopen.

aber auch die Giraffe und der Strauß dem offnen Hochlande der Batoka im Norden des Zambesi; ja die Batoka haben in ihrer Sprache nicht einmal Namen für die Giraffe und den Strauß. Diese Erscheinung ist kaum zu erklären, wenn man nicht etwa der Angabe der Ein-

gebornen Glauben schenken will, daß sich weiter im Norden noch ein zweites Netzwerk von Flüssen befinde, welches die Wanderung dieser Thiere südwärts verhindert hätte.

Einen auffallenden Gegensatz gegen den fabelhaften Wildreichthum der Zone zwischen dem 27. und 19.° s. Br. bildet der fast gänzliche Mangel an vierfüßigen Thieren in den höher gelegenen Gegenden zwischen dem Lieba und Quango, ja bis jenseit Cabango. Noch wenige Meilen vom Lieba ist die Zahl der Thiere aller Art ungeheuer; Heerden von Büffeln, bis 80 Stück, von Elands und andern Antilopen, bis 40,000 Stück und mehr, kommen ohne Furcht bis dicht an das Läger der Reisenden; Löwen sind hier sogar noch häufiger als in den Gegenden am Ngami, Zuga und Tschobe. Plötzlich ist das Land wie ausgestorben. Zwischen dem Lieba und Quango erblickte Livingstone außer Mäusen und hellblauen Maulwürfen keinen einzigen größeren Vierfüßler. Thiere aller Art sind hier so selten, daß englische Baumwollenstoffe zur Bekleidung weit gesuchter sind, als Perlen und andere Schmucksachen. Nur das Flußpferd findet sich auch in den Gewässern dieser stillen Gegenden, wenngleich nicht in solchen Schaaren, wie am Liambye und Tschobe.

Kaum minder zahlreich als die Vierfüßlerwelt ist das Reich der Vögel in Südafrika vertreten. Der Strauß, der sich selbst jetzt noch innerhalb der Capcolonie findet, hat seine wahre Heimat in der Kalahari, wo ungeheure Mengen seiner Federn gesammelt werden und die Bewohner zum Theil von seinen Eiern leben. Die feuchten Küstenländer im Osten meidet er, aber an der dürren Westküste dringt er fast bis an das Meer. Wie weit sein Gebiet gegen den Aequator reicht, ist noch nicht bekannt; im Osten geht er nicht über den Zambesi, und auch im Liambyethal kommt er nicht vor. Das letztere Thal ist dagegen an andern Vögeln überaus reich. Turteltauben nisten unter den überhängenden Bäumen der Ufer, und beständig hört man den rauhen Schrei des capischen Ibis, das Pfeifen des Fischgeiers und den scharfen, oft metallischen Warnruf der Regenpfeifer. Schwarze Webervögel, Frankolin- und Perlhühner bedecken die Ufer, deren niedrige, senkrechte Wände mit Tausenden von Löchern durchbohrt sind, welche zu den Nestern des Bienenspechts oder der Eisvögel und Uferschwalben führen. Zur Zeit des Hochwassers kommen Myriaden von Wasser- und Sumpfvögeln, Enten, Gänsen, Löffelgänsen, Pelikanen, Flamingo's und Kranichen, herab. Selbst auf den schwimmenden Lotusblättern läuft ein kleiner Vogel umher, Insekten fangend. Mit Sehnsucht blicken die zum Dienst

unter die Makololo entführten Barotse auf dieses fruchtbare Thal zurück, wo auch der Aermste überreich mit Nahrung aus Garten und Wald und Fluß versehen ist. Vom Lieba ab nimmt nach Norden und Westen mit den Säugethieren auch die Zahl der Vögel ab. Die Ebenen am Dilolo-See werden fast nur von einigen Geiern, Ziegenmelkern, Schwalben, Spechten und Lerchen belebt, und jenseits des Quangothales zeigen sich nur selten einige Blaumeisen, Sylvien oder Neuntödter.

Das Krokodil, das im Norden Afrika's den Schrecken aller Flüsse und Seen bildet, hat auch nach Süden hin eine weit größere Verbreitung, als man früher meinte. Namentlich im Osten scheint es bis zum Süden von Natal vorzudringen, während es im Westen wohl nicht den Cunene überschreitet. Im Gebiete des Ngami-See's ist es noch nicht bemerkt worden; wohl aber ist es im Zambesi, Liambye, Lieba, Congo und Coanza und im Lande der Maravi sehr häufig, am zahlreichsten und gefährlichsten im Liambye. Eidechsen aller Art, Land- und Wasserschildkröten finden sich fast überall, letztere namentlich im feuchten Centrallande, und bilden eine Lieblingsnahrung der Eingebornen. Auch einem Riesenfrosch von 5 — 6 Zoll Körperlänge wird in den trocknen Ebenen der Kalahari um seines Fleisches willen nachgestellt. Nach jedem Regen erscheint er in so ungeheurer Menge, daß sich an ihn ein ähnlicher Volksglaube, wie er in Europa herrscht, anknüpft, daß die Frösche nämlich aus den Wolken fallen.

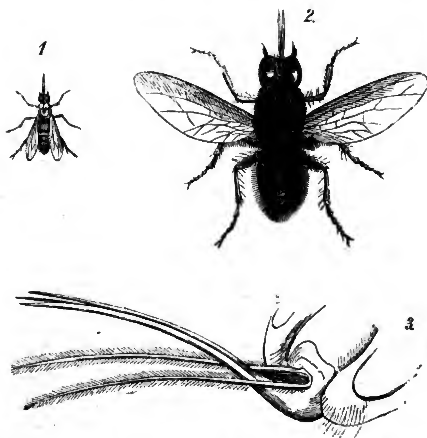
An Schlangen, namentlich an Giftschlangen, dürften wenige Länder der Erde so reich sein, als dieses südafrikanische Innere. Zu den giftigsten gehören die Puffadder (Vipera brachyura), die Cobra (Naja haje), verschiedene Nattern und namentlich zahlreiche Wasserschlangen des Quango. Auch eine Riesenschlange, Python Natalensis, von oft 15 — 20 Fuß Länge, findet sich durch ganz Südafrika verbreitet und wird besonders von den Buschmännern und Bakalahari gegessen.

Unter den Insekten Südafrika's gilt als eins der gefährlichsten eine giftige Zecke, Tampan genannt, die namentlich im Betschuanenlande, bei Tete und im Lande der Banyai vorkommt, und deren Biß unter Umständen tödtlich sein soll. Bissige Mosquito's umschwärmen in Myriaden die Ufer der Flüsse, besonders des Quango; und am Liambye gibt es eine Hornisse, deren Stich einem electrischen Schlage gleichen und, in der Nähe des Auges beigebracht, eine vorübergehende Bewußtlosigkeit zur Folge haben soll. Giftige Spinnen, oft von ungeheurer Größe, finden sich selbst da, wo das thierische Leben sonst arm

ist, wie in Londa. Ameisen sind ungemein häufig, und die Riesenbauten der Termiten, auf denen oft Dattelpalmen wachsen, und die in den Wäldern des Hochlandes der Batoka einen Umfang von 40 — 50 und eine Höhe von 20 Fuß erreichen, erblickt man an manchen Flußufern auf weite Strecken hin. Heuschrecken, die bekanntlich im Süden als Nahrung dienen, erscheinen auch auf dem Hochlande der Batoka in Unmassen. Aber auch an nützlichen Insecten fehlt es in Afrika nicht. Die Bienen haben sogar eine Bedeutung für den Handel erlangt. Wachs wird nicht von den portugiesischen Küsten allein, sondern auch aus dem Innern von Londa bis zum obern Lieba ausgeführt, und vom Lieba bis Angola sieht man sogar künstliche Bienenstöcke. Eins der wohlthätigsten Insecten im Betschuanenlande ist der Gassenkehrkäfer, der den Dörfern ein so nettes und reinliches Ansehen verschafft, wie es der Reinlichkeitssinn der Bewohner allein schwerlich bewirken würde. Wo thierische Excremente zu Boden fallen, kommen nämlich diese Käfer, durch den Geruch angelockt, herbei und rollen sie in runden, oft wie Billardkugeln großen Ballen fort, um ihre Eier hineinzulegen und sie dann einzugraben.

Die Viehzucht ist unter den eingebornen Völkern Südafrika's in einem ähnlichen Zustande wie der Ackerbau, wiewohl ihre Mühelosigkeit bei dem außerordentlichen Reichthum an herrlichen Grasfluren sie mehr als jene begünstigt. Das verbreitetste Hausthier nächst Hühnern, Hunden und Ziegen ist das Rind, das hier in schönen und kräftigen Racen auftritt. Besonders groß und schön sind die Rinder der Batauana am Ngami-See, deren Hörner von Spitze zu Spitze oft 8½ Fuß messen und in ihrer Höhlung nicht weniger als 12 Liter fassen. Eine ähnliche große Rinderart wird im Barotsethal gehalten, während die Batoka-Rinder klein und kurz gehörnt, die der Maschona sogar von zwerghafter Gestalt sind. Pferde gibt es eigentlich in größerer Zahl nur in der Capcolonie und bei den holländischen Boers. Unter den Hottentotten und selbst in den portugiesischen Besitzungen sind sie selten, bei den Damaras, Ovampos, im Gebiet des Ngami und Liambye völlig unbekannt. Auch das Rind fehlt in vielen Gegenden des südafrikanischen Innern gänzlich, namentlich am mittlern Zambesi, am Teoge, Tschobe rc. Diese beiden wichtigen Nutz- und Hausthiere haben nämlich hier Feinde, die ihren Besitz oft zur völligen Unmöglichkeit machen. Man hat sich gewundert, daß die ersten Einwanderer bei den Hottentotten keine Pferde fanden, obwohl sie doch ungeheure Heerden der schönsten Rinder, Schafe und Ziegen hatten. Man hat sich gewundert, daß die Araber, von

denen sie doch jene Thiere erhielten, ihnen nicht auch das Pferd, den Liebling wilder Horden, brachten, das doch im Kaplande neuerdings so vortrefflich gedeiht. In Afrika gibt es ja keine Cordilleren, welche als Grenzen für die Verbreitungsbezirke gewisser Thiere gelten könnten. Aber es gibt eine unsichtbare Schranke, unüberwindlicher als Bergketten, die Pferdekrankheit, die über fast 7 Breitegrade (20 — 27° s. Br.) mit großer Heftigkeit herrscht und fast immer tödtlich ist. Das Pferd ist dieser Krankheit so ausgesetzt, daß es nur bei der größten Vorsicht den Sommer über (December — April) erhalten werden kann. Ebenso gibt es nun auch weite Bezirke in Südafrika, in denen kein Rind existiren kann. Der gefährliche und tödtliche Feind des Rindes ist eine kleine



Die Tsetse-Fliege. 1. in natürl. Größe; 2. vergrößert; 3. vergr. Stechapparat.

Fliege, die Tsetse-Fliege, nicht viel größer als unsre Stubenfliege, braun und unsrer Biene ähnlich. Ihr Stich ist für Ochsen, Pferde und Hunde tödtlich. Livingstone verlor einmal 43 Ochsen durch ihren Stich, obwohl er glaubt, daß nicht 20 Fliegen sich auf sein Vieh niedergelassen hatten. Für Menschen und wilde Thiere, selbst für die Milchkälber, ist der Stich völlig unschädlich, er erzeugt höchstens ein Jucken wie nach einem Muskitostich. Das Rindvieh erschrickt daher auch nicht, wie beim Stich einer Bremse. Aber wenige Tage nachher

stellen sich unverkennbare Symptome ein. Augen und Nase beginnen zu fließen, das Haar sträubt sich, als ob das Thier fröre, eine Geschwulst erscheint unter den Kinnbacken; das Thier fährt zwar noch fort zu grasen, aber es tritt Abmagerung ein, verbunden mit einer eigenthümlichen Schlaffheit der Muskeln. Nach Monaten endlich tritt Durchfall dazu, und das Thier, unfähig, länger zu grasen, stirbt nun im Zustande äußerster Erschöpfung. Kräftige Thiere sterben oft selbst bald nach dem Stich unter Zeichen von Schwindel und Blindheit. Merkwürdig genug ist, daß diese Fliege ihre scharfbegrenzten Heimatsbezirke hat, so daß sie oft auf dem einen Flußufer die furchtbarsten Verheerungen anrichtet, während am andern zahllose Heerden in friedlicher Ruhe weiden.

Wir wollen von diesem merkwürdigen und zukunftreichen Lande nicht scheiden, ohne noch einen Blick auf seine Menschenwelt geworfen zu haben. Das eigentliche Innere Südafrika's ist, wie der Sudan, von Negervölkern bewohnt. Sie sind ebenso mannigfaltig, wie die des Nordens, an Sprache, Körperform und Farbe, ebenso kulturfähig, aber auch ebenso grausam und leidenschaftlich; nur haben sie es nicht so verstanden, sich zu festen Staatskörpern zu vereinigen. Es fehlt hier der organisirende Einfluß des Muhammedanismus, der durch arabische Kaufleute von Osten her erst schwache Fortschritte gegen das Innere gemacht hat. Es fehlt ebenso jenes gewaltige historische Element des Racenkampfes, das im Sudan seit Jahrtausenden fast Staaten gebildet hat. Die meisten Negervölker Südafrika's, selbst die in seinen bevölkertsten Gegenden, wie in Kibokoe, zerfallen in kleine, von einander unabhängige Häuptlingschaften, grade wie die heidnischen Neger im Süden der großen muhammedanischen Sudanreiche, denen sie als Jagdgebiete für Menschenwild dienen. Wenn wir auch einige große Negerreiche, wie das des Muatijanwo oder das Reich Moluwa und das Reich des Kazembe, im Innern kennen gelernt haben, so lassen sich auch diese nicht im Entferntesten mit Bornu oder Wadai vergleichen. Die einzelnen Häuptlinge stehen zu ihrem Oberherrn kaum in einem andern Verhältniß als dem der Tributpflichtigkeit; die Fürsten selbst gehen aus den erblichen Häuptlingen durch Wahl hervor; selbst der furchtbare Despotismus, mit dem sie beherrscht werden, und der vielleicht auf der Erde nicht seines Gleichen findet, vermag sie nur schwach zusammenzuhalten. Keiner dieser Staaten scheint darum eine Geschichte zu besitzen.

Die Neger Südafrika's gehören zu den wildesten und räuberischsten ihrer Race. Sie sind äußerst argwöhnisch, hinterlistig, falsch,

immer bereit, die Fremden auszurauben, und es fehlt ihnen nicht selten jeder Begriff von Gastfreundschaft. Der Reisende muß daher bei jedem Schritt und Tritt Acht geben, daß er nicht in eine Falle geht, um so mehr, als die abergläubischen Menschen jede auffallende Bewegung des Fremden für eine solche ausschreien, die ihnen Verderben bringen könne, und ihn unter diesem Vorwande mindestens zur Zahlung eines Lösegeldes zwingen, wenn sie ihn nicht offen oder heimlich mit Waffengewalt angreifen.

Indessen haben die Neger auch ihre guten Seiten; sie sind fleißige Landwirthe, die Mais, Reis, Maniok, Baumwolle und auch Tabak bauen. Zur Bestellzeit ziehen die ganzen Dorfschaften, Männer, Weiber, Kinder und Hunde, auf die Felder hinaus. Die Arbeit ist einfach. Soll ein Urland in Kultur genommen werden, so ergreift man mit der einen Hand ein Büschel des trocknen Grases, sticht mit der Hacke den Wurzelballen vom Boden los und stellt die Bündel aufrecht in Garben zusammen. Kurz vor der Regenzeit wird Erde darüber geworfen und das Gras darunter angezündet. Auch tüchtige Jäger sind die meisten Neger, und namentlich kühne Elephantenjäger. Besonders ausgezeichnet aber ist ihre Geschicklichkeit als Schmiede. Aus selbstgewonnenem Eisen verfertigen sie vortreffliche Hacken, Aexte, Speere, Messer u. s. w. Ladislaus Magyar erzählt, daß er einem Kibokoe-Schmidt eine beschädigte Flinte zur Ausbesserung gab. Das Schloß fehlte, und Magyar gab daher als Muster ein französisches Flintenschloß, auf dessen Platte das Wort „Laport" eingegraben war. Nach einigen Tagen erhielt er die Flinte wieder; der Neger hatte nicht nur das Schloß gut und hübsch verfertigt, sondern auch das Wort „Laport" getreu auf die Platte eingegraben.

Großen Geschmack und viel Verstand zeigen die Neger in der Anlegung ihrer Dörfer, für die sie immer die Nähe eines Flusses oder einer Quelle und namentlich den Schatten schöner Baumgruppen suchen. In dem Shire-Thale fand Livingstone fast jedes Dorf von einer hohen und dichten Hecke giftiger Euphorbien umgeben, durch welche die Bewohner während der größeren Hälfte des Jahres den Feind erblicken können, während sie selbst schwerlich bemerkt werden. Wenn sie dann ihre schon vorher vergifteten Pfeile durch die Zweige schießen, werden diese von dem giftigen Milchsaft des Strauches benetzt und verursachen höchst schmerzhafte, wenn nicht tödtliche Wunden. Von den verletzten Zweigen träufelt zugleich der Giftsaft herab und verhindert den Feind durch die Hecke zu dringen, da der Saft die Sehkraft zerstört. Zur

Seite des Dorfes ist stets der Versammlungsplatz, von Banyanen, den Lieblingsbäumen der Neger, beschattet. Hier kommt man zusammen, um Tabak und Hanf zu rauchen, um zu singen, zu tanzen, die Trommel zu rühren -- denn das ist eine Lieblingsbeschäftigung — und um Bier zu trinken, das man recht gut aus Mais oder Hirse und Honig zu bereiten versteht. Auch manche nützliche Arbeit wird hier verrichtet; man spinnt, webt, macht Körbe und Fischernetze. Hier empfängt man zugleich die Gäste, für die ein besonderes Haus errichtet ist. Nicht alle Dörfer aber sind so stattlich, wie sie Livingstone am Shire und Magyar in Moruwa fand. Die Wohnorte der Ovambo-Neger im Westen schildern die rheinischen Missionäre ganz anders. Es sind nicht Dörfer, sondern Meierhöfe, die durch das ganze Land zerstreut, ziemlich nahe an einander, jeder von den zugehörigen Ländereien umgeben, liegen. Diese Meierhöfe aber bestehen aus einigen Haufen schwarzen Reisigs etwa von 8 Fuß Höhe und einigen haushohen, in den Boden gesteckten Pfählen. Die Pfähle bezeichnen Gänge und Abtheilungen für allerlei Zwecke, die Reisighaufen sind die Häuser! Die Wände sind 2 Fuß hoch, die Thür mißt 1½ Fuß im Quadrat, die höchste Spitze des Daches 6 Fuß, der Durchmesser des Hauses 5 Fuß. In der Mitte der Tenne ist ein hölzerner Mörser, mit der Flur gleich, in welchem das Korn mit einem schweren hölzernen Stampfer zu Mehl gestoßen wird. — Das ist die Häuslichkeit eines Ovambo-Negers!

Auch unter den südafrikanischen Negern gibt es schöne Gestalten mit klugen Gesichtern, hohen Stirnen und schön geformten Köpfen, die oft noch durch einen sorgfältigen und geschmackvollen Haarputz gehoben werden. Ihr Schmuck besteht außer den hübschen Perlenhalsbändern namentlich in kupfernen, messingnen und eisernen Ringen um Beine und Arme, die oft mit sorgsam gearbeiteten Verzierungen versehen sind. Viele prunken mit 2 — 8 messingenen Ringen an jedem Finger, selbst am Daumen. Gewöhnlich haben sie sowohl den obern, als mittlern und untern Theil des Ohres durchbohrt und tragen in jedem Ohr 3 bis 5 Ringe. Das Loch im Ohrläppchen ist so groß, daß man den Finger durchstecken kann, und manche tragen darin ein Stück Bambus von 1 Zoll Länge. Viele Negerstämme haben die Sitte, sich die Vorderzähne auszubrechen; andere haben sie wenigstens ausgekerbt oder so spitz ausgefeilt, daß sie den Zähnen einer Säge gleichen. Den Frauen gibt der Ring, den sie in der Oberlippe tragen, ein abstoßendes Ansehen. Schon in den Kinderjahren fängt man an, diese Oeffnung vorzubereiten; es geschieht durch einen Ring, dessen Enden man allmälig enger

und enger zusammendrückt, so daß endlich ein Loch entsteht. Dieses Loch erweitert man durch Rohrstückchen, bis bei einer Modedame ein hohler oder schüsselförmiger Ring von recht artiger Größe, das Pelelé, eingesetzt werden kann. Ein solcher Ring weitet die Lippe oft bis 2 Zoll über die Nasenspitze aus, und wenn die Dame lacht, so hebt sich der Schmuck durch die Zusammenziehung der Muskeln bis über die Augen.



Haartrachten der Balenda-Neger.

Livingstone fragte einen ehrwürdigen Negerhäuptling, weshalb denn die Frauen diese Dinge trügen? Ganz verwundert antwortete er: „Nun, der Schönheit wegen! Das ist ja das einzige Schöne, was die Weiber haben! Männer haben Bärte, Weiber nicht. Was wären sie ohne Pelelé?"

Den ganzen Süden Afrika's, mindestens bis zum 20., ja vielleicht bis über den 17.° s. Br. nehmen zwei große, durch physische Eigenschaften, wie durch Sprache und Sitte deutlich von einander geschiedene Völkerschaften, die Hottentotten und Kaffern, ein. Die Hottentotten gehören nach den neuesten Forschungen durch ihre Sprache dem großen indogermanischen, semitischen und ägyptischen Sprachstamme an, so daß eine Verwandtschaft der Völker im Südwesten und Nordosten Afrika's zu bestehen scheint. Wie sie in ihre jetzigen Wohnsitze an der Westküste Südafrika's gelangten, ist ein noch ungelöstes Räthsel. Der bekannte rheinische Missionär Dr. Bleek hat während seines Aufenthaltes unter den Kaffern die Beobachtung gemacht, daß sich manche hottentottische Wörter und namentlich einige ihrer eigenthümlichen Schnalzlaute in die Kaffernsprache Eingang verschafft haben, daß überdies vielfache Uebereinstimmung in den Sitten und Gebräuchen beider Völkerschaften, in ihren religiösen Anschauungen, der Bauart der Hütten, der Bekleidung, dem Verhältniß zwischen Mann und Frau u. s. w. besteht. Er ist dadurch zu der Annahme gekommen, daß die Kaffern, deren sprachlicher Zusammenhang mit den Negern Centralafrika's außer Zweifel steht, in lang dauernden Kriegen die Hottentotten aus ihren früheren Wohnsitzen nach Südwesten verdrängt und dabei allmälig Manches von den unterworfenen Stämmen angenommen haben.

Körperlich gehören die Hottentotten zu den häßlichsten Menschen der Erde. Sie haben abgeplattete Schädel mit dünnem, kurzgekräuseltem Haar, eine kurze, stumpfe Nase, die durch künstliches Eindrücken oft noch mehr zurückgedrängt wird, dicke, aufgeworfene Lippen, die fast den dritten Theil des Gesichts einnehmen, schwächlichen Körper mit vorstehendem Bauch und namentlich bei den Frauen wahrhaft erschreckend begünstigtem Hintertheil, dünne Beine und kleine Hände und Füße. Zu ihnen zählen die Namaquas, Corannas, Griquas und Buschmänner. Die Letzteren oder die Saan sind keineswegs bloß entartete Proletarier, wie man lange gemeint hat. Man bezeichnet mit diesem Namen gewöhnlich alle rothen oder gelbbraunen Stämme hottentottischer Abkunft, die zerstreut in kleinen Haufen im Felde ohne Viehbesitz leben. Im engern Sinne aber sind es nur die Bewohner des Buschmannlandes südlich vom Oranjefluß und einige Stämme nördlich davon im Betjuanenlande. Sie reden eine eigne Sprache, die offenbar hottentottischen Ursprungs ist, aber nicht mehr von den Namaquas verstanden wird und außer den bekannten 4 Schnalzlauten, die mit der Zunge hervorgebracht werden, noch einen eigenthümlichen Schnalzlaut für die Lippen besitzt.

Sie sind kleiner als die eigentlichen Hottentotten und von unbezähmbarer Wildheit und großem Muth. Fast von allen Nationen verächtlich behandelt, sind sie ungemein mißtrauisch, verschlossen und lügnerisch geworden.

Zu den Hottentotten gehören wahrscheinlich auch die kriegerischen, aber jetzt fast ausgerotteten Damara, die aber wohl zu unterscheiden sind von den mehr negerähnlichen Bergdamara oder Ghu-Damup, mit denen sie nur die schwarze Farbe gemein haben. Die Hereró dagegen, die gleichfalls unter den Hottentotten und Damaras der Westküste wohnen, sind offenbar kafferischer Herkunft.

Die Kaffern selbst, deren Stämme die Ostküste Südafrika's bewohnen, umfassen außer den eigentlichen Kaffern noch die weit ausgebreitete Familie der Betschuanen, zu der auch die Hereró gehören. Sie sind schöner und kräftiger als die Hottentotten, groß, von tief schwarzer bis zu bronce oder gelber Hautfarbe, haben zwar schwarzes Wollhaar und aufgeworfene Lippen, aber eine hohe Stirn und eine schöngeformte Adlernase verleihen ihrem Ausdruck Intelligenz und Adel. Sie zeigen eine solche Anmuth in ihrer Haltung und ihren Bewegungen, daß ein Engländer sie eine nation of gentlemen genannt hat.

Ueber die Sitten der Hottentotten und Kaffern ist schon soviel geschrieben worden, daß ich mich hier auf einzelne Züge beschränken kann.

Der Hottentott ist im Allgemeinen von unglaublicher Trägheit. Tagelang hinter einander kann er in der Sonne liegen, ohne sich zu rühren, und Hunger und Durst ertragen, obwohl er sich durch eine kaum erhebliche Anstrengung Wild und Wasser in der Nähe verschaffen könnte. Zur Arbeit bringt ihn Niemand. Soll ich es etwa machen, wie die Würmer auf der Erde? wird er antworten. Aber zum Tanz ist er unermüdlich, und auch an der Musik, die er einem aus hohlen Kürbissen gemachten Saiteninstrument zu entlocken weiß, hat er Geschmack. Die Tänze der Hottentotten, wie zum Theil auch der Kaffern, bestehen freilich nur in Nachahmung der Gebärden, ja selbst der Laute von Ochsen und Schafen, allenfalls von Zebra's, Giraffen und Springböcken.

Während die Hottentotten um ihrer Trägheit willen niemals Ackerbau treiben, auch keine Industrie, also auch keinen Handel kennen und sich nur von ihren Heerden, mit denen sie nomadisch umherziehen, nähren, sind die Kaffern fleißige Landwirthe, d. h. sie lassen das Feld von ihren Frauen bestellen, die zugleich ihre Lastträger, ihre Köchinnen und

ihre Bauleute sind. Die Kaffernfrauen, die in ihrer Jugend oft sehr anmuthige, volle und runde Formen haben, altern in Folge dieser harten und beschwerlichen Lebensweise und der Mißhandlungen ihrer Gatten sehr schnell, und werden dann abschreckend häßlich. Ein Kafferndorf oder Kraal ist immer in Kreisform, gewöhnlich auf einem flachen Hügel angelegt. Die einzelnen Wohnungen selbst sehen nicht viel besser, als große Bienenkörbe aus. Fußboden und Wände sind mit einem Gemisch von Lehm und Kuhdünger bekleidet, das Dach ist aus Schilf oder Binsen gebildet. Der Eingang ist nie mehr als 3 Fuß hoch und 2 Fuß breit, so daß man nur hindurch kriechen kann. Aber hübsch geflochtene Binsenmatten geben dem innern Raum einen gewissen Ausdruck von Nettigkeit und Sauberkeit. Die Feuerstelle ist immer außerhalb der Hütten, gewöhnlich in der Mitte des Kraals, und allen Bewohnern gemeinsam.

Die Kleidung der Kaffern ist meist sehr einfach. Sie besteht in einer Schaaf- oder Ziegenhaut, die um den Gürtel gebunden, oder in einem Mantel von Fellen, der oft in geschmackvoller Weise um die Schultern geworfen wird. Aber dieses Gewand, so gut wie der ganze Körper, wird mit rothem Ocker und Fett eingesalbt, und Wohlhabende tragen es wohl noch mit eisernen oder kupfernen Kügelchen verziert. Ueberhaupt wird der Schmuck hier oft zur Last. Zu den schweren Arm- und Beinringen beladen sich die Weiber namentlich noch mit so vielen und so dick gewundenen Schnüren von Glasperlen, daß sie sich kaum bewegen können. Ein gewisser watschelnder Gang ist daher hier das Zeichen der Vornehmheit. Frauen schmücken sich oft auch mit einer Art Schnürleibchen, das sie aus tausend abgerundeten Stücken von der Schale des Straußeneis zusammensetzen. Knaben laufen ganz nackt umher, die Mädchen haben einen Schurz aus lose neben einander hängenden Strängen. Als Hauptschmuck bei den Männern gilt es, recht viele lederne Riemen lose um den Gürtel geschlungen zu tragen, die oft ein paar Hundert Fuß lang sind und zugleich als Vorrathstaschen dienen.

Auf das Haar, das nur im Regen mit einer Lederkappe bedeckt wird, verwenden die Kaffern oft große Sorgfalt; und selbst die Männer flechten es zu einem helmartigen Kopfputz zusammen. Aber fast nie fehlt darin der zierliche Elfenbeinlöffel, der beim Schnupfen gebraucht wird. Denn die Kaffern sind leidenschaftliche Tabakschnupfer — fast nur die Frauen rauchen — und oft sieht man sie stundenlang versammelt, den mit Holzasche gemischten Tabak aus der Dose, d. h. einer

ausgehöhlten Palmfrucht oder einem kleinen Kürbis, sich in die Hand schüttend und mit dem Löffel zur Nase führend, bis dicke Thränen ihnen über die Backen laufen.

Eine sehr üble Eigenschaft theilen die Kaffern mit fast allen Völkern Südafrika's, das ist eine entsetzliche Unreinlichkeit des Körpers. Sie waschen sich nicht. „Unsre Männer waschen sich nie!“ sagten die Weiber am Shirefluß ganz stolz zu Livingstone. Ein alter Mann meinte zwar, er erinnere sich, daß er sich einmal gewaschen habe, als er noch ein Knabe war; aber er habe es nie wieder gethan. Livingstone setzt hinzu, sein Aeußeres habe auch keinen Grund gegeben, an seiner Versicherung zu zweifeln. Einen zudringlichen Burschen wurde man am besten durch die Drohung los, daß man ihn an den Fluß nehmen und waschen wolle. Das Ricinusöl, mit dem sich die Leute einreiben, und der Schmutz dienen ihnen zur Ergänzung ihrer Kleider; sich waschen heißt daher bei ihnen so viel, als die einzige Bekleidung ihres Oberkörpers zerstören. Sie frieren und fühlen sich unbehaglich nach dem Waschen.

Von Religion ist weder bei den Negern noch bei den Kaffern und Hottentotten Südafrika's viel zu finden, aber dafür ein um so entsetzlicherer Aberglaube, der zahllose Opfer fordert. Namentlich spielen die Regenmacher und Zauberdoktoren bei ihnen eine große Rolle. Jeder Streit, jede Anklage wird durch eine Art Gottesurtheil entschieden. Wer irgend eines Verbrechens beschuldigt wird, namentlich der Hexerei, welcher man jeden Todesfall, jede Krankheit, jedes Unglück überhaupt zuschreibt, der trinkt gezwungen oder freiwillig den Maiori, den Gifttrank. Meilenweit oft eilen die Leute herbei, um ihre Unschuld durch die Probe zu beweisen. Bei der unbedeutendsten Veranlassung, wenn man nur Miene macht, eine Versicherung nicht recht glaubhaft zu finden, heißt es sofort: Wenn ihr zweifelt, bin ich bereit den Maiori zu trinken. Wirft ein starker Magen das Gift aus, so ist natürlich die Unschuld erwiesen. Die Zauberdoktoren, welche den Gifttrank bereiten, haben darum das Leben ihrer Mitbürger völlig in der Hand, und ihre Macht geht oft weit über die der Häuptlinge und Fürsten, die sich ebenso gut dem Gottesurtheil unterwerfen müssen. Gute Bezahlung macht allerdings oft den Trank unschädlich und reinigt darum von jeder Schuld.

So habe ich denn das Bild, das ich von Afrika, seiner Natur und seinen Bewohnern und von der Geschichte der kühnen Forschungen, durch die es uns allmälig erschlossen ward, entwerfen wollte, wenigstens in seinen Umrissen vollendet. Ich weiß recht wohl, daß es nur ein skizzenhaftes war; in den engen Rahmen dieser Blätter gespannt, konnte es kaum ein andres sein. Möchte es wenigstens ein anschauliches und übersichtliches geworden sein! Eins dürfte ich unfehlbar erreicht haben, den Blick in ein Gebiet der Wissenschaft eröffnet zu haben, das wenig Aehnlichkeit hat mit dem Bilde gewöhnlicher Stuben- oder Büchergelehrtheit, das ganze Menschen fordert, Helden, bereit, jede Fiber des Körpers und der Seele anzuspannen und eine Opferkraft zu entfalten, wie sie selbst der Soldat auf dem Schlachtfeld und der Seemann im Kampf mit Sturm und Wogen nicht kennt.

Zweiter Abschnitt.

Australien.

Erstes Kapitel.

Die Entdeckung und Kolonisirung Australiens.

Es liegt grade nicht in der Eigenthümlichkeit des Menschen, seine Entdeckungen, und bestünden sie auch mehr in seiner Phantasie als in der Wirklichkeit, gering anzuschlagen, und noch weniger pflegt er zu zögern, von entdeckten wirklichen Schätzen Gebrauch zu machen; in Bezug auf Australien aber scheint sich die menschliche Natur grade so verkehrt zu haben, wie der Continent selbst lange als eine Umkehrung aller bisher bekannten Naturverhältnisse galt. Nie ist ein Land so gründlich verachtet worden, und nie hat eins sich so glänzend aus seiner Niedrigkeit erhoben, als Australien. Länger als 2 Jahrhunderte ist der Continent bekannt; und doch sind es kaum 50 Jahre, seit die Civilisation festen Fuß auf seinem Boden faßte. Seit 10 Jahren ist dasselbe Land das Eldorado der Welt geworden, das mit seiner Goldfluth ganz Europa überschüttet.

Noch vor ganz Kurzem bestanden über das Innere Australiens selbst unter den Gelehrten die niederschlagendsten Ansichten. Noch vor 5 Jahren wurde von England aus eine sehr maßgebende Stimme dahin laut: „Es habe dem Schöpfer in seiner unbegreiflichen Weisheit gefallen, hier einen ganzen Continent als Wüste zu schaffen; es ergebe sich aus allen Forschungen das trostlose Resultat, daß in Australien die Wüste die Regel, die bewohnbare Oase nur an den verhältnißmäßig schmalen Küsten die Ausnahme bilde; daß von den 140,000 □Meilen, welche der große Continent umfasse, wohl 130,000 □Meilen von Meer zu Meer trostlose Einöde seien, über die ewiger Tod sich gelagert habe, und daß so ein ganzes Festland der pflegenden Hand des Menschen und damit der Civilisation verloren sei.“ An der Hand solcher prophetischen Freunde ist es dem armen Australien von frühester Jugend an oft recht übel ergangen. Nach den Berichten der ersten Seefahrer, welche die

australischen Küsten entdeckten und erforschten, — es waren bekanntlich das holländische Schiff Duyfhen im J. 1605, es waren der Spanier Luis Vaez de Torres, welcher durch seine zweimonatliche Fahrt der gefahrvollen Straße zwischen Neuguinea und Australien den Namen gab, es war vor Allen der Holländer Abel Jan Tasman, der im J. 1644 zum ersten Mal die Umschiffung Australiens vollendete — nach den Berichten dieser und andrer holländischer und englischer Seefahrer hatte man lange die ungünstigsten Vorstellungen über die Beschaffenheit des Continents, bis ein ebenso unbefangener, als gründlicher Mann kam, der sich an das frühere oberflächliche Geschwätz nicht kehrte. Das war James Cook. Auf seine Aussprüche hin fing man in England an wenigstens schon die Frage aufzuwerfen, ob das Land für europäische Kolonisten geeignet sei oder nicht, und die bisher herrschenden Ansichten über die Naturbeschaffenheit des Continents änderten sich wenigstens dahin, daß man ihn für gut genug fand, den Auswurf der Gesellschaft aufzunehmen. Seine guten Bürger mochte ihm England nicht anvertrauen, und um es doch nicht ganz nutzlos zu lassen, schickte es seine Verbrecher dahin. England brauchte damals gerade eine solche Strafkolonie; denn Amerika, wohin es vorher seine oft wegen der geringfügigsten Vergehen verurtheilten Landeskinder im eigentlichsten Sinne verkauft hatte, war ihm durch den Befreiungskrieg entzogen. Es war vor 73 Jahren, im Januar des Jahres 1788, als die erste Schiffsladung mit Verbrechern in der Botany-Bai landete. Australien begann seine Rolle in der Kulturgeschichte — eine seltne Erscheinung — als Zuchthaus. Und was ist im Laufe dieser 70 Jahre, im Zeitraum eines einzigen Menschenalters aus Australien geworden! Ein wunderbar sich entwickelndes Land, eines der blühendsten, reichsten und werthvollsten europäischen Kolonialreiche, die es je gegeben hat!

Die Geschichte der englischen Strafkolonien ist bekannt. Es ist eine entsetzliche Geschichte. Zügellose Rohheit auf der einen, gesetzlose Willkür, gedankenlose Rücksichtslosigkeit auf der andern Seite! Hunderte und Tausende von Sträflingen verhungerten, weil man ihr Leben von der glücklichen Ankunft einzelner Proviantschiffe abhängig gemacht hatte. Andre Hunderte fielen durch Mord oder kamen in der Wildniß von der Hand Eingeborner um. Die Kolonie ward ein Pfuhl von Greueln. Räuber durchzogen das Land. Krankheit, Hungersnoth, Trunksucht und Verbrechen, noch mehr die Mißhandlungen der Aufseher und der Strang lichteten die Reihen der Sträflinge entsetzlich. Da kam man auf den Gedanken, mit der Strafanstalt auch eine freie

Kolonisation zu verbinden. Der erste freie Ansiedler in Australien war — ein Deutscher, Namens Philipp Schöffer. Man schenkte ihm 140 Acres; aber er vertrank das Land; man schenkte ihm neue 50 Acres; er verkaufte auch diese für einige Gallonen Rum an die Regierung. 30 Jahre später wäre dasselbe Land Millionen werth gewesen. Der erste deutsche Ansiedler starb im Armenhause. Aber neue Ansiedler folgten, und ein Aufstand der Offiziere in Verbindung mit diesen freien Kolonisten gab endlich im J. 1809 den Anstoß zu einer dauernden Umwandlung des englischen Strafgefängnisses Neu-Südwales in eine wahre Kolonie. Trotz mancher Mißgriffe der Kolonialregierung, die noch mehr als einmal den jungen Staat an den Rand des Untergangs brachten, erblühte er wunderbar schnell; und das Geheimniß seiner Kraft lag in der Schafzucht und Wollproduction. Ein ehemaliger Offizier John Mac Arthur hatte sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt, und die Entdeckung der reichen Weideländereien jenseit der Gebirge von Neu-Südwales gab ihr einen unerwarteten Aufschwung. Schon im J. 1840 sah sich die englische Regierung genöthigt, die Deportation nach Neu-Südwales aufzuheben, und als man im J. 1849 den Versuch machte, sie wieder einzuführen, scheiterte er an dem energischen Widerstande der bereits zu kräftigem Selbstgefühl erwachten Kolonie, die zum Theil mit Gewalt die Landung der Sträflingsschiffe verhinderte. Bekanntlich ist seitdem in ganz Australien die unselige Sträflingswirthschaft beseitigt worden, und nur Westaustralien und das wegen seiner Fruchtbarkeit und seines milden Klima's sonst so zukunftreiche Vandiemensland oder vielmehr Tasmania, wie es seinem Entdecker zu Ehren seit 1855 heißt, sind, letzteres wenigstens, zum großen Nachtheil Australiens Strafkolonien geblieben.

Während so an der Ostküste im Kampfe mit der Ungunst der Naturverhältnisse und der Verblendung des Mutterlandes ein mächtiger Kolonialstaat erstand, rangen sich auch an andern Punkten der australischen Küsten Kolonien aus der Wildniß empor. Vornehme englische Herren besiedelten im J. 1832 auf Grund eines sorgfältig und mit großer theoretischer Kunst ausgearbeiteten Planes die Südküste an de Mündung des schönsten und wasserreichsten der australischen Flüsse, des Murray. Die Hauptstadt Adelaide wurde erbaut, zunächst freilich mehr auf dem Papier. Aber die Kolonie Südaustralien begann erst zu gedeihen, nachdem die hohen Herren banquerott gemacht, und tüchtige Arbeiter und Schafzüchter ihre Stelle eingenommen hatten. Die zu-

fällige Entdeckung reicher Blei- und Kupferminen in den Jahren 1841 und 1843 hat aber eigentlich erst den Bestand der Kolonie gesichert.

Auch die Kolonien an der Westküste am Swanriver, St. Georgssund, und an der Flindersbai haben in den letzten 10 Jahren trotz mancher störenden Einflüsse, namentlich der Auswanderung in die Golddistrikte und der Verlegung der Strafkolonie an diese Küste, einen erfreulichen Aufschwung genommen. Der kleinen Kolonie an der Nordküste bei Port-Essington in Arnhemsland, die erst seit dem J. 1838 besteht und mehrmals seitdem wieder aufgegeben wurde, dürfte gleichfalls durch den Handelsverkehr mit Indien noch eine bedeutende Zukunft erblühen.

Der reichste und bedeutendste unter allen Kolonialstaaten Englands, nicht allein in Australien, sondern überhaupt, ist Victoria, ohne, ja gegen den Willen der englischen Regierung gegründet, an der Südostküste, Tasmania gegenüber, an der Bucht von Port-Phillip. Als Vandiemensland für die jährlich zuwachsenden Heerden zu klein zu werden anfing, da brach im J. 1835, angezogen durch Gerüchte von dem Weidenreichthum der jenseitigen Küste, ein Schmied, Namens John Batman, an der Spitze einer zahlreichen Kolonisten-Gesellschaft auf, um das neue Land in Besitz zu nehmen, und erkaufte von den Eingebornen einen Landstrich von 600,000 Acres. Gleichzeitig aber setzte sich auch eine zweite Gesellschaft unter der Führung eines gewissen Fawkner an der Port-Phillipsbai fest, da, wo ein kleiner, wasserreicher Fluß, die Jarra, durch eine vorspringende Felsenbarre zu einem natürlichen Becken sich ausbreitet. Im Süden lag eine dichtbewaldete Fläche, im Norden zogen sich sanftschwellende, grasreiche Hügel mit offner Gummibaumholzung hin, die damals noch von zahllosen Schaaren von Känguruh's und Emu's belebt war. Jetzt liegt hier Melbourne mit seinen 100—120,000 Einwohnern, die Hauptstadt eines Landes, das bereits vor 2 Jahren eine halbe Million Einwohner zählte und eine Einfuhr von mehr als 150, eine Ausfuhr von 140 Millionen Gulden hatte. Beide Gesellschaften geriethen in Streit mit einander, beide wandten sich mit ihren Ansprüchen an die britische Kolonialregierung. Aber Beider Ansprüche wurden auf das Entschiedenste zurückgewiesen, ihre Kaufverträge für ungültig erklärt. Man wollte keine größere Ausdehnung der Kolonie, man wollte alle Kolonialkräfte in Neu-Südwales concentrirt wissen. Dennoch drangen immer neue Schaaren von Vandiemensland herüber, und vergebens schickte das Gouvernement von Neu-Südwales seine Beamten, um dies Verbot der Königin

durchzusetzen. Da kam im J. 1836 Sir Thomas Mitchell, der General-Feldvermesser von Neu-Südwales, in dieses Land, und seine glänzenden Berichte verschafften der jungen Kolonie den Sieg. Unbeirrt durch den wüstenartigen Charakter der dünn bewaldeten, flachen und sandigen Küstenstriche, drang er in das Innere vor und erzählte nun seinen erstaunten Landsleuten von den herrlichen Gebirgszügen mit den weiten, grasreichen Ebenen, die er hier fand, von den wasserreichen Flüssen, die sich durch prächtige Urwälder schlängeln, von den humusreichen Feldern, die der Kultur weite Strecken zu blühendem Wohlstande bieten, von dem Geist der Romantik, der über dem Ganzen sich ausbreitet und in den wohlthuendsten Kontrasten von Berg und Thal, Wald und Wiese, Wasser und Licht seinen Ausdruck findet. Australia felix nannte er zukunftverheißend das Land, und wie er geahnt, so erhob es sich so schnell zu Blüthe und Ansehen, daß man es bereits im J. 1850 von Neu-Südwales trennte und unter dem Namen Victoria mit eigner Verfassung zur selbstständigen Kolonie erhob.

Mehr aber noch als die Fruchtbarkeit des Bodens, war es der Goldreichthum, der die Bedeutung dieser Kolonie begründete. Die Entdeckung dieses reichsten Goldquells der Erde erfolgte bekanntlich erst zu Anfang des vorigen Jahrzehnts. Schon im J. 1844 hatte der berühmte englische Geolog Sir Roderick Murchison aus einer Vergleichung der ihm aus Neu-Südwales mitgebrachten Mineralien mit den von ihm selbst im Ural gesammelten den Schluß gezogen, daß ausgedehnte Goldfelder in Australien vorhanden sein müßten. Er hatte sogar am 5. November 1848 eine Eingabe an das Kolonialministerium gerichtet, worin er umständlich seine Gründe für das Vorkommen von Gold in Australien darlegte und auf die Nothwendigkeit von Vorkehrungen zu einem geordneten Betrieb hinwies. Aber das aristokratische Ministerium würdigte diesen Rath der Wissenschaft nicht einmal einer Antwort, und in Australien selbst lachte man über die müßige Träumerei der Gelehrten, für die Keiner auch wo nur eine Hacke anzusetzen sich bereit fand. Da kam das californische Goldfieber. Ein gewisser Edward Hargreaves, der sich früher bei Bathurst in den blauen Bergen aufgehalten hatte, war nach Californien gezogen, und vertraut mit den wissenschaftlichen Untersuchungen Murchison's, stellte er eine neue Vergleichung zwischen den Gesteinen der californischen Sierra Nevada und denen der ihm bekannten blauen Berge an. Ein kurzer Ausflug in die Gegend von Bathurst, den er nach seiner Rückkehr nach Australien unternahm, genügte, um seine Erwartungen zu bestätigen.

Er bot am 3. April 1851 seine Entdeckung für 500 Pfd. der Regierung zum Verkauf an, und diese ging dies Mal darauf ein. Es ist bekannt, welchen raschen Aufschwung die Ausbeutung dieses Goldlandes genommen. Schon im J. 1852 hatte der Goldgewinn den Werth von 18 Millionen Pfd. St. erreicht, und gegenwärtig beträgt die jährliche Goldausfuhr aus Victoria sicher nicht weniger als 100 Mill. Gulden. Fast durch alle Gebirge dieser Kolonie sind die Goldschätze vertheilt, und doch hat sich aus neueren Forschungen die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die eigentlichen Goldquellen noch gar nicht einmal aufgefunden sind, daß sie wahrscheinlich noch in den unerforschten Gründen der Schneegebirge des südöstlichen Innern verborgen liegen. Nur eine Gesellschaft von californischen Goldgräbern hat bis jetzt das Bogong-Gebirge erstiegen. Sie fanden hier das Gold schon auf der Oberfläche sehr reichlich, und nur der Mangel an Lebensmitteln hielt sie ab, ihre Arbeiten zu beginnen. Allerdings wird die durch 6—7 Monate des Jahres herrschende Strenge des Klima's die Fortschritte der Ansiedlung in diesen Gegenden bedeutend erschweren und verzögern; aber im Grunde ist das Klima doch nicht schlimmer, als es die Dorfbewohner auf den schneebedeckten Bergen der Schweiz zu ertragen haben.

Zweites Kapitel.

Naturbeschaffenheit des australischen Continents.

Australien hat in mehr als einer Beziehung eine überraschende Aehnlichkeit mit Afrika. Es ist, wie dieses, im großen Ganzen ein Kalk- und Sandsteinplateau, das nur an seinen Rändern von bedeutenderen granitischen und vulkanischen Erhebungen durchbrochen ist und sich nach Innen zu muldenartigen, wenn auch meist hoch über dem Meere gelegenen Vertiefungen absenkt. Zwischen den Randgebirgen und den innern Mulden breiten sich oft ähnliche weite Hochflächen aus, die einen ähnlichen Wüstencharakter, ja noch einen entsetzlicheren zeigen, als die afrikanische Sahara. Namentlich im Westen scheinen diese Wüsten eine große Ausdehnung zu besitzen. Auf seinem öden Sand- und Kalkstein-

boden, den bisweilen ein glänzender und klingender Eisenstein verdrängt, hie und da bedeckt von Reihen lose zusammengefegter Sandhügel, sprudelt kein Quell, rieselt kein Bach. Mitten im Sommer selbst durchwandert der Reisende hier unermeßliche Strecken eines flachen, ebnen, unfruchtbaren Landes, das keinen einzigen grünen Busch, keinen Baum, noch sonst irgend etwas aufzuweisen hat, wodurch der einförmige Anblick unterbrochen würde, außer vielleicht von Zeit zu Zeit einen blauen, hochaufsteigenden, scharf gezeichneten Hügel am Horizont. Läßt er sich verleiten, die Richtung nach einem dieser Hügel einzuschlagen, so muß er vielleicht viele Meilen weit reiten, ohne daß ihm derselbe auch nur im Geringsten näher zu kommen scheint. Meist sind es die Windungen des Pfades, welche diese Täuschung verursachen, und doch darf er ohne Gefahr diese natürlichen Pfade nicht verlassen. So kommt es, daß Pferd und Reiter gegen Abend müde und muthlos werden. Man sucht darin den Grund, daß so viele Schäfer, wenn sie 5 — 6 Jahre in solchen Gegenden geweilt haben, in Wahnsinn zu verfallen pflegen. Um die Monotonie dieser ungeheuren Ebenen vollends zu erschöpfen, kommen noch Luftspiegelungen dazu, jene bekannten trügerischen Phänomene, die hier ungleich häufiger sind, als in den afrikanischen Wüsten, wo unter ihrem entsetzlichen Spiel die Armee Napoleons dem Durst, der Hitze und der Erschöpfung zum Opfer fiel.

Auf diesen weiten, öden Flächen erzeugen sich furchtbare Stürme, die, eisig kalt im Winter, eine wahrhafte Glühhitze im Sommer weit über den Continent aushauchen. Mit solcher Gewalt schnauben sie daher, daß sie nicht nur mit ihrem Gestöber von Staub und feinem Sand die Sonne verdunkeln, sondern auch grobe Sandkörner mit sich treiben, die dem Menschen schmerzhaft ins Gesicht schlagen. Ihre verheerende Wirkung wird bis zu den Kolonien verspürt. Ganze Waldungen werden versengt, Seen und Sümpfe trocknen aus, das Getreide reift und bleicht in wenigen Stunden. Die Temperatur steigt selbst in den Küstenlandschaften plötzlich auf 30 — 36° R. im Schatten, und am Torrenssee erlebte der Reisende Sturt mehrmals eine Gluthhitze von 43° im Schatten und 54° R. in der Sonne. Der Boden war bis auf 4 Fuß Tiefe durchhitzt, und jede Spur von Feuchtigkeit war aus Luft und Boden verschwunden. „Jede Schraube in unsern Gefäßen", sagt er, „fiel heraus; die Horngriffe unsrer Instrumente und unsre Kämme zersplitterten in feine Lamellen; das Reißblei fiel aus den Bleistiften, unsre Signalraketen wurden unbrauchbar; unser Haar, wie die Wolle auf den Schafen hörte auf zu wachsen, und unsre Nägel wurden

so spröde wie Glas. Das Mehl verlor mehrmals 8 Procent seines ursprünglichen Gewichts, und andre Lebensmittel noch weit mehr. Die Kleie, in welche wir den Speck eingepackt hatten, war so durchtränkt, daß sie fast ebenso schwer wog, als der Speck selbst; unsre Wachskerzen mußten wir in die Erde eingraben; eine Flasche mit krystallisirter Citronensäure wurde flüssig und lief aus. Kaum war es möglich, zu schreiben oder zu zeichnen, so schnell vertrocknete die Flüssigkeit in Federn und Pinseln."

Diese Wüstenstriche und ihre Gluthhauche waren es, nach welchen man sonst sich seine Vorstellungen von dem Innern des Continents bildete. Man berührte fast überall nur die Küsten, und diese fand man freilich fast ohne Ausnahme durch einen meilenbreiten Gürtel sandigen, dürren Flachlandes umsäumt, wo nicht etwa Sümpfe, mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die Stelle einnahmen. Aber wenn man diesen Wüstensaum hinter sich hat, so gelangt man zu einem überaus mannigfach gestalteten Gebirgsland, hohen, zerklüfteten Bergzügen und breiten Tafelländern, in welche tiefe Schluchten und Thäler eingeschnitten sind. Durch die gewundenen Thäler stürzen die Flüsse und Creeks, in der trocknen Jahreszeit freilich nur in wenige Lachen und Teiche aufgelöst, in der Regenzeit in brausenden Cataracten daher, bisweilen in dunkeln Spalten verschwindend oder in geräuschlosen Wirbeln über Untiefen hingrollend. Es ist ganz der Charakter, wie ihn die südafrikanischen Flüsse zeigen. Wegen ihres reißend schnellen Sturzes von den Randgebirgen sind sie, wie jene, an ihren Mündungen fast immer von Barren versperrt, so daß nur Boote einlaufen können. Auch ist ihr Lauf ebenso wenig, wie der jener, so kurz, als er nach der Entfernung der Gebirge von der Küste scheint. Denn sie kommen nicht von den Gebirgen unmittelbar, sondern sammeln jenseits, oft vielleicht weit im Innern ihre Quellflüsse. Daher ist auch ihr oberer Lauf vorzugsweise von fruchtbaren Ländereien umgeben und von kräftiger Vegetation geschmückt. Aber zu den Schrecken der Dürre durch anhaltende Wüstenwinde kommen in diesen gesegneten Landstrichen noch die Schrecken plötzlicher Ueberschwemmungen durch furchtbare Platzregen, die unscheinbare Bäche in wenigen Stunden oft um 90 Fuß anschwellen und weite Landstriche in Wasserwüsten verwandeln.

Der Charakter der australischen Gebirge ist meist rauh und wild. Ueberall starren schroffe Felsenwände entgegen, wie sie der Sandstein aller Orten bildet; nur hin und wieder erheben sich einzelne Piks von Grünstein oder Syenit bis zu einer Höhe von 4000 Fuß über das

2 — 3000 Fuß hohe Plateau. Aus den tiefen, feuchten Thälern sprossen in überraschender Ueppigkeit baumartige Farrnkräuter empor, und eine herrliche Blumenflor, von Schlingpflanzen durchwebt, belebt den



Papageiartige Vögel Australiens.

Boden und selbst die jähen Gehänge, deren quellreiche Höhen Schaaren von bunten Papageien oder lärmenden Cacadu's umschwärmen. Trotzig

blicken darüber die in den phantastischsten Formen zerklüfteten, nackten Felsen herab, während aus weiter Ferne in blauen Duft gehüllte Bergzüge ein heiteres Licht in die düstern Felsenlabyrinthe senden.

Am bekanntesten sind bisher die Gebirge geworden, welche den Osten des Continents von Nord nach Süd durchziehen, die Liverpool- und Hartwickgebirge, die blauen Berge und die weißen Berge oder die australischen Alpen mit dem stolzen Syenitpik des Kosciusko-Berges, der sich zu einer Höhe von 6510, nach Andern von 7308 Fuß erhebt. An diese schließen sich im Südosten die australischen Pyrenäen und die Grampians an, bis endlich an der Grenze der Kolonien Victoria und Neu-Südwales die australische Erhebung ihren höchsten Gipfel erreicht. Es sind wahrscheinlich auf dem australischen Continent nicht mehr als 6 Berge, die sich zur Höhe des ewigen Schnees erheben. Die Schneelinie beginnt in dieser Breite mit einer Höhe von 6000 Fuß, die außer dem Williamsberg in den Grampianbergen nur von 3 Gebirgen wirklich erreicht wird, nämlich dem Bogonggebirge, dessen höchste Spitze etwa 7000 Fuß hoch ist, dem Bullerberg und dem Cobboras. Alle Berge der großen Gebirgskette, welche Victoria von Neu-Südwales scheidet, sind in der Regenzeit mit Schnee bedeckt.

Im Schooße dieser Gebirge und von ihnen gegen die bald erstarrenden, bald glühenden Winde des Innern geschützt, durch sie mit Regen und Bächen genährt, liegen nach dem Meere geöffnet die schönsten und fruchtbarsten Landschaften des australischen Küstenlandes. Eine solche Oase in der Küstenwüste ist im Osten die Landschaft Illawarra, der Garten von Neu-Südwales, wo, umzäunt von einem steilen vulkanischen Gebirge, in malerischer Schönheit Felsen, Seen und Thäler wechseln, und neben europäischen tropische Erzeugnisse prangen, Oliven, Granatäpfel, Bananen, Palmen und Baumfarrn. Ein ähnliches, noch umfassenderes Gebiet, dessen Fruchtbarkeit durch einen aus verwittertem Granit gebildeten Boden erhöht wird, ist weiter nördlich der Moretonbai-Bezirk, von einem für Australien seltnen Wasserreichthum spendenden, 4000 Fuß hohen Gebirgswall geschützt. Im Süden bildet das Gippsland, das zugleich durch die Gebirge Tasmaniens gegen die erkältenden Winde der Südpolarwelt geschützt ist, eine andere feuchte und fruchtbare Oase. Auch die Ebenen von Melbourne und Geelong verdanken solchem Bergschutz den Ruf ihrer Fruchtbarkeit.

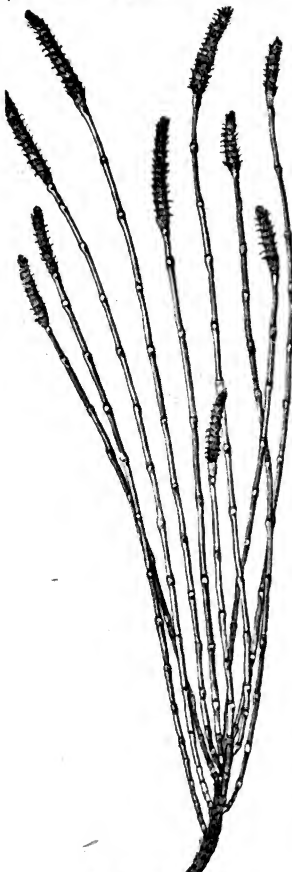
Wenn man über die Randgebirge in das Innere Australiens hinabsteigt, so trifft man fast überall auf ein breites, sanft nach dem

Innern abfallendes, wellenförmiges Tafelland. Es ist das Land der australischen Prärien. Man darf freilich nicht an blumige Wiesenteppiche denken. Es sind oft nur haideartige Steppen, dürr anzusehen, mit wenig Wasser und noch weniger Grün. Das Gras wächst in einzelnen Büscheln, krautartig und bildet keinen zusammenhängenden Rasen. Hier und da nur steht eine zähe Strohblume mit steifer, gelber Blume oder ein kleiner, blaßrother Convolvulus. Ueberall schaut die röthliche oder schwarze, harte Erde hervor. Breite Sandwellen unterbrechen die Fläche, und wilde Gestrüppe, die berüchtigten australischen Scrubs, breiten sich aus. Dennoch sind diese Flächen so bedeutungsvoll für die Entwicklung Australiens geworden; es sind die reichen Weideländer für die Schaafheerden, und manchen fruchtbaren Ackergrund, auf dem europäische Getreide und Gemüse reichlich gedeihen, bergen sie in ihrem Schooße.

Der landschaftliche Charakter Australiens und namentlich seiner weiten Hochflächen sondert sich überhaupt in zwei scharf ausgeprägte Formen, das Grasland und den Scrub. Im Berglande und in den unmittelbar angrenzenden Ebenen herrscht das Grasland vor, obwohl ausgedehnte Strecken von Scrubland auch hier nicht fehlen. In den feuchteren Gegenden, namentlich an den Abhängen der Gebirge, gleicht es selbst in den Pflanzenformen auffallend unsern Auen. Es ist ein ziemlich dichter Wiesenteppich, wechselnd mit einem lichten, parkähnlichen Wald riesiger Eukalypten, der Gummibäume der Kolonisten. Die glatten, der äußern Rindenschicht beraubten Stämme dieser schönen, hohen, myrthenartigen Bäume mit lederartigen Blättern und doldenförmigen Blüthen stehen in so abgemessenen und regelmäßigen Entfernnngen, daß sich unwillkürlich der Gedanke an eine künstliche Parkanlage aufdrängt. Wo der Boden magerer ist, treten hin und wieder Casuarinen auf, deren braun-grüne Kronen mit ihren trauerweidenartig herabhängenden Schachtelhalmzweigen sonderbar mit dem saftigen Grün des Rasens contrastiren.

Häufiger sind, namentlich nach dem Innern hin, die als Grubenland bezeichneten, wellenförmigen Ebenen oder sanften Gehänge, die einem inmitten des Wellenschlags erstarrten Meere gleichen. Kleine, grubenförmige Vertiefungen, von ringförmigen Erhöhungen umgeben, und die Abwesenheit der sonst überall herrschenden Eukalypten characterisiren diese Gegenden, die namentlich mit dem Graslande der im Sommer ausgetrockneten Flußbetten contrastiren, in denen die Stämme der Eukalypten oft unglaubliche Dimensionen, Durchmesser von 8 Fuß und

darüber erreichen. Während hier noch die Vegetation durch die Pflanzenformen an Europa erinnert, bietet der Scrub den Anblick einer


Ein Kasuarinenzweig.

wirklich originellen australischen Landschaft. Die Kräuterdecke fehlt hier gänzlich; aber eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gesträuch und kleinen Bäumen ersetzt sie. Hier ist die eigentliche Heimat jener Pflanzenformen, die seit einigen Jahrzehnten die Zierden unsrer Gewächshäuser geworden sind, der Leptospermen, Lantanen, Melaleuceen, Pimelien, Acacien, Erythrinen, Myoporum rc. Der Gesammteindruck dieser Gegenden aber ist bei aller Mannigfaltigkeit der Vegetation keineswegs ein angenehmer. Haideartiges Laub oder senkrecht gestellte Blätter drängen sich um moosartig in einander gewachsene, kugelförmige Sträucher oder verdecken nur spärlich die Blößen der langen Ruthen, die sich aus häßlich sparrigem Gestrüpp herausstrecken. Die herrschende Farbe des Laubes ist ein todtes Blaugrün; aber die Natur legt sich in Bezug auf Farbe hier überhaupt wenig Zwang an. Die **Rhagodia** trägt weißes Laub, anderes Gesträuch braunrothes, und am unheimlichsten, weil es in solcher Umgebung unnatürlich erscheint, wirkt das lebhafte Maigrün der **Cassia** und des **Santalum**. Der Totaleindruck der Scrubgegenden ist zwar überall derselbe, aber bei aller Mannigfaltigkeit der Arten sind die Pflanzen doch mit solchem Eigensinn vertheilt, daß jeder Scrub seine eigenthümlichen Arten vor andern scheinbar

ganz dieselben Verhältnisse darbietenden Oertlichkeiten voraus hat. An Blüthenschmuck fehlt es keiner australischen Landschaft zu keiner Zeit ganz, wenn nicht grade ein glühender Wüstenhauch die Flächen versengt hat. Den größten Blüthenreichthum entfalten Grasland und Scrub, ersteres wahrhaft plötzlich, im Frühjahr und Anfang des Sommers, vom September bis Ende November.

Merkwürdig ist, welchen Einfluß die Nähe des Menschen, besonders die einer Viehzucht treibenden Bevölkerung auf die Vegetation dieser Flächen ausübt. Schon manche australische Wüste hat ihren Schrecken verloren und sich unter den Füßen der Heerden in nahrhafte Weiden verwandelt. Namentlich einjährige Pflanzen scheinen dem fremden Einfluß schnell zu erliegen. Manche schöne Blüthenpflanze, die noch vor wenigen Jahren ganze Flächen in der Nähe der Kolonien überzog, ist jetzt spurlos verschwunden, und die ursprüngliche Vegetation kulturfähiger Scrub-Gegenden lauscht nur schüchtern und heimlich noch über die Zäune, die sie von dem eroberten Gebiete trennen, und schaut mit Schrecken dem zerstörenden Beginnen der schonungslosen Eindringlinge zu.

Man hat lange genug Australien für ein großes Wüstenland gehalten, dessen schmaler Rand nur in den Thälern und an den Abhängen seiner Gebirge Stätten gedeihlicher Kultur biete. Mehr und mehr ist die Wüste zurückgetreten, und wenn sie auch den Westen des Continents bis zum Wendekreise hin noch immer in trostlose Einöde zu zu begraben scheint, schon im Nordwesten dieser Wüste gegen Arnhemsland hin kann nach allen Anzeichen sich nur ein fruchtbares, wohlbewässertes Land ausdehnen. Das beweisen vor Allem die großen, wasserreichen Flüsse, die nach dieser Seite hinfließen und manche Boten üppiger Vegetation, namentlich riesige Baumstämme, mit sich führen. Daß aber auch das unbekannte Innere im Osten dieser Wüste eher eine fruchtbare oder wenigstens feuchte Niederung, als ein steiniges oder sandiges Wüstenplateau bilden müsse, darauf deutete längst die unverkennbare Senkung des Terrains von den Küstengebirgen und Randplateau's gegen das Innere hin. Man mußte hier ein ähnliches tiefgelegnes Becken erwarten, wie es in Afrika die Mulde des Tsadsees jenseits der Sahara ist. In gewissem Maße hat sich diese Erwartung bereits bestätigt. Im Nordwesten der Kolonie Südaustralien erstreckt sich vom Spencergolf aus eine Reihe niedriger, wenig über dem Meeresspiegel erhabner Landstriche in das Innere hinein, die durch kleine Plateau's von einander getrennt werden, und bis jetzt auf ein Drittheil

der Breite des Continents verfolgt, der Vermuthung Raum lassen, daß sie in mannigfaltiger Gestaltung selbst den Carpentariagolf erreichen und so den ganzen Continent von Nord nach Süd in zwei Theile scheiden. Den einen dieser niedrigen Landstriche bildet das Becken des Torrens-see's mit seinen Lagunen und Uferebenen; ein zweiter wird von einer Reihe kleiner Seen ausgefüllt, die jenseits des Lake-Younghusband mit einigen Sümpfen und Lachen endet; den dritten endlich bildet die große Einsenkung des Lake-Gairdner, dessen Wasserfläche einen Raum von 132 deutschen □Meilen, also größer als das ganze Großherzogthum Hessen, bedeckt.

Wir wollen uns mit dem Charakter dieser ganz eigenthümlichen australischen Gegend näher bekannt machen.

Es war bekanntlich der berühmte englische Reisende Eyre, welcher im J. 1839 den Torrenssee entdeckte. Eine trostlose Entdeckung schien es, die sich dem Entdecker von dem Gipfel der Flinderskette darbot. Mitten in einem niedrigen, sandigen Lande, das nur nach Osten hin von rauhen, öden Höhenzügen begrenzt schien, zog sich ein breiter, glitzernder Streifen hin, der wie Wasser aussah; das war das Bett des Torrenssee's. Ueber schwere Sandrücken, die mit kahlen, rothen Ebenen wechselten, näherte er sich dem See. Die Vegetation beschränkte sich auf ein Paar verkrüppelte Bäume und Sträucher, und selbst diese verschwanden in der Nähe des See's und machten dürren Salzpflanzen Platz. Den See selbst fand er von einem steilen Sandrücken umgürtet, der den Sanddünen der Meeresküste glich; nirgends zeigten sich Felsen und Steine, nur Salzränder blickten aus der äußersten Düne hervor. Das trockne Seebett war vollständig mit einer Salzkruste überzogen, die eine ununterbrochene Fläche von reinem Weiß bildete und hell in der Sonne glänzte. Die gegenüberliegende Küste erschien deutlich sichtbar, hochfelsig und steil bis zum Rande des Wassers, dem Anschein nach nur 7—8 engl. Meilen entfernt; mehrere kleine Inseln oder Felsen waren über die Fläche zerstreut. Aber das war Alles Täuschung, bewirkt durch die außerordentliche Strahlenbrechung in diesen Gegenden. Denn als die Reisenden abstiegen und die Pferde in das Seebett hineinführten, schien das jenseitige Ufer zurückzuweichen, und die Felsen oder Inseln erwiesen sich als sehr kleine Flecken Schmutz oder Lehm, die auf der Salzfläche umherlagen und durch die Spiegelung vergrößert wurden. Sie drangen etwa 6 engl. Meilen in das Seebett vor und fanden bis dahin kein Wasser an der Oberfläche. Die Salzkruste brach unter den Füßen der Pferde, und sie sanken in einen zähen Schlamm ein,

der immer flüssiger und tiefer wurde, je weiter sie vordrangen, bis die Pferde zuletzt bis an den Bauch versanken. Weiter gegen die Mitte schien eine große, offne Wasserfläche vorhanden zu sein. Die jenseitige Küste hatte allmälig ein ganz anderes Ansehen angenommen, die steile Felsenwand war verschwunden und ein niedriges Flachland an seine Stelle getreten, das gegen 20 engl. Meilen entfernt schien. Eine ganz andere Verwandlung war im Rücken vorgegangen. Hier schien sich jetzt eine große Wasserfläche zwischen den Reisenden und dem verlassenen Ufer auszubreiten, während ein mehr als 35 engl. Meilen entfernter Höhenzug aus dem Seebett selbst sich zu erheben und in seinen Wassern zu spiegeln schien. Die ganze Scene, sagt der Reisende, hatte mehr von Zauberei, als von Wirklichkeit an sich.

Das ist freilich ein wenig verlockendes und ermuthigendes Bild, und es ist im Ganzen das Gleiche in der Umgebung aller dieser Seen oder vielmehr Salzwüsten. Zahllose kleine Becken und Creeks sind mit solcher Salzkruste überzogen, die so völlig einer mit gefrornem Schnee bedeckten Eisfläche gleichen, daß der Reisende sich im Zwielicht des Abends eher in die Polarregionen versetzt, als in dem subtropischen Australien zu weilen wähnt. Salzpflanzen bedecken die Flächen, und selbst der Sand ist vielfach mit Salz gemischt. Der Ursprung dieses Salzüberflusses scheint in einer weißen oder gelblichen Mergelschicht zu suchen zu sein, die unter den harten Sandsteinschiefern der benachbarten Hügelreihen lagert und nach unten allmälig in Thonschiefer übergeht. Alle Quellen, die aus diesen Mergeln kommen, sind salzige.

Als eine so hoffnungslose Wüste, wie es schien, hat sich aber auch dieses Salzland nicht bewährt. Selbst in den Niederungen längs der Seen, selbst auf den steinigen Plateau's fehlt es nicht an vortrefflichen Grasländern, und die Zahl der Quellen und Süßwasserbecken scheint sogar nach dem Innern hin zuzunehmen. Man sollte freilich meinen, daß einige Quadratmeilen Weideland, in solcher Abgeschiedenheit und durch Scrubgürtel und Steinebenen zerstückelt, kaum der Beachtung werth erscheinen könnten. Aber man muß die eigenthümlichen Verhältnisse Australiens in's Auge fassen. Bei der jährlichen Vermehrung der Bevölkerung um mehr als 100,000 Seelen und bei dem raschen Aufschwunge der Viehzucht, der fast einzigen Erwerbsquelle des Kolonisten, ist das Bedürfniß nach neuen Weideländern so bedeutend, wie kaum irgendwo sonst auf der Erde. Der Viehzüchter folgt hier darum dem Entdecker fast auf den Fuß. Schon eine Woche nach der Rückkehr

eines der letzten Reisenden aus den Gawlerbergen im Westen des Torrensbeckens waren Kaufpreise für die Hälfte der von ihm entdeckten Weideländereien (4500 engl. Q. M.) angeboten, und eine andere Expedition hatte das Land noch nicht verlassen, als die Viehzüchter mit ihren Heerden bereits eintrafen, es in Besitz zu nehmen. Tausende von Rindern und Schafen weiden bereits auf den für Wüste gehaltenen Flächen, und unter ihren Füßen verjüngen und verbessern sich die Fluren. So ist die Kultur selbst eingezogen in die schwer zugänglichen Gebiete im Westen des Torrenssee's, wo die Communikation mit der Küste außerordentliche Anstrengungen und Kosten erfordert, und es meist nur möglich ist, Trümmer der Heerden durch die wasserlosen Wüsten zu bringen, die sie von ihren bisherigen Weideflächen trennen. Selbst der Mangel an Quellen schreckt sie nicht mehr, seit neuere Forschungen gezeigt haben, daß günstige Bedingungen für die Anlegung artesischer Brunnen vorhanden sind.

An dieses interessante Seengebiet haben sich in neuerer Zeit manche Vermuthungen über die Entstehungsgeschichte des australischen Continents geknüpft. Die salzigen Bestandtheile des Bodens, die zahlreichen Salzwasserseen selbst, die strandähnlichen Flächen, die man im Westen des Torrensbeckens gefunden hat, endlich das Vorkommen von Fossilienlagern in diesen Gegenden und ihre Uebereinstimmung mit denen am untern Murray hat man als Gründe für die Vermuthung benutzt, daß der australische Continent einst einen Insel-Archipel gebildet habe, und daß die jetzigen ungeheuren Tiefebenen einst Meeresboden gewesen seien. Namentlich ist es der berühmte Reisende Sturt, der diese Ansicht aufgestellt und ausgebaut hat. Danach soll der Continent in seiner ganzen Masse eine Hebung zu seinem jetzigen Niveau erfahren haben, und da die nördlichen und nordöstlichen Theile desselben höher waren, als die südlichen und südwestlichen, so mußte dann das Wasser nach diesen letzteren ablaufen. Durch Hügel oder andere Hindernisse aber wurde die Wasserfluth in zwei Ströme getheilt, von denen der eine noch seine Spuren im Laufe des Darling und Murray hinterlassen hätte, während der andere sich mehr westlich über die steinige Wüste dem Spencergolf zuwandte. Der Weg, den diese Fluthen nahmen, würde jetzt noch durch die Wüstenstriche bezeichnet.

Wie voreilig auch diese Hypothese für den jetzigen Stand unsrer Beobachtungen sein mag, so läßt sich nicht leugnen, daß es nahe liegt, die seichten Salzseen des Torrensbeckens für Ueberreste eines ehemaligen Meeresarmes anzusprechen. Die Aehnlichkeit ihrer salzigen, von regel-

mäßigen Sanddünen gewellten und von Steingerölle bedeckten Ufergegenden mit dem Meeresstrand ist auffallend. Aber trotz der noch gegenwärtig beobachteten, nicht unbeträchtlichen Hebung einiger südlichen Küstenstriche Australiens kann jene große Umwälzung nur in längst vergangenen Zeiten stattgefunden haben. Gewiß würde auch der ehemalige Meeresboden sich hier, wie in anderen Gegenden der Erde, durch Einwirkung der Atmosphäre und Entwickelung einer Vegetation zu fruchtbarer Ackerkrume umgewandelt haben, wenn nur die klimatischen Verhältnisse günstiger, Regengüsse häufiger wären. Nach jedem Regenschauer bedeckt sich noch jetzt der Boden rasch mit Gras und verschiedenen Kräutern, aber der häufige und lange anhaltende Regenmangel verhindert das Emporwachsen einer kräftigeren Vegetation und eine nachhaltige Aenderung seines Charakters. Ja es scheint sogar, als ob die Vegetation in manchen Gegenden dieses innern Australiens in einer allmälig fortschreitenden Abnahme begriffen sei. So erzählt Eyre, daß er in dem Hügellande im Osten des Torrenssee's in vielen Wasserrinnen alle Gummibäume absterbend oder schon abgestorben gefunden habe, ohne daß junge Bäume nachgewachsen wären. Ebenso fand Gregory vor 2 Jahren viele Eucalypten abgestorben, die Sturt 13 Jahre vorher noch im frischesten Grün gesehen hatte. Die Feuchtigkeit, welche ihr Heranwachsen befördert hatte, existirte also nicht mehr, und nur die Wracks edler Bäume blieben zurück, um dem Reisenden anzuzeigen, welches einst der Charakter dieser jetzt wüsten Gegend gewesen sei. Jedenfalls genügt der gegenwärtige Wasserstand des Torrenssee's und die Höhe der bisher beobachteten Ueberschwemmungen nicht, um die breiten, meerstrandähnlichen Wüstenflächen in seiner Umgebung zu erklären. Es bleibt mindestens sehr unwahrscheinlich, daß sich noch jetzt zuweilen die seichten Salzlachen soweit anfüllen und ausbreiten sollten, um die ganze Ausdehnung des Beckens zu füllen. Die Annahme einer klimatischen Veränderung liegt darum wohl nahe; aber um darüber zu entscheiden, wird es noch mancher Beobachtung bedürfen.

So viel steht fest, daß das Torrensbecken die tiefste Einsenkung Südaustraliens bezeichnet, und daß es, wenn auch nicht, wie man eine Zeit lang meinte, unter dem Meeresspiegel, doch nur wenig, gewiß nicht über 100 Fuß über dem Meeresniveau erhaben liegt. Dieses eigenthümliche Relief des Innern macht es unwahrscheinlich, daß Binnenseen von einigem Umfang in Verbindung mit dem bekannten Wassernetz existiren sollten. Wenn die durchschnittliche Regenmenge im Innern groß genug wäre, um die Wirkung der Verdunstung an der Oberfläche

eines ausgedehnten Wasserbeckens wieder zu ersetzen, so würde der Torrenssee einen beständigen See bilden, nicht aber, wie jetzt, einen salzigen Sumpf, in dem mit Sicherheit nur die Existenz einiger seichten Salzwasserlagunen nachgewiesen ist. Sind aber die von einem so ungeheuren Areal zusammenströmenden Gewässer nicht ausreichend, die Verdunstung des Torrenssee's zu ersetzen, so ist noch geringere Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Gewässer in dem westlichen Theile des continentalen Innern einen See von einigem Umfang bilden, selbst wenn sich hier die ganz regelwidrige Erscheinung einer Bodeneinsenkung zeigen sollte, in welcher das Wasser sich ansammeln könnte, zumal da wir nach unsrer Kenntniß von dem Rande dieses Innern auf ein noch trockneres Klima und ein noch ungünstigeres Bodenrelief schließen müssen, als es der östliche Theil dieses Continents besitzt. Hier also im Westen werden wir die öde, wasserlose Wüste noch eine Zeit lang lassen müssen.

Fassen wir nun noch einmal unsere gewonnenen Anschauungen von der Naturbeschaffenheit des australischen Continents in seiner Gesammtheit zusammen, so ergibt sich, daß wir diesen Continent im Ganzen genommen eher ein Steppenland, als eine Wüste nennen können. Wüsten sind unfruchtbare Landstriche, die in Folge ihrer Wasserarmuth in solchem Grade aller Vegetation entblößt sind, daß sie gar nicht bewohnt werden können. Das gilt von Australien durchaus nicht. Im Gegentheil verbreitet sich die Bevölkerung und Kolonisirung mit Riesenschritten von den Seerändern weiter und weiter in das Innere. Weite Strecken, die früher gar nicht beachtet wurden, sind mit zahlreichen Heerden von Rindvieh und Schafen unternehmender Kolonisten belebt. Zu beiden Seiten des berüchtigten Torrenssee's sahen wir überall bereits die vorgeschobenen Posten der Kultur, und hoch im Flußgebiet des Murray, so recht in der Mitte der östlichen Hälfte des Continents, befinden sich ansässige Europäer mit ihren Heerden. Am Darlingfluß, dem nordwestlichen Hauptfluß des Murray, zahlt man jetzt schon für eine engl. Meile Weideland 150 Pfd. (1800 Fl.), und am Murray für dieselbe Strecke sogar 250 Pfd. (3000 Fl.). Die ganze Breite des Continents von Adelaide bis zum Carpentaria-Golf beträgt 1200 engl. (260 deutsche) Meilen, und bereits sind die Viehzüchter mit ihren Heerden von der Südküste aus 800 engl. (175 deutsche) Meilen ins Innere vorgedrungen und haben das Land gut gefunden. Fast alle die zahlreichen Expeditionen der letzten 3 Jahre sind durch die Nachrichten von Kolonisten angeregt, die mit ihrer Habe ins Innere gingen und günstig über die von ihnen aufgefundenen Ländereien berichteten. Und die

ganze Kolonisirung Australiens umfaßt noch kaum ein halbes Jahrhundert!

Aber noch mehr! Der englische Kapitän Cadell hat im Bereiche des Murray-Stromgebiets bereits 600 deutsche Meilen für die Binnenschifffahrt geeignet gefunden, und glaubt, daß sich im Ganzen über 900 bis 1000 d. Meilen für Dampfschifffahrt eignen. Der Rhein ist nur 120, die Elbe sogar nur 115, und selbst die Donau nur 340 d. Meilen weit schiffbar. Und dieser Murray ist derselbe Fluß, dessen Mündung bei der Küstenaufnahme im Anfang dieses Jahrhunderts gar nicht bemerkt wurde. Unter den australischen Bürgern und Kolonisten selbst ist heut zu Tage die Ansicht herrschend, daß sie nach und nach den ganzen Continent „von Meer zu Meer“ bewohnen und mit Ansiedlungen bedecken werden.

Allerdings darf man sich Australien nicht als ein ewig grünendes Land denken, wie England oder die Matten der Schweiz! Australien hat, wie die meisten Länder unseres Planeten, einen doppelten Charakter, der durch die Jahreszeiten, Sommer und Winter, trockne und nasse Jahreszeit, bedingt wird. Vor dem Regen bildet fast ganz Australien eine öde Landschaft, nach dem Regen ein schönes Grasland. Aber in mancher andern, werthvollen und dicht bevölkerten Gegend der Erde ist es nicht anders. Selbst in unserm Deutschland sehen weite Strecken im Sommer und noch mehr im Herbst oft nicht besser als eine Wüste aus, und daß auch das Wasser bei uns nicht immer im Ueberfluß vorhanden ist, haben uns die 3 letzten Jahre des verflossenen Jahrzehnts recht empfindlich gelehrt. Ich brauche zum Beweise mich gar nicht einmal auf mein Heimatland, die Sandbüchse des heiligen römischen Reichs, die Mark, zu berufen. Als Dr. Barth nach seiner Rückkehr aus dem Sudan im Herbst 1856 vom herzoglichen Park in Gotha aus seine Blicke über die weite, gesegnete Ebene gegen den Thüringer Wald hinschweifen ließ, rief er unwillkürlich aus: „Das sieht ja grade aus wie die Wüste bei Kuka!“

Endlich aber, wäre selbst Australien in Bezug auf Bodenkultur — was es nicht ist — eine trostlose Wüste; seiner unermeßlichen mineralischen Schätze wegen würde es doch bewohnt werden. Man denke an die Mineralgegenden von Mexico, Peru und Bolivia, vom Ural und Altai! Man denke endlich an Arabien, das keine solche Goldquellen, keine solche Kupfer-, Zinn- und Bleigruben, das durchschnittlich nicht einmal ein so schönes und fruchtbares Küstenland wie Australien, und

nichts wie seine paradiesischen Oasen im Innern hat! Arabien mit einem Flächenraum von 48,000 □Meilen ernährt mindestens 5, nach andern Angaben 12 Millionen Menschen, und Australiens Areal beträgt 140,000 □Meilen!

Drittes Kapitel.

Die australischen Forschungsreisen.

Die Geschichte der Unternehmungen, denen wir die Aufschlüsse über die Naturverhältnisse des australischen Continents verdanken, zeigt uns dasselbe Bild rastloser Kämpfe mit den Schrecknissen der Natur, mit der Rohheit und räuberischen Gier der Bewohner, dasselbe Bild des Leidens und Sterbens in entsetzlicher Einöde, nur selten erhellt von dem Freudestrahl eines errungenen Triumphes, dasselbe düstre und doch erhebende Bild mit einem Worte, wie es die Geschichte der afrikanischen Forschungen darbot. Dennoch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der Geschichte und dem Charakter der afrikanischen und der australischen Forschungen. Wie mühe- und gefahrvoll auch die Reisen in afrikanischer Wildniß sein mögen, sie haben doch das vor den australischen Reisen voraus, daß sie immer zu Kulturvölkern führen, die, wie räuberisch und gewaltthätig auch ihr Charakter, doch Aecker oder Heerden besitzen, von denen man durch Tauschhandel die nothdürftigsten Mittel zum Weiterkommen, Lebensmittel, Lastthiere, Wegweiser erhalten kann. Der australische Reisende kommt nur zu besitz- und kulturlosen Wilden, die gleich den Thieren des Waldes ihn bald freundlich anstaunen, bald hinterlistig überfallen. Mit allen seinen Bedürfnissen ist er auf sich selbst und die öde Natur angewiesen. Seine Lebensmittel muß er mit sich führen, am besten in Gestalt lebenden Fleisches. Als weidender Hirt muß er die Länder durchziehen, die er erforschen will. Wehe ihm, wenn im Laufe der Monate, der Jahre, die seine Reise erfordert, der Wüstenboden seiner Heerde die Nahrung, das Wasser versagt, wenn Mangel oder Krankheit oder Anstrengung die Thiere hinrafft; ein entsetzlicher Untergang ist sein sicheres Loos.

Aber noch in einer andern Beziehung gestaltet sich der Charakter der australischen Forscherreisen völlig abweichend. Was in Afrika neben dem wissenschaftlichen Forschereifer, jenem abenteuerlichen Drange, dem es genügt, nur den Schleier zu lüften, der eine unbekannte Wildniß deckt, ohne daß ihn zugleich auch gelüstet, in Besitz zu nehmen und zu genießen, was er für das geistige Auge erobert, was neben diesem edeln Drange dort so unablässig die Helden tief in das Innere des colossalen Continents in Gefahr und Tod trieb, das war das Bewußtsein jener schönen Pflicht der Humanität, die fernen Völker zur Civilisation zu erwecken und zu sittlicher Freiheit zu erziehen, sei es durch die Segnungen des Christenthums oder durch die Heilung von jener entsetzlichen Krankheit des Sklavenhandels. Der Mensch Australiens hat selten ein tieferes Interesse erregt. Statt der eindringenden Kultur entgegen zu kommen, stirbt er unter ihren Einflüssen dahin. Nicht dem Menschen, sondern dem Boden Australiens gilt daher der erobernde Zug der Forschung, und neben dem Drange der Wissenschaft ist es hier vorzugsweise das Verlangen des Kolonisten nach Weideländern für seine Heerden gewesen, das die Schritte der Entdecker und Forscher geleitet hat.

Gleich die ersten eigentlichen Entdeckungen im Innern Australiens sehen wir unter dem Einfluß jenes allerdings sehr berechtigten Verlangens erfolgen. Neue Weideländer aufzusuchen, überschritten Evans und Oxley in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die Küstengebirge von Neusüdwales und trafen hier die schönen Quellflüsse des Murray, deren westliche Richtung bekanntlich zu der Annahme eines weit ausgebreiteten Landsee's im Innern Australiens führte. Der Botaniker Cunningham und kurz darauf Capitän Sturt und Hume waren es, die das eben erschlossene Land weiter bis zu dem wasserreichen, damals aber völlig ausgetrockneten Darling und den jetzt unter dem Namen der Darling-Downs bekannten, so reichen basaltischen Weideländereien durchstreiften. Vollendet wurde die Erforschung des Murraygebietes erst durch Sturt, welcher die breite Mündung des Flusses im J. 1830 entdeckte und dadurch die Veranlassung zur Kolonisation Südaustraliens gab.

Alle Unternehmungen der nächsten Zeit beschränkten sich auf die Erforschung der Küstenlandschaften, namentlich jenes schönen Winkels im Südosten des Continents, dessen Kern die australischen Alpen bilden. Am westlichen Fuße dieses Gebirges hin hatten bereits in den Zwanziger Jahren Hume und Howell die erste kleine Ueberlandreise von

Neusüdwales nach Port-Phillip ausgeführt. Die Forschungsreisen Sir Thomas Mitchell's durch das glückliche Australien, die heutige Colonie Victoria, in den J. 1831 — 36 gaben den Anstoß zu einer Reihe der schönsten und bedeutungsvollsten Entdeckungen. Der Schotte M. Farlane entdeckte das Omeoland, ein smaragdgrünes, durch Schönheit und Großartigkeit der Landschaft an die schottischen Hochlande erinnerndes Tafelland im Osten der Colonie Victoria. Ein anderer Schotte, M. Millan, drang in das weidereiche Gippsland an den Südabhängen der australischen Alpen ein. Graf Strzelecki vollendete endlich im J. 1840 die wissenschaftliche Erforschung dieses stolzesten der australischen Gebirge. Im Westen war der kühne Lieutenant Grey, jetzt Gouverneur von Südafrika, im Norden Kapitän Stockes beschäftigt, die Küsten und die Flußmündungen zu untersuchen. Wie gefahrvoll selbst diese Unternehmungen oft waren, zeigt das Schicksal Grey's. Seine Boote scheiterten, und er mußte mit seinen Gefährten die Rückkehr bis zum Schwanenfluß durch eine Wüstenstrecke von mehr als 70 deutschen Meilen unter unsäglichen Beschwerden zu Fuß und ohne Lastthier irgend welcher Art bewerkstelligen. Fast überall zeigten die Eingebornen sich feindselig; Grey selbst wurde gleich Anfangs durch einen Wurfspieß schwer verwundet; sein vortrefflicher Begleiter erlag dem Hungertode.

Das erste größere Unternehmen in das Innere wurde durch Eyre, den jetzigen Gouverneur von St. Vincent, im J. 1840 ausgeführt. Es galt der Erforschung jener geheimnißvollen Gebiete im Norden der südaustralischen Kolonien, in welchen derselbe Reisende bereits im Jahre vorher den Torrenssee entdeckt hatte. Der Muth und die Ausdauer dieses Mannes sind bewunderungswerth, und die Schilderung seiner Leiden und Täuschungen hat nicht mit Unrecht allgemeines Mitgefühl gefunden. Manchmal durchstrich er weite, unwirthliche Landstrecken in alleiniger Begleitung eines eingebornen Knaben, hundert und mehr Meilen seinen Reisegefährten vorauseilend; manchmal entrann er in den dürren oder mit dornigem Scrub bedeckten Einöden nur wie durch ein Wunder dem Verderben. Mehr wie einmal waren Strecken von mehr als hundert Meilen unbekannten Landes zu durchreisen, in denen nicht eine Spur von Trinkwasser gefunden wurde, trotzdem die Jahreszeit die günstigste war. Der unabsehbare Salzmorast des Torrenssee's setzte endlich seinem Vordringen in das Innere eine unübersteigbare Schranke entgegen. Das Wasser der Flüsse ward salzig in den Ebenen, während die Gluth einer fast tropischen Sonne und die Trockenheit der Atmosphäre

in den fast baumlosen Bergen das Wasser der Regenschauer mit unglaublicher Schnelligkeit auftrockneten. Selbst die wenigen Quellen, die er fand, waren salzig.

Unerschüttert durch endlose Schwierigkeiten und namenlose Beschwerden, gab Eyre dennoch seinen großen Plan nicht auf, die große südliche Bucht des Spencergolfs zu umwandern. Seine Ueberlandreise vom Torrenssee bis zum Port Lincoln im Westen des Golfs ist eine denkwürdige Reihe von Leiden. Oft hatte er meilenweit dichte Gestrüppe zu durchbrechen, oft durchwühlte er vergeblich den Sand nach einem Tropfen Trinkwasser. Die furchtbarste Strecke war der letzte Theil des Weges vom Ostende der Bucht. Es war ein rauhes Kalksteinplateau, ohne Baum, ohne Strauch, auf dem es nur einmal auf einer Strecke von 300 Meilen ihm möglich war, durch Graben Trinkwasser zu erlangen. 24 Tage rang er vergeblich, die Küste in der Mitte der Biegung zu erreichen; schon hatte er sich ihr auf 12 Meilen genähert, da wurde er, seine sterbenden Pferde zurücklassend, zur Umkehr gezwungen. Sein einziger weißer Begleiter wurde ermordet.

Das ist nun das Urbild jener großartigen, leidenvollen, aber auch von glänzenden Erfolgen gekrönten Unternehmungen, die mit dem Jahre 1844 ihren Anfang nahmen und noch heute mit ungeschwächter, ja gesteigerter Kraft fortgeführt werden. Es eröffnet sich uns das Schauspiel einer Entdeckungs- und Forschungsthätigkeit, die wir nur jener gleichstellen können, die fast gleichzeitig in der fernen arktischen Polarwelt und unter der Gluthsonne Afrika's entfaltet wurde. In der Geschichte dieser entsetzlichen Kämpfe menschlicher Willenskraft mit den Schrecken der Wildniß aber sind es zwei Heldennamen, die vor Allen glänzend hervorleuchten, das sind die Namen Sturt's und unsres Landmanns Ludwig Leichhardt.

In dem Charakter des Deutschen gibt es einen Zug, der nur erklärlich ist aus seiner Geschichte, wie er diese wieder erklärt, und der ihm manches Leid und manchen Vorwurf bereitet — Mangel an Selbstvertrauen und Stolz. Nicht Undank, sondern nur dieses Mißtrauen in eigne Kraft und eignes Verdienst ist es, was den Deutschen so oft verleitet, seinen großen Männern die Anerkennung zu versagen, mit der die Fremde gegen die ihrigen oft fast verschwenderisch ist. Und doch ist grade der Held der Wissenschaft ein Antäus, der seine Kraft aus dem mütterlichen Boden schöpft. Die schönsten und folgereichsten Entdeckungen und Erfindungen gingen von Deutschen aus; aber in das Exil mußten sie wandern, um Anerkennung zu finden, der Stempel

der Fremde erst schaffte ihnen Heimatsrecht. Und ist es denn anders auf dem Gebiete geographischer Forschungen? Ruhmreiche Namen deutschen Klanges sind in den Annalen der Erdforschungsgeschichte verzeichnet. Aber in fremdem Dienste mußten die deutschen Männer ihre dornenvollen Lorbeeren pflücken, für fremde Arme und fremde Beutel mußten sie ferne Länder erobern, ferne Völker der Kultur und dem Handel erschließen. England weiß seine Helden zu ehren, bis in seine untersten Schichten kennt das englische Volk seine Parry, seine Franklin und Roß, seine M'Clure und M'Clintock; bis in die spätesten Tage seiner Zukunft wird es sie nicht vergessen. Deutschland hat Namen, die es getrost den britischen Helden zur Seite setzen kann; es vergißt sie nicht — o nein! es kennt sie gar nicht! Wer kennt denn einen Ludwig Leichhardt, den kühnen australischen Forscher, der, mit den dürftigsten Hülfsmitteln ausgestattet, fast 700 deutsche Meilen völlig unbekannter Länder von einem Ocean zum andern durchzog, der zuerst das Innere dieses merkwürdigen Continents den erstaunten Blicken der Wissenschaft erschloß und allen ferneren Forschungen erst Bahn brach! Sein Unternehmen ist als einer der glänzendsten Triumphe menschlicher Willenskraft und wissenschaftlichen Thatendranges in den Annalen der Erdbeschreibung verzeichnet; England hat es gefeiert; Deutschland kennt es nicht!

Ludwig Leichhardt ist als der Sohn eines kleinen Beamten zu Trebatsch in der preußischen Niederlausitz am 23. October 1813 geboren. Schwächlich von Natur, wußte er schon früh, wie von einer Ahnung künftiger schwerer Tage geleitet, seinen Körper zu stählen, seinem Geiste Spannkraft zu leihen. Die Unterstützung eines Freundes, des Engländers Richardson, gab ihm die Mittel, sein den Sprachen gewidmetes Studium mit dem der Naturwissenschaften zu vertauschen. Im J. 1841 verließ er Europa, um in Australien seine Forscherlaufbahn zu beginnen. Zwei Jahre lang durchschweifte er hier die Gegenden von Neusüdwales und gewöhnte sich an das Leben in der Wildniß, übte seinen Blick für die australische Natur. Da ward von den Kolonisten der Plan einer Expedition durch das Innere bis nach Port Essington an der Nordküste des Continents angeregt, und obwohl Sir Thomas Mitchell von der Regierung mit der Ausführung dieses Planes beauftragt war, und Leichhardt sich ihm anfangs hatte anschließen wollen, so sehen wir ihn plötzlich aus unbekannten Gründen entschlossen, auf eigne Hand das kühne Wagniß zu unternehmen. Mitchell trat, durch die umständliche Ausrüstung und mancherlei Rück-

sichten aufgehalten, erst über ein Jahr nach Leichhardt seine Reise an, vermochte aber seine Aufgabe nicht zu lösen. Leichhardt's Ausrüstung kostete wenig Zeit. Ein paar astronomische Instrumente, eine Karte, einige Hundert Pfund Mehl, etwas Zucker, Thee und Gelatine, einige Decken und Schuhe bildeten mit dem nöthigen Schießbedarf das ganze Gepäck der Reisegesellschaft, und 16 Ochsen und 15 Pferde tru-



Ludwig Leichhardt.

gen die Reisenden und ihr Gepäck. 5 Personen hatten sich im Ganzen an Leichhardt angeschlossen; ein Krongefangner, ein amerikanischer Neger und 2 Eingeborne wurden als Diener mitgenommen. Einer der englischen Begleiter und der Neger verließen indeß schon anfangs, durch Anstrengungen und Krankheit erschöpft, die Expedition.

Am 30. September 1844 betraten die muthvollen Männer bei Jimba, dem äußersten Kulturposten der Darling=Dünen im Westen der Küstengebirge, erwartungsvoll die Einöden des Continents. Eine Strecke von 6 — 700 deutschen Meilen lag zwischen diesem Ausgangspunkt und dem Zielpunkt ihrer Reise; in 6 — 7 Monaten hofften sie dieses Ziel zu erreichen, und auf längere Zeit waren die mitgenommenen Lebensmittel nicht berechnet. Aber nur zu schmerzlich sollten die Reisenden inne werden, wie sehr sie sich in Bezug auf die Dauer der Reise verrechnet hatten. Nicht 6 — 7, sondern 14½ Monate sollten sie in der Wildniß verleben. Sieben Monate waren sie ohne Mehl, viel länger ohne Zucker, mehrere Monate ohne Salz, endlich ohne Thee. An der Luft getrocknetes Rindfleisch war zuletzt die einzige Nahrung, welche sie in den Stand setzte, ihre Reise zu vollenden. Die Reisenden haben gezeigt, wie die Noth selbst den Geschmack umwandeln kann. Sie zogen es zuletzt vor, das trockne Fleisch roh, ohne alle Zubereitung, selbst ohne Salz zu genießen, und wenn das Thier nur etwas fett gewesen war, so fanden sie es sogar höchst schmackhaft. Gebraten dörrte es zu sehr aus, gekocht wurde es, besonders wenn es sehr mager war, — und die abgetriebenen Thiere konnten ja kaum andres liefern — zähe und unschmackhaft. Die Fasern setzten sich zwischen die Zähne, lockerten sie und machten die Gaumen schmerzhaft. Zu frischem Fleisch gelangten sie nur selten; die Ostküste lieferte wenig Wild, und den Reisenden fehlte es auch an Jagdgeschicklichkeit. Von großem Nutzen erwies sich ihnen darum ein mitgenommener Windhund, der eine wunderbare Geschicklichkeit im Fangen von Straußen und Emu's (Kasuaren) entwickelte.

Wahrhaft rührend ist darum der Schmerz, den Leichhardt in seinem Tagebuch über den Tod dieses Thieres ausspricht. In einer der wildesten und wasserärmsten Gegenden des nördlichen Küstenlandes war der arme Hund hinter der Gesellschaft zurückgeblieben. Als man ihn am Abend vermißte, war man zwar sofort zurückgegangen, ihn zu suchen, und hatte ihn auch endlich noch lebend in den tiefen Spuren des Viehs, die er wahrscheinlich, um ein schattiges Plätzchen zu bekommen, aufgesucht hatte, ausgestreckt gefunden. Aber alle Versuche, ihn zu retten, waren vergeblich; er starb nach wenigen Stunden. „Da wir die Thiere liebten, schreibt Leichhardt, die mit uns die Freuden des Lebens theilten und die treuen Gefährten unsrer Mußestunden waren, so wurde unsre Zuneigung zu ihnen um so stärker, wenn sie nicht allein unsre Entbehrungen mit uns erduldeten, sondern dazu beitrugen, sie zu

erleichtern. Die kleine Welt der thierischen Wesen, welche uns umgab, war stets vor unsern Augen, jedes von ihnen der Gegenstand unsrer fortwährenden Aufmerksamkeit. Wir waren mit jedem einzelnen so vertraut, daß der geringste Wechsel im Gange oder in ihrem Aussehen augenblicklich bemerkt, ihr Gesundheitszustand danach ängstlich beobachtet wurde. Jeder Ochs, jedes Pferd hatte seine besonderen Eigenthümlichkeiten, seine genau bezeichnete Individualität, welche häufig den Gegenstand unsrer Unterhaltung bildete. Man kann sich deshalb meine Betrübniß vorstellen, als unser armer Hund starb, auf den wir fast allein unsre Hoffnung bauten, das Ziel unsrer Reise zu erreichen. Brown, einer der eingebornen Begleiter, war jetzt entweder durch Zufall oder unter dem Einfluß unbewußter melancholischer Gefühle in die Gewohnheit verfallen, fast ununterbrochen den militärischen Todtenmarsch zu pfeifen oder zu singen, was auf mich einen eigenthümlich beklemmenden Eindruck hervorbrachte, so daß ich häufig gezwungen war, ihn zu bitten, etwas Andres zu singen."

Unter die entsetzlichsten Schwierigkeiten dieser Reise gehörte die, Wasser zu finden. Namentlich zeigte sich die Ostküste überaus dürr; nur in tiefen Löchern der ausgetrockneten Flußbetten durfte man hoffen, etwas schlammiges Wasser zu finden. Oft half nur ein Gewitter, das die Löcher mit Wasser füllte, über die öde, dürre Wildniß hinweg. Oft stand man, im Anblick der schönen Wasserfluthen schwelgend, an dem Ufer eines Flusses; aber das Wasser, das man an die Lippen brachte, war salzig, ungenießbar. Stundenlang zog man dann an diesen Salzwasserflüssen hin, eine Furth suchend, denn sie waren oft tief und breit. Die Dornen der Acaziendickichte und stechende, drahtförmige Gräser zerrissen Kleider und Schuhe; die Haut sprang von der glühenden Hitze auf und bedeckte sich mit eiternden Geschwüren. Harter Felsboden und scharfe Kiesel verwundeten die Füße der Thiere. Die Weiden wurden immer kümmerlicher, das Vieh magerte ab und drohte der Expedition die Kräfte zur Weiterreise zu entziehen. Ein Ochse nach dem andern legte sich entkräftet nieder, man mußte ihn zurücklassen und am nächsten Tage langsam zu dem inzwischen entdeckten Süßwasser nachholen, aber nur um das ermattete Thier zu schlachten, da es sonst die alte Kraft kaum nach Monatsfrist wieder gewonnen haben würde. Die Eingebornen, denen man begegnete, zeigten sich oft feindlich, und einmal wurde die Gesellschaft von ihnen mitten in der Nacht überfallen, einer der Reisenden durch einen Lanzenstich in die Brust getödtet, die übrigen zum Theil schwer und schmerzhaft von Keulenschlägen und

Speeren verwundet, die mit Wiederhaken versehen waren und aus den Wunden herausgeschnitten werden mußten.

Gewöhnlich schweifte Leichhardt, allein oder nur von seinem eingebornen Diener begleitet, fernab von der Gesellschaft durch die Wildniß, bald um nach Süßwasser auszuspähen, an welchem man am folgenden Tage sein Lager aufschlagen konnte, bald seinen wissenschaftlichen Forschungen in der fremden Natur nachgehend. Einmal verirrte er sich bei dieser Gelegenheit mitten in einem wilden, dornigen Gebüsch, das ihm jede Umschau verwehrte. Sein schwarzer Gefährte verlor den Muth und verzagte an jeder Rettung. Etwas Thee, einige Wurzeln und zwei Tauben, welche der Diener geschossen, waren ihre einzige Nahrung. Die Knochen und Füße der Tauben wurden zuletzt verzehrt, um den quälenden Hunger zu stillen, eine Eidechse mit knorrigen Schuppen, die in ihre Hände fiel, wurde gebraten und gierig verschlungen. Unter strömendem Gewitterregen lagerten sie Nachts auf rauhem Boden. Es waren 3 entsetzliche Tage, die sie verlebten, ehe das Glück sie zu ihren Gefährten zurückführte.

Ueberhaupt schildert der Reisende den Zustand, in dem er sich auf solchen Ausflügen befand, als den fortwährender gewaltiger Aufregung. Bald war es die Hoffnung, die seinen Augen täuschende Bilder vorspiegelte, wenn er auf ein in blauer Ferne schimmerndes Gebirge zuritt oder den günstig scheinenden Windungen eines Flusses folgte, bald war es die Verzweiflung, die ihn mit der Empfindung entsetzlichen Ungemachs erfüllte, wenn er sich dem Fuße von Bergen näherte, ohne Wasser zu entdecken, das die Kraft zur Weiterreise verleihen sollte, oder wenn der Fluß eine ungünstige Richtung annahm und von seinem erwarteten Laufe abwich. Der Abend naht; die Sonne ist unter den Horizont gesunken; aber noch strengt der Wandrer das Auge an, um durch die Dämmerung die dunkelgrüne Umgebung eines Baches zu erspähen, oder versucht, dem pfeilähnlichen Fluge einer Taube zu folgen, deren Flügelschlag plötzlich mit Hoffnung erfüllt, um sogleich in neue, noch größere Betrübniß zurückzuwerfen. Gesunkenen Muthes läßt er den Kopf auf die armseligen Vorräthe sinken, während das Pferd, durch den übermäßigen Durst unwillig gemacht, an der Seite stampft und versucht, das trockne Gras zu verzehren. So in wechselnden Zuständen der frohesten Hoffnung und des tiefsten Elends, durstig, lebensüberdrüssig, im Begriff, vor Müdigkeit aus dem Sattel zu sinken, reitet er weiter. Das Pferd, müder noch als sein Reiter, stolpert über jeden Stein, läuft kraftlos gegen jeden Baum. Da wird plötzlich der Ruf

eines Wasserhuhns, der Schrei eines Cacadu, das Quaken eines Frosches gehört; und die Hoffnung in all ihrer Lebendigkeit kehrt zurück. Wasser ist in der Nähe. Die Sporen werden dem durstigen Thiere in die Seiten gedrückt, das bereits das Vorgefühl seines Reiters theilt und einen lebhafteren Schritt annimmt, — eine Lagune, ein Bach oder gar ein Fluß liegt vor ihm. In einem Augenblick ist das Pferd abgeladen, gekoppelt, gewaschen. Bald ist ein Feuer angezündet, der Theetopf darübergesetzt, das Fleisch zubereitet, — und das Wonnegefühl des armen Wandrers ist ohne Grenzen!

Nun kommt die Nacht mit ihren Träumen. Es ist ein ergreifendes psychologisches Gemälde, das Leichhardt von diesem Traumleben entwirft. Während des ersten Abschnitts seiner Reise bewegten sich seine Traumbilder immer nur um Begebenheiten jüngst vergangener Tage, um Personen, mit denen er kurz vor Antritt seiner Reise zusammengelebt hatte. Je weiter er vorschritt, in desto frühere Zeiten kehrte sein träumender Geist zurück. Zuerst waren es Scenen aus seinem früheren Reiseleben, dann Erinnerungen aus seiner Jugend, an seine Eltern und Verwandten, endlich die Tage der Kindheit, die ihm vorschwebten; aber immer fühlte er sich ihnen gegenüber mit der ganzen Energie des Mannes und besprach sich mit diesen Traumgestalten über den Fortgang der Reise, über den Lauf der gefundenen Flüsse, über die Bedeutung der gemachten Entdeckungen. In dem letzten Abschnitt seiner Reise hatte er gleichsam den ganzen Lauf seines Lebens nochmals durchlebt, und er fand sich jetzt in seinen Träumen fast unausgesetzt in Sydney, wo er seine Mittel erwog, und sich einbildete, daß, obgleich er das Lager verlassen, er jetzt mit neuen Hilfsmitteln dahin zurückkehren müsse, um seine Reise zu Ende zu führen. Seltsamer Weise waren es nur seine Träume, die in der Vergangenheit lebten; seine Gefährten ohne Ausnahme empfanden im Voraus das Ende der Reise, träumten vom Meer und von Schiffen und von den Genüssen des civilisirten Lebens. Leichhardt allein fand beim Erwachen sich und seine Interessen, wo er sie in seinen Träumen gelassen. Und ganz natürlich! Ihn, der die ganze schwere Verantwortlichkeit für die Erfolge der Reise, für das Geschick seiner Gefährten trug, dessen Gedanken im Wachen nur auf die Gegenwart gerichtet waren, wie konnte der Traum ihn einer Welt entführen, die sein ganzes Wesen umfaßte!

Nicht immer waren es traurige Einöden oder dürre Grasflächen oder von Gestrüpp bewachsene Felsenwüsten, welche die Reisenden durch-

zogen; manches herrliche parkähnliche Waldland schob sich gürtelförmig zwischen die Ebenen, und namentlich das tropische Australien entfaltete eine wunderbare Fülle stattlicher, dichtschattiger Bäume, Palmen und Feigenbäume, Eukalypten und Zamien, palmenartiger Pandangs und zahlreicher Myrthengewächse, die mit ihren nervenkräftigenden Düften die Luft erfüllten. Einer der wichtigsten Erfolge der Expedition war ja eben der Nachweis von dem Vorhandensein zahlreicher, wenn auch periodisch austrocknender Flüsse im Norden Australiens, von der Fruchtbarkeit des Tafellandes von Arnhemsland, von der trockenen, aber darum gesunden Natur des Tropenklima's der Nordküste.

Am 17. December 1845 langte die Gesellschaft in der Niederlassung Victoria am Port-Essington im Westen des Carpentariagolfs an. Nur einen Ochsen und 8 Pferde hatte man übrig behalten; eine bedeutende Pflanzen- und zoologische Sammlung hatte man thränenden Auges den Flammen opfern müssen; aber die Reisenden selbst waren, wenn auch im Zustande äußerster Erschöpfung und von Kleidern fast entblößt, gerettet. Am 29. März 1846 waren sie wieder in Sydney, wo man Leichhardt längst zu den Todten gezählt hatte. Der Enthusiasmus, mit dem man den Reisenden empfing, war unbeschreiblich; und nicht die Kolonie allein, auch die englische Regierung, die geographische Gesellschaft von London und die geographische Gesellschaft von Frankreich überhäuften ihn mit Ehrengeschenken und Ehrenbezeugungen. Nur das eigne Vaterland hatte kein Wort der Anerkennung für den kühnen Mann, der den deutschen Namen unter den Gegenfüßlern zu Ehren brachte; es kannte ihn nicht!

Zwei volle Monate gebrauchte Leichhardt in Sydney, um sich von seinen Anstrengungen zu erholen und die frühere Spannkraft des Geistes wieder zu gewinnen. Dann aber erwachte das Verlangen, das Innere des Festlandes zu erkunden, mit neuer Kraft. Dazu kam eine Verletzung seines Ehrgefühls durch den übermüthigen Vorwurf unberechtigter Tadler, daß er sich zu sehr an die Küste gehalten habe. Den Ausschlag aber gab der glänzende Triumph eines Andern, die Besiegung der furchtbaren Centralwüste durch Kapitän Sturt. Das ist der zweite der Heldennamen, die wir oben anführten, und ein Blick auf das Unternehmen, das fast gleichzeitig mit der ersten Leichhardt'schen Reise in den Jahren 1844 — 46 ausgeführt wurde, wird uns den Schauplatz veranschaulichen, den Leichhardt für seine ferneren Thaten wählte.

Von Adelaide aus war der kühne Held im Herbst 1844 aufgebrochen, um quer durch den Continent zur Nordküste vorzudringen. Gleich anfangs wurde er Monate lang an einer Wassergrube aufgehalten, da rings umher in weiter Entfernung alle Gewässer ausgetrocknet waren. Es war eine der ödesten, je von Menschen betretenen Gegenden, rings waltete die Stille des Todes. Endlich durch Regenschauer aus seiner Gefangenschaft erlöst, wandte er sich im August 1845 nordwestwärts. Aber neue, endlose Wüsten nahmen ihn auf, in denen trügerische Luftspiegelungen ihm niedrige Hügel als riesige Berge erscheinen ließen, und die entsetzliche Trockenheit der Luft einen unerträglichen Wechsel frostig-kalter Nächte mit glühender Tageshitze, die oft 54° R. erreichte, herbeiführte. 300 englische Meilen weit durchschweifte er die Ebenen im Norden des Torrenssee's, aber immer wieder schlossen sich in unabsehbarer Folge, gleich den Wogen des Oceans, Sandhügel an einander, hin und wieder von Thonebenen, Gestrüppen oder Salzseen unterbrochen, aber von keinen Bächen durchrieselt. Gebrochen an Körper und Geist, ward er endlich zur Umkehr gezwungen. Aber noch einmal raffte er seinen Muth zusammen, die von Adelaider Damen gestickte britische Flagge im Mittelpunkt des Continents aufzupflanzen. Weiter östlich sich wendend, hoffte er glücklicher zu sein. Eine wasserreiche, von mächtigen Cajeputbäumen beschattete Oase am Cooper-Creek mitten in der Wüste belebte seine Hoffnungen. Aber die trostlose Einöde kehrte wieder mit ihren steinigen Ebenen, ihrem Dorngestrüpp, ihren Sandwogen; hoffnungslos suchte das Auge nach einem belebenden Punkte in dem offnen Wüstenmeer. Wieder trat er seinen Rückzug an, den denkwürdigsten vielleicht in der Geschichte der Entdeckungen. Nachts beim Schein der Laterne folgte er seiner Spur heimwärts. Ein einziger auf dem Hinwege gegrabener Brunnen rettete die Pferde vor der Vernichtung, die Reisenden selbst vor dem entsetzlichsten Tode. Getäuscht in seinen Hoffnungen, entkräftet durch Skorbut, scheinbar abgeschnitten durch eine alles versengende Dürre vom rettenden Darling, verlor er keinen Augenblick seine Geistesgegenwart. Es ist kaum begreiflich, wie es Menschen und Thieren möglich war, diese furchtbare Strecke von 270 engl. Meilen (60 d. Meilen) in einer Sonnengluth von 44° R. im Schatten und 57° R. in der Sonne zu durchreisen. Die tägliche Wasserverdunstung betrug nicht weniger als 1 Zoll. 118 Meilen waren völlig wasserlos, und das Wasser mußte in Rinderhäuten mitgeführt werden. Und doch wurde diese Strecke in 2 Tagen und 3 Nächten zurückgelegt.

Das waren also die Landschaften, welche Leichhardt's unternehmenden Sinn lockten. Von der Ostküste zur Westküste, mitten durch Sturt's entsetzliche Wüsten den ganzen Continent der Länge nach zu durchwandern, das war sein wunderbar kühner Plan. Vor drittehalb Jahren glaubte er selbst nicht die Kolonien am Swanriver erreichen zu können. Im December 1846 brach er abermals von den Darling-Dünen auf, von 2 Eingebornen und 6 Europäern, darunter einem Deutschen, einem Gerbergesellen Namens Böcking, begleitet, Alle entschlossen, 3 Jahre lang nur von getrocknetem Rindfleisch und etwas Thee zu leben.

Der Charakter dieser abenteuerlichen Reise war ein wesentlich anderer als der früheren, obgleich man im Ganzen denselben Weg, wie damals, einschlug. Leichhardt selbst war, wenn man dem Berichte des Botanikers Daniel Bunce, der sein Tagebuch darüber später veröffentlichte, ganz trauen darf, ein völlig andrer geworden, reizbar, eigensinnig und selbst unklug in seinen Anordnungen. Um das Rindfleisch zu schonen und zugleich die Last der Thiere zu erleichtern, wurden die Reisenden anfangs hauptsächlich auf Mehlspeisen und wenig nahrhaftes Ziegenfleisch angewiesen. Ermattet und erschlafft, vermochten sie den Einflüssen der tropischen Witterung, die sich in ungewöhnlichen Wechseln glühender, oft 34° R. erreichender Hitze und erkältender, wolkenbruchähnlicher Gewitterregen geltend machten, nicht zu widerstehen. Dazu kamen die giftigen Ausdünstungen der überschwemmten, mit faulenden Substanzen aller Art erfüllten Moräste, die auch das Trinkwasser verpesteten. Fieberkrank bis auf den letzten Mann, ohne hinreichende Arzneimittel, nicht einmal durch regendichte Zelte gegen das Unwetter geschützt, lagen die Reisenden, zum Tode ermattet, oft auf feuchtem Boden und unter feuchten Decken. Bösartige Fliegen und Mosquito's, bissige Ameisen und mit furchtbaren Stacheln bewehrte Hornissen bedeckten die Armen mit bösartigen Wunden und verunreinigten ihre Speisen oft bis zur Ungenießbarkeit. Kaum einer unter den 9 Männern war oft noch im Stande, sich eine Minute lang auf den Füßen zu halten. Sie taumelten gleich Betrunkenen. Unter solchen Leiden hatte man endlich über Scrubebenen, über schroffe Hügel und Thäler, durch Flüsse und Moräste, in denen man oft meilenweit neben den Pferden her waten, in denen man oft Nachts auf ein Paar abgebrochnen Dornzweigen lagern mußte, ein Gebirge erreicht, dasselbe Pik-Gebirge, von welchem aus man sich vor 2 Jahren nordwärts gewandt hatte, und von welchem man jetzt die Wanderung durch das unbekannte

Innere westwärts beginnen sollte. Hier, auf den gesunderen Höhen sollten die Kranken genesen. Da brachte ein neuer Unfall die Entscheidung. Sämmtliches Schlachtvieh und selbst ein Theil der Lastochsen war entlaufen und hatte unaufhaltsam den Weg zur Heimat eingeschlagen. So trat man tiefgebeugt die unerbittlich gebotene Rückkehr an.

Kaum 6 Monate waren verflossen seit dem niederschlagenden Ende dieser Expedition, und wieder sehen wir — es war im December 1847 — den ungebeugten Mann in die Wildniß aufbrechen. Wieder hatten sich 6 kühne Männer bereit gefunden, ihn zu begleiten, unter ihnen ein naher Verwandter Leichhardt's, der Schiffskapitän Classen aus Hamburg. Das Ziel war noch immer der ferne Schwanenfluß, auch der Weg war der ursprüngliche. Vielleicht bestimmte ihn dies Mal dazu noch vollends die Schilderung, welche Mitchell, der ein Jahr vorher diesen Weg gezogen war, von dem romantischen Bergland der Fizroy-Downs, dem Quellland zahlloser Bäche und Flüsse, die dem Darling, Burdekin und Torrenssee zufließen, entworfen hatte. Auch Leichhardt ward so überrascht von der Schönheit dieser Gegend, daß er umkehrte, um den Kolonisten die Kunde von den fetten Weiden, die er gefunden, zu überbringen.

Vielleicht war das eins jener trügerischen Gefilde, an denen Australien so reich ist, eins jener grünen Paradiese, die sich im Laufe von Monaten oder Jahren in abschreckende Wüsten verwandeln oder den Wandrer, der ihren Lockungen folgt, in Einöden führen. Das empfand Kennedy, der Nachfolger Mitchell's, als er dem Cooper-Creek oder Barcoo, der in der Nähe seiner Quellen im Gebirgslande eine zahlreiche Reihe von Teichen und wohlbegrenzte Ufer zeigt, in seinem vielversprechenden Laufe abwärts folgte und ihn nun allmälig sich verflachen und in zahllose Arme ausbreiten sah, deren wasserloses Bett nur noch ein Saum von Eukalypten bezeichnete. Das empfand noch mehr ein Kolonist, der auf die Entdeckung von Weideländern auszog und einen Fluß fand, der sich zwischen hohen Ufern durch Grasfluren schlängelte, deren Halme den Pferden bis an den Hals reichten. Ganze Wolken von Tauben, Papageien, Wachteln und Wasserhühnern stiegen daraus auf; Schaaren von Casuaren brausten vorüber; Känguruhs hüpften überall. Einige Jahre später war die grasreiche Fläche in eine sandige Wüste verwandelt, der Fluß in eine Reihe seichter Pfützen aufgelöst, in denen kaum 100 Ochsen Wasser zum Trinken fanden.

War es solch ein Truggefild, das Leichhardt und seine Gefährten aufgenommen, oder nicht, — genug, ein Brief aus den Fitzroy-Downs ist das letzte Zeichen seines Daseins. Von da ab ist er verschwunden. Widersprechende Gerüchte tauchten auf. Die Kunde von seiner Ermordung durch Eingeborne drang zu den Kolonien und nach Europa; aber die bekannte Feigheit der Eingebornen läßt ein solches Blutbad kaum denkbar erscheinen, in welchem 7 wohlbewaffnete Männer mit ihren Heerden spurlos vernichtet wären. An Nachforschungen hat es nicht gefehlt. Aber die Expedition, die unter Hovenden Hely im März 1852 von den Darling-Dünen aufbrach, um den Spuren Leichhardt's zu folgen, war theils zu kärglich verproviantirt, theils nöthigte die unbesonnene That eines schwarzen Begleiters, der den Mord seines mit Leichhardt verschwundenen Bruders rächen zu müssen glaubte und darum ein altes Weib erschoß, durch die Aufregung, die sie unter den Eingebornen hervorrief, zur vorzeitigen Rückkehr. Erst im J. 1858, also 10 Jahre nach dem Verschwinden der Leichhardt-schen Expedition, wurde ein ernsterer Schritt zur Rettung der Unglücklichen unternommen. Das war die glänzend ausgestattete Expedition Gregory's, an welcher wieder ein Deutscher, von Wedell, theilnahm. Aber auch sie erreichte nichts, als daß sie an den Ufern des Victoria-Flusses in der Rinde eines starken Gummibaumes ein L eingehauen fand, das sie für ein Zeichen eines von Leichhardt innegehabten Lagers nahm. Leichhardt hatte versprochen, in dieser Weise von Zeit zu Zeit seine Spur zu bezeichnen; aber die Schriften, die er gleichfalls an einer andern Stelle zu vergraben versprochen hatte, fand man nicht. Auch das Ziel der Reise, den Carpentariagolf, erreichte man nicht; eine wasserlose Wüste hemmte die Schritte. Man mußte sich südwärts zum Torrensbecken zurückwenden und gelangte in der That, nachdem man den Zusammenhang des Cooper-Creek und des Victoriaflusses mit den Seen des Torrensbeckens erkannt hatte, — das einzige wissenschaftliche Resultat der Reise, — nach fünfmonatlicher Abwesenheit zu den Kolonien Südaustraliens zurück. Wieder hatte man auf diesem Rückwege Gelegenheit gehabt, die Trüglichkeit und Wandelbarkeit australischer Landschaften kennen zu lernen. In derselben Gegend, wo man 2 Monate vorher aus Mangel an Wasser und Gras beinahe zu Grunde gegangen wäre, blieb man fast im tiefen Schlamm stecken.

Leichhardt's und seiner Gefährten Schicksal ist unaufgeklärt geblieben. Wahrscheinlich erlagen sie, wie John Franklin, im Kampf mit der Natur den Harpyien der Wüste, dem Wassermangel, dem

Hungertode. Nach einem Privatbriefe aus Australien wären im vorigen Jahre 3 Packpferde der Unglücklichen auf einer der Viehzuchtstationen des nördlichen Neusüdwales in völlig verwildertem Zustande angekommen, und es wäre dadurch unter den Kolonisten noch einmal die Hoffnung rege geworden, daß Leichhardt sich noch in einer der vielen Oasen der central-australischen Wüste befinde und keine Mittel und Wege habe, von dort bewohnte Gegenden zu erreichen. Eine der in der letzten Zeit aufgebrochenen großartigen Expeditionen wird vielleicht Gelegenheit haben, auch diese letzte schwache Vermuthung zu prüfen.

Sturt's und Leichhardt's Expeditionen bilden die Anfangsglieder einer glänzenden Reihe von Unternehmungen zur Erforschung des australischen Continents, und es ist lediglich der starren, trotzigen Natur dieses Continents zuzuschreiben, wenn es so beharrlichen Bemühungen noch immer nicht gelungen ist, den Schleier zu heben. Regierungen und Kolonisten haben gewetteifert an Opfern, und die Zahl der Bewerber um die Ehre und die Gefahren der Theilnahme an diesen Wagnissen ist mit jedem Jahre gestiegen. Zu der vorjährigen Expedition Burke's hatten sich nicht weniger als 700 Bewerber gemeldet. Viele mochte der wissenschaftliche Eifer treiben, Andre der tief in der Seele des Menschen wurzelnde Hang zum Abenteuerlichen, der das Ungewöhnliche, das Gewagte, das Gefahrvolle sucht, aber die Meisten leider ein unleugbares Uebel der australischen Kolonien, die Arbeitslosigkeit! Alle diese Reisen bieten dasselbe Bild furchtbaren Ringens mit der Natur; arm an Erfolgen, sind sie reich an wechselnden Bildern des Elends und der Verzweiflung.

Schon im J. 1848, als Leichhardt kaum zu seiner letzten verhängnißvollen Reise in das Innere aufgebrochen war, sehen wir an verschiedenen Punkten 3 ausgezeichnete Forscher thätig, Kennedy im Nordosten in der Halbinsel York, Roe im Südwesten, Gregory im Nordwesten. Roe erforschte zum ersten Male das innere Gebirgs- und Flachland zwischen den westlichen Kolonien und der großen australischen Bucht. Er fand im Ganzen ein unwirthliches Gestrüppland, von Salzseen unterbrochen, ein weites Flachland, dem die fast ununterbrochene Folge gleich hoher Sträucher das Ansehen eines wogenden, düsteren Meeres verlieh. Nur durch den Thau der Gebüsche, den sie mittelst Wolldecken als Trinkwasser sammelten, und endlich durch die Regengüsse eines Gewittersturmes entrannen die Reisenden dem Verderben durch Wassermangel. Gregory erreichte zum ersten Male die Sharks-Bai

zu Lande, und die Entdeckung der Bleiminen und Kohlenlager im Norden der Kolonie ist der wichtigste seiner Erfolge. Kennedy's Expedition ist denkwürdig geworden, als eine Reihe der entsetzlichsten Leiden, die mit dem Tode eines der talentvollsten und erfahrensten Forscher und der fast gänzlichen Vernichtung seiner Mannschaft endete. Zwei Monate hatte er zu kämpfen, um nur die sumpfigen, dichten Urwälder der Küste zu durchbrechen — und es war nur eine Strecke von 30 engl. Meilen! An der Weymouth-Bai mußte er fast alle seine erschöpften Begleiter zurücklassen, von denen nur 2 dem Hungertode entgingen; er selbst fiel nahe Port Albany unter den Speeren der Wilden; nur sein treuer Schwarzer erreichte das Schiff, welches die Expedition dort aufnehmen sollte.

Für die wissenschaftliche Erforschung Australiens, namentlich seiner Pflanzenwelt, ist von hervorragender Bedeutung die Expedition Gregory's im J. 1855, welche der ausgezeichnete deutsche Botaniker Ferdinand Müller begleitete. Zum ersten Male sehen wir hier einen Gedanken, der in Afrika fast bei allen Expeditionen maßgebend war, zur Ausführung kommen, nämlich einem Flusse zu folgen und sich von ihm in das Innere leiten zu lassen. Auf Petermann's Rath war es der im Cambridge-Golf mündende Victoriafluß, den man dazu wählte, und längs seines Laufes gelangte man in der That bis mitten in die innere Wüste und zu einem großen, fast ausgetrockneten Salzsee unter 19° s. Br., wandte sich dann aber nordöstlich, um Arnhemsland zu erforschen und dem Albertfluß abwärts zum Carpentaria-Golf zu folgen. Es war wieder derselbe Wechsel von Wüste und Paradies, von Felslabyrinthen und grünen Weiden, durch den sich die australische Landschaft auch auf dieser Reise charakterisirte. Die Hoffnung, die man noch immer gehegt hatte, große, nach dem Innern zu strömende Flüsse zu finden, war abermals getäuscht.

Die zahlreichsten und bedeutendsten Expeditionen der neuesten Zeit sind von den südaustralischen Kolonien, namentlich von Victoria, ausgegangen, und ihr Schauplatz ist fast ausschließlich das Gebiet des Torrensbeckens und seiner Umgebungen gewesen. Keiner ist es noch vollständig gelungen, das eigentliche Ziel zu erreichen, die Wüste zu durchschneiden, um quer durch den Continent zur Nordküste vorzudringen. Aber an bedeutenden, nicht bloß wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Erfolgen hat es nicht gefehlt; die Kolonisation ist den Entdeckern auf dem Fuße gefolgt. Die Vorpostenkette der Kultur ist immer weiter gegen das Innere vorgeschoben, und ihre äußersten Punkte

werden die Ausgangspunkte für neue Unternehmungen der australischen Pioniere der Wissenschaft bilden.

Nur flüchtig kann ich diese letzten Expeditionen berühren. Es war zuerst Stephen Hack, der im J. 1857 im Westen des Torrenssee's jenen zweiten großen Salzsee, den Gairdner-See, entdeckte, und Warburton, der kurz darauf diese Entdeckung vollendete. Es war dann Goyder, der im Nordosten des Torrenssee's vordrang und hier einen prachtvollen Süßwassersee mit steilaufsteigenden Felseninseln und einem Kranze üppiger Vegetation entdeckt zu haben glaubte, aber, von Luftspiegelungen getäuscht, in Wahrheit nur einen seichten Sumpf in öder Wüste für ein Paradies genommen hatte. Es waren dann weiter Thompson, Campbell und Swinden, die im Westen des Torrenssee's sich nach Norden wandten und hier mitten zwischen Salzseen ein üppiges Weideland fanden. Es waren dann Babbage, Stuart, Warburton, die beiden Gregory, Selwyn, M'Donnell, die noch bis zum vorigen Jahre eben diese Gegenden durchforschten und bis zum 20° s. Br. ins Innere vordrangen.

Die beiden bedeutendsten Expeditionen, die eine wegen ihrer glänzenden Ausstattung und ihrer in Australien bisher unerhörten Reisemittel, die andere wegen ihrer unerwarteten Erfolge, die fast einem Siege über die für unüberwindlich gehaltenen Schrecken des australischen Innern gleichkommen, sind die Expeditionen Burke's und Stuart's. Die erstere hat im August vorigen Jahres Melbourne verlassen, um vom Cooper-Creek aus entweder nordwärts durch die Wüste zum Carpentariagolf oder westwärts durch Sturt's Wüste zur Nordwestküste vorzudringen, und so das große australische Problem einer Kreuzung des Continents von Meer zu Meer zu lösen. Ihre Veranlassung ist eigenthümlich und für die australischen Verhältnisse bezeichnend genug. Schon im J. 1858 hatte ein Ungenannter in den Melbourner Zeitungen zur Ausrüstung einer solchen Forscherreise eine Summe von 1000 Pfd. St. in Aussicht gestellt, unter der Bedingung, daß innerhalb zwölf Monaten durch freiwillige Beiträge das Doppelte zusammenkäme. Comité's wurden gebildet, Versammlungen gehalten, aber alle Bemühungen, alle Aufrufe blieben erfolglos. Schon waren 11 Monate verflossen, und man verzagte bereits an dem Gelingen des Unternehmens; da durchbrach ein letzter dringender Aufruf die starre Rinde der Gleichgültigkeit. Die Gelder begannen zu fließen, noch vor Ablauf der Frist waren die verlangten 2000 Pfd. beisammen, und der Ungenannte sandte nun auch seine versprochene Summe ein. Zugleich bewilligte das Parlament von

Victoria 6000 Pfd. für die Zwecke der Expedition. Nun war eine zweite schwierige Aufgabe zu lösen. Alle Versuche, mit Pferden die innere Wüste zu durchdringen, waren bisher vergeblich gewesen. Man mußte die durch die afrikanischen Reisen so bewährten Kameele herbeizuschaffen suchen. Mit großen Opfern gelang es der Regierung, von Ostindien her 24 schöne Thiere herüberbringen zu lassen. Der Ankauf und Transport hatte nicht weniger als 4000 Pfd. gekostet, so daß jedes Kameel auf 2000 Fl. zu stehen kam. Zum Führer der Expedition wurde, weniger mit Rücksicht auf wissenschaftliche Kenntniß, als auf Entschiedenheit und Tüchtigkeit des Charakters, der Irländer O. Hara Burke gewählt. Landells, der die Kameele aus Indien herübergebracht hatte, sollte der Zweite im Kommando sein. Die wissenschaftliche Seite der Expedition wurde vorzugsweise durch Deutsche vertreten, namentlich durch Dr. Ludwig Becker aus Darmstadt, der sich auch schon als Maler in der australischen Kolonie bekannt gemacht hatte, und durch den Arzt und Botaniker Dr. Beckler, denen sich noch 1 oder 2 andre deutsche Naturforscher anschließen wollten Die ganze, aus 25 Personen bestehende Gesellschaft bot ein wunderbar buntes Bild. Denn mit den Europäern aller Nationen mischten sich auch noch australische Schwarze und die indischen Begleiter der Kameele. Aber leider scheint diese Mischung widerstrebender Elemente die Ursache geworden zu sein, daß wir die Hoffnung bereits fast aufgeben müssen, es werde den kühnen Männern gelingen, das große, von Leichhardt begonnene Werk der innern australischen Forschung zu vollenden.

Nach langer Unentschlossenheit, ob man den Ausgangspunkt im Norden oder Süden des Continents wählen solle, brach die Expedition endlich am 20. August 1860 von Melbourne auf, um sich zum Cooper-Creek im Nordosten des Torrenssee's zu wenden und von dort im Sommer (dem australischen Winter) 1861 die Reise nach dem Carpentaria-Golf zu versuchen. Aber um nur den Darling zu erreichen, gebrauchte man fast zwei Monate. Diese Langsamkeit der Bewegung mag einerseits durch den unzweckmäßigen Transport des Gepäcks auf Karren ihre Erklärung finden, da man dabei auf das Entgegenkommen der reichen Schafzüchter in der Kolonie gerechnet hatte, sich darin aber auf das Bitterste getäuscht fand. Andrerseits waren aber auch die Kameele schuld, deren Leitung beständige Schwierigkeiten veranlaßte, zumal einer der Hinduführer aus religiösen Skrupeln schon in den ersten Tagen seine Entlassung genommen hatte. Im Uebrigen leisteten diese Thiere einen gar nicht vorausgesehenen Dienst durch das Entsetzen, das ihr Anblick

unter den Eingebornen bewirkte. Aber schlimmer noch als diese Widerwärtigkeiten war die Uneinigkeit, die schon in den ersten Wochen zwischen den Reisenden ausbrach. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Eifersucht und Herrschlust von Seiten Burke's dabei im Spiele waren, und die Deutschen in Adelaide behaupten gradezu, daß ihre Landsleute, die an dieser Expedition theilnahmen, die englische Führung schwer zu empfinden gehabt hätten. Schon am Murray entließ Burke angeblich, um zu sparen, drei seiner Begleiter, darunter den zum Dritten im Commando bestellten Ferguson. Am Darling sahen sich auch Beckler und Landells genöthigt, ihre Entlassung zu fordern, und es scheint fast, als ob einen Augenblick die ganze Expedition in Auflösung begriffen war, da auch Becker mit einem Theile der Gesellschaft am Darling zurückgelassen und erst später wieder, als Burke wahrscheinlich einem zu fürchtenden Widerstande der Eingebornen sich nicht gewachsen fühlte, nachgerufen wurde. Das weitere Vorrücken zum Cooper-Creek scheint nach den eingelaufenen Nachrichten ein glücklicheres und schnelleres gewesen zu sein, und wir wollen hoffen, daß die Widerwärtigkeiten des Anfangs keine üble Vorbedeutung für das fernere Geschick und die Erfolge der Expedition sein mögen. Wie sich aber auch diese gestalten werden, die Krone, um die es sich handelt, ist im Wesentlichen dieser Expedition bereits durch Stuart entrissen worden.

J. Mac Douall Stuart, der Begleiter Capitain Sturt's auf dessen berühmter, schreckenvoller Reise in das Innere Australiens in den Jahren 1844—46, hatte, von dem Fieber des Entdeckungseifers einmal ergriffen, auch in den letzten Jahren wieder bedeutende Reisen gemacht. Im J. 1858 hatte er mit einem einzigen Begleiter einen großen Theil des Landes zwischen dem Torrenssee und der Westgrenze von Südaustralien erforscht, und im folgenden Jahre dann auf zwei verschiedenen Expeditionen die Gegenden im Nordwesten des Torrenssee's bis gegen die Nordgrenze der Kolonie erschlossen. Inzwischen hatte die Regierung von Südaustralien einen Preis von 2000 Pf. Sterl. auf eine erfolgreiche Landreise nach der Nordwestküste des Continents, dem Victoriafluß oder dem Carpentaria-Golf, ausgesetzt. Stuart erbot sich, sofort den Versuch zu machen. Unabhängig von ihm aber hatte bereits ein gewisser Tolmer die Unterstützung der Regierung zur Ausführung des gleichen Vorhabens erlangt, und dieser trat schon Ende September 1859 wohl ausgerüstet seine Reise an, mußte aber nach einigen unglücklichen Versuchen, über die Ansiedlungen hinauszukommen, das Unternehmen wieder aufgeben. Stuart, der mit seinen Geldmitteln

nur auf die Unterstützung zweier reichen Privatleute in Melbourne, Namens Chambers und Finke, angewiesen war, die schon die Kosten seiner drei früheren Reisen bestritten hatten, konnte erst am 2. März 1860 und mit nur 2 Begleitern, Kekwick und Head, nebst 13 Pferden vom Stuart-Creek, dem von ihm entdeckten südwestlichen Zufluß des Gregory-See's, aufbrechen. Niemand erwartete große Erfolge von dieser bescheidenen, ja fast ärmlichen Expedition; über ihren Verlauf gelangte nicht eine Silbe in die Oeffentlichkeit. Um so überraschender war die bei seiner im October vorigen Jahres erfolgten Rückkehr plötzlich alle Welt erfüllende Kunde, daß grade dies Unternehmen von einem nie gehofften Erfolge gekrönt worden, daß durch Stuart eine der großartigsten und wichtigsten Aufgaben in der Geschichte der geographischen Entdeckungen gelöst oder doch der Lösung überaus nahe gebracht sei. Stuart hat, der Erste, die Mitte des Continents überschritten und ist nur durch Feindseligkeiten der Eingebornen verhindert worden, die Nordküste zu erreichen und so das lange für undurchdringlich gehaltene Land seiner ganzen Breite nach zu durchschneiden.

Die erste Hälfte der Reise bietet wieder eine Reihe der gewöhnlichen, alle australischen Reisen charakterisirenden Widerwärtigkeiten und Mühsale. Sie führte durch ein im Ganzen ebnes Land, durch weite, mit Rohr, Binsen und Gras bedeckte Sumpfflächen, über breite, wasserreiche Creeks, über kleine Höhenzüge und niedere, mit schönem Gras bekleidete Tafelländer, durch dichte Salzbüsche und bald mit schönem Grasland, bald mit öden, nur von Dorn- und Stachelgewächsen bedeckten Sandhügeln wechselnde Scrubflächen. In der Nähe des Wendekreises traf man auf die erste wirkliche Bergkette, der man den Namen Mac-Donald-Range gab, und die mit ihren schroffen Felswänden und wilden Schluchten den Reisenden unsägliche Schwierigkeiten bereitete. Am 23. April lagerte man, wie man wenigstens annehmen zu dürfen glaubte, im Centrum des Continents. Es war eine keineswegs anmuthige Gegend. Der Eukalyptus-Creek, in dem man sich befand, war zwar reich an hohem Grase, hatte aber kaum eine Spur von Wasser aufzuweisen. Auf einem Sandsteinhügel in der Nähe, der nach ihm seinen Namen führt, pflanzte Stuart die britische Flagge auf.

Da das Land gegen Norden hin sandig und wasserlos zu sein schien, so schlug die Expedition von hier eine westliche Richtung ein. Von der Spitze eines hohen Sandsteinpiks, des Mount Denison, des höchsten aller bisher im Innern Australiens angetroffenen Gipfel, genoß

man eine umfassende, aber nicht ermuthigende Aussicht. Gegen Süden und Südwesten erblickte man ununterbrochene Höhenzüge und bewaldete Ebenen, in weiter Ferne einen sehr hochaufragenden Berg, gegen Westen und Norden unabsehbare, offne Flächen, hier und da mit Wald bedeckt. Mit dem weiteren Vordringen in nordwestlicher Richtung begannen nun



J. Mac Douall Stuart. (Nach einer Photographie.)

für die Reisenden die entsetzlichsten Qualen. Das Wasser fehlte, und selbst die breitesten Creeks zeigten sich völlig trocken. Die Gummibäume, sonst die sichersten Anzeichen bleibender Wasserläufe, erweckten nur trügerische Hoffnungen. Der Zustand der Reisenden und noch mehr

ihrer Pferde, die bereits drei Tage lang ohne einen Tropfen Wasser gewesen waren und nur durch einen zufällig gefundenen Brunnen der Eingebornen gerettet wurden, nöthigte endlich zur Umkehr. Noch einmal versuchte zwar Stuart, vom Mount Denison in nordöstlicher Richtung vorzudringen. Aber derselbe rothe, trockne Sandboden erwartete ihn auch hier, und das Futter für die Pferde begann immer seltner zu werden. Mühsam arbeitete man sich nun durch dichten Scrub und über steinige, wasserlose Quarzhügel zu der alten Lagerstätte im Centrum des Continents zurück, und um das Ungemach dieser Tage zu vollenden, wurde der kühne Führer der Expedition von seinem scheugewordenen Pferde abgeworfen und am Steigbügel hängend eine Strecke durch das Gebüsch geschleift. Schwer verletzt und unter den heftigsten Schmerzen, sowohl in Folge des Falles, als des Skorbuts, an dem er schon seit längerer Zeit litt, kaum im Stande, sich noch im Sattel zu halten, traf Stuart am 15. Mai wieder in jenem Lager im Süden des Mount Stuart, auf dem er so hoffnungsvoll seine Flagge entfaltet hatte, ein.

Stuart selbst entwirft ein ergreifendes Bild von seiner Lage in dieser Zeit. Seit drei Wochen bereits litten die Reisenden am Skorbut, Stuart selbst am meisten. Seine Hände waren mit Geschwüren bedeckt, und ihre Heilung war nicht zu erwarten, so lange sie nicht einmal gewaschen werden konnten. Mundhöhle und Zahnfleisch waren so entzündet, daß Stuart nur noch einen gekochten Brei von Mehl und Wasser genießen konnte. Die Schmerzen in den Gliedern und Muskeln steigerten sich in der letzten Zeit zu einem solchen Grade, daß er manchmal fast den Tod herbei wünschte, um von seiner Qual erlöst zu werden. Und trotz dieser Leiden, trotz der schlaflosen Nächte, die vollends seine Kräfte zu verzehren drohten, trotz des Anblicks seiner elenden, ähnlichen Entbehrungen, wie die letzthin erlittenen, sicher nicht mehr gewachsenen Pferde, verzagte der kühne Mann keinen Augenblick, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Kaum fühlte er sich im Stande, wieder ein Pferd zu besteigen, so brach er von Neuem auf, diesmal in nordöstlicher Richtung, um die in den letzten Wochen durchwanderte entsetzliche Wüste zu umgehen. Das Glück schien ihm in der That anfangs günstiger. Das Land bot doch hin und wieder Wasser; kleine Regenschauer traten sogar ein, und an Gras für die Pferde war kein Mangel. Einmal stieß er sogar auf einen breiten Flußlauf, dessen Bett ausgedehnte, tiefe Wasserstrecken zeigte, in denen kleine Fische sich tummelten, für Stuart ein Grund zu der Vermuthung, daß dieser Fluß

sich nicht, wie die andern, in der Ebene verlieren, sondern das Meer oder doch einen Binnensee erreichen möge. Am Fuße eines rauhen, aus Eisenstein, Granit und rothem Sandstein gebildeten Höhenzuges erquickte sie noch einmal der Anblick eines von zahllosen Vögeln umschwärmten, wasserreichen Creeks, dem sie den Namen Bishops-Creek gaben. Jenseits jener Hügel der Short-Range aber nahm sie eine entsetzliche Wildniß auf, und hier begann die furchtbarste Episode dieser kühnen Reise. Auf eine schöne, aber wasserlose Grasebene, die mit großen Gummi- und Korkbäumen und andern dunkelbelaubten Bäumen und Sträuchern besetzt war, folgte eine von hohem, drahtähnlichem Scrub bedeckte Sandfläche, die sich endlos hinzog und nirgends einen freien Umblick gewährte. Die Unmöglichkeit, diese „Wüste" zu durchschneiden, nöthigte eine südlichere Richtung einzuschlagen, in der man auf den Grasebenen Wasser zu finden hoffte. Aber alle Hoffnung war vergeblich; schwere Wolken drohten sich jeden Augenblick zu entladen, aber es fiel kein Tropfen. 101 Stunden lang befanden sich die Reisenden ohne einen Tropfen Wasser und mußten dabei eine Strecke von 112 engl. Meilen meist durch tiefen Sand unter einer brennenden Sonne zurücklegen. Drei Pferde erlagen den Beschwerden, die übrigen waren dem Tode nahe, die Reisenden selbst völlig entkräftet, als endlich die Wasserlachen des Bishops-Creek wieder erreicht wurden.

Der Gedanke, den Victoriafluß zu erreichen, war nun nicht länger festzuhalten. Wenn aber überhaupt nach so niederschlagenden Erfahrungen, nach solchen furchtbaren Leiden und fast übermenschlichen Anstrengungen das Unternehmen nicht aufgegeben wurde, wenn man, nachdem man bereits dreimal sich den Weg verschlossen gefunden, nun noch daran denken konnte, neue Wege zu suchen, so gehörte dazu der seltne Muth und die unerschütterliche Ausdauer eines Stuart. War der Victoriafluß nicht zu erreichen, so wollte er zum Carpentaria-Golf sich durchschlagen.

Um Kräfte für dieses neue Unternehmen zu gewinnen, lagerte die Expedition 6 Tage lang am Bishops-Creek. In dieser Zeit war es, wo man zum ersten Male in unmittelbare Berührung mit den Eingebornen kam, die wenige Tage später die Endkatastrophe des Unternehmens herbeiführten. Bis dahin hatte man immer nur die verlassenen Lagerstätten der Eingebornen und die Spuren ihrer Winterlager getroffen, hatte rings um sich die Rauchsäulen ihrer Feuer aufsteigen sehen, und wenn sich einmal vereinzelte Wilde hatten blicken lassen, so war es nie möglich gewesen, sie von augenblicklicher Flucht zurückzuhalten und

in Verkehr mit ihnen zu treten. Es war hier jedenfalls ein kraftvollerer, muthigerer Stamm der Eingebornen, mit dem man zusammen traf. Obgleich ihrer nur 4 waren, die sich in der Nähe des Lagers zeigten, kamen sie doch mit wüthenden Geberden, die Speere schüttelnd und sie um ihre Köpfe schwingend, augenscheinlich, um anzudeuten, daß sich die Reisenden von dem Wasserplatz zu entfernen hätten. Stuart ermuthigte sie durch Zeichen, näher zu kommen, und einer von ihnen, ein kräftiger, 6 Fuß hoher Bursche, mit langem, auf die Schultern herabfallendem Haar und einem rothen Netz auf dem Kopf, doch sonst völlig unbekleidet, schritt bis an das jenseitige Ufer des Creek heran. Seine Geberden waren feindliche, er kam vollständig zum Kampf gerüstet. Er trug einen langen Speer, einen Womera und zwei dem Bumerang ähnliche Waffen, die aber mehr die Gestalt eines krummen Säbels mit roh geschnitzter Handhabe hatten und eine sehr scharfe Schneide zeigt n. Stuart hielt ein Bündel grüner Blätter empor, aber sein Friedenszeichen nützte nichts. So ging er denn selbst durch den Creek auf den Eingebornen zu, der sich langsam zurückzog, bis beide endlich zwei Schritte von einander entfernt still standen. Stuart suchte ihm nun deutlich zu machen, daß er das Wasser noch zwei bis drei Tage nöthig habe. Jener schien das endlich zu verstehen, denn er nickte mit dem Kopfe, indem er auf das Wasser wies, und kam dann auf das Lager zu, fünf Finger in die Höhe haltend. Aber jeder Versuch, über Wasser im Norden oder Nordosten Auskunft zu erhalten, blieb erfolglos. Der Wilde begann zwar zu sprechen, als er aber sah, daß er nicht verstanden wurde, zog er sich langsam zurück, die Reisenden beständig scharf beobachtend. In einiger Entfernung stießen noch 5 andre Eingeborne zu ihm; doch sah man in den nächsten Tagen nichts wieder von ihnen, wiewohl man oft in der Nähe Stimmen hörte und Rauchsäulen aufsteigen sah. Leider sollte man nur zu bald in eine verhängnißvolle Berührung mit diesen Söhnen der Wildniß kommen.

Nach 6 Tagen der Erholung, welche die Reisenden am Bishops-Creek zubrachten, brachen sie von Neuem in der Richtung zum Carpentaria-Golf auf. Wieder schien ihnen anfangs das Glück günstig. Sie durchwanderten zum Theil schöne Grasflächen und stießen sogar noch einmal auf einen nicht ganz ausgetrockneten Sumpf. Dann aber begann für sie ein furchtbares Spiel der Täuschungen. Von der Höhe eines Granithügelzuges glaubten sie gegen Osten rothe Sandhügel sich erheben zu sehen, an deren Fuß sie zwei Seen erblickten. Als sie sich aber durch ein ödes, sandiges Scrubland, durch ein wildes Dickicht von Eukalypten

und Korkbäumen und stachlichten Gräsern und Sträuchern dem ersehnten Ziele genähert hatten, da erblickten sie statt der Sandhügel nackte Eisenstein- und Granithöhen, statt der Seen eine weite Grasebene mit fettem Alluvialboden, deren vertrocknetes Gras im Bunde mit Luftspiegelungen die entsetzliche Täuschung veranlaßt hatte. Vergebens spähten sie nach Wasser aus; selbst die Vögel wandten sich südwestlich dem verlassenen Sumpfe zu, zum deutlichen Zeichen, daß in weitem Umkreise kein anderes Wasser zu finden sei. Die Hitze hatte einen unerträglichen Grad erreicht; die Pferde durften bei den anstrengenden Märschen einem längeren Wassermangel nicht mehr ausgesetzt werden; und so sah sich Stuart abermals zur Umkehr genöthigt.

Aber noch einmal wurde an dem Sumpfe, dessen Wasser ihnen neue Kräfte gab, der Entschluß zu einem neuen Vordringen gefaßt. Diesmal schlug man eine nordnordwestliche Richtung ein, fernen Hügeln entgegen, von denen man die Senkung des Landes nach dem Carpentaria-Golf zu gewinnen hoffte. In dem letzten Lager am Sumpfe hatte man wieder einen Besuch von Eingebornen erhalten, der, wie sehr er auch durch ihre Diebsgelüste und ihre Dreistigkeit belästigte, doch die freundschaftlichste Form behauptet hatte. Die Reisenden waren bei dieser Gelegenheit sogar mit einigen Opossums und Papageien beschenkt worden, deren Fleisch ihnen einen lange entbehrten Genuß verschaffte. Denn ihre Nahrung entsprach ihren Anstrengungen keineswegs. Die Mehlrationen, 5 Pfund für die Woche, waren zu klein, und das getrocknete Fleisch zu jung und zu kraftlos.

Der letzte Versuch, die Nordküste zu erreichen, sollte noch ein schnelleres Ende finden, als die vielfachen früheren. Die erste Tagereise hatte die Reisenden allerdings zu einem großen Creek mit ausgedehnten Wasserlachen geführt; aber als sie am andern Tage seinem Laufe folgten, hörte das Wasser bald auf; Sand trat an die Stelle des festen Gesteins, und der Creek wurde enger und tiefer. Bald deuteten nur noch Gummibäume auf Feuchtigkeit unter der Oberfläche des Bodens, Scrub drängte sich an die Ufer heran, und die Aussicht, Wasser in der grasigen Ebene zu finden, der er sich zuwandte, war völlig verschwunden. Erschöpft durch die Gluthhitze der letzten Tage, wandte man sich zum letzten Wasserplatz zurück; aber ehe man ihn noch erreichte, hatte man jenen Kampf mit den Eingebornen zu bestehen, welcher der Expedition ein Ziel setzte.

Es war beinahe dunkel, als die Reisenden sich am Abend des 27. Juni durch einen kleinen Scrub dem Ufer des Creek näherten.

Nichts deutete auf die Nähe von Eingebornen, als plötzlich der ganze Scrub sich belebte, und ein Hagel von Speeren und Bumerangs die Reisenden überschüttete. Jeder Busch schien einen Wilden verborgen zu haben; über 30 griffen von vorn an, um den Uebergang über den Creek zu verwehren; zahlreiche andere suchten die Reisenden zu umzingeln, um sie von ihren Packpferden abzuschneiden. Es waren kräftige Männer von hohem, muskulösem Wuchs, und sie hatten weder die breite, flache Nase, noch den großen Mund, noch die vorspringenden Augenbrauen der übrigen Australier. Ihre Tapferkeit, Umsicht und Verschlagenheit zeichnete sie vortheilhaft vor allen ihren Stammgenossen im Süden und Osten aus. In wohlgeordneten Tirailleurlinien rückten sie durch die schützenden Büsche vor, und weder der fremdartige Anblick der Pferde, noch die Wirkung der Schießgewehre erschreckte sie. Dreimal wurde der Angriff zurückgeschlagen, und es gelang Stuart, den tollen Lauf der vor ihm befindlichen Eingebornen aufzuhalten. Schnell trieb er nun die Pferde durch den Creek auf einen offnen Platz, der eine günstigere Stellung abgab. Die Feinde, die nun im Rücken der Reisenden waren, steckten das Gras in Brand und erhoben ein so entsetzliches Geheul, daß nur mit Mühe die Pferde am Durchgehen verhindert werden konnten. Es war inzwischen so dunkel geworden, daß man ihre Bewegungen nicht mehr zu beobachten vermochte. Stuart hielt es daher für das Klügste, seinen Marsch den Creek hinauf fortzusetzen, und erreichte auch glücklich das letzte Nachtlager. Die Wilden folgten auch hierher, und ihre große Zahl, wie die Nähe des Scrub ließen ein langes Verweilen daselbst nicht rathsam erscheinen, wenn man sich nicht den Rückweg abgeschnitten sehen wollte. So ging es denn weiter hinaus in eine lange, offne Ebene, die man Tags vorher überschritten hatte, und hier wagte man Nachts um 11 Uhr zu rasten und die Pferde zu füttern. Die Eingebornen schienen in der That die Spur verloren zu haben; denn die ganze Nacht hindurch war nichts von ihnen zu hören. Mit Sonnenaufgang aber stiegen bereits wieder die Rauchsignale rings um das Lager auf. Stuart hatte indeß schon seinen Entschluß gefaßt. Seine Pferde waren müde und erschöpft; drei derselben konnten höchstens noch eine Nacht ohne Wasser bleiben. Seine Begleiter klagten schon seit 6 Wochen über Schwäche aus Mangel an genügender Nahrung; ihre Bewegungen, sagt Stuart, waren mehr die hundertjähriger Greise, als 25jähriger Männer. Er selbst befand sich so unwohl, daß er nur unter den peinigendsten Schmerzen den ganzen Tag über im Sattel sitzen konnte. Seine Vorräthe reichten kaum

für die Heimreise aus. Und zu alledem war man nun von feindlichen Eingebornen umringt, die sich so verschlagen, so kühn und verwegen gezeigt hatten, daß man nicht daran denken konnte, sich mit ihnen auf die Dauer zu messen, wenn man auch im Anfang im Vortheil geblieben war. Ging man vorwärts, so mußte man Feinde im Rücken lassen und wäre aller Wahrscheinlichkeit nach vor sich wieder auf Feinde gestoßen. So hätte man also nach der Küste und wieder zurück sich den Weg erkämpfen müssen. Das aber war eine Unmöglichkeit. Stuart hatte nur zwei Begleiter und mußte 6 Packpferde überwachen. Alle Versuche, sich die Eingebornen zu befreunden, waren vergeblich gewesen und nur mit erneuten Schauern von Speeren und Bumerangs beantwortet worden. Unter solchen Umständen mußte eine Fortsetzung der Reise als Tollkühnheit erscheinen. Man wäre unzweifelhaft abgeschnitten worden, und alle bisherigen Forschungen wären verloren gewesen. So entschloß sich denn Stuart mit innerstem Widerstreben zur Umkehr. „Wenn mein Leben", — schreibt er in seinem Tagebuche — „das einzige Opfer wäre, so würde ich es gern hingeben, um das erstrebte Ziel zu erreichen; aber es scheint, als sollte ich es nicht erreichen!"

Am 27. Juli trat die Expedition vom Bishops-Creek den Rückweg an. Eine entsetzliche Gluth brütete über den öden Flächen; das Gras verdorrte gänzlich; der Regen, auf den man um diese Jahreszeit so sicher gerechnet hatte, blieb aus. In den meisten Creeks fand man das Wasser fast versiegt, und wo man noch die Wasserlachen gefüllt fand, wirkte die Verdunstung so erschreckend, daß das Wasser täglich um 6 Zoll sank. Dennoch hatte der kühne, unerschütterliche Mann den Gedanken noch nicht aufgegeben, von einem der auf dem Hinwege überaus wasserreich gefundenen Creeks noch einmal den Weg nordwestlich zum Victoriaflusse zu suchen. Der geringe Vorrath an Lebensmitteln schreckte ihn nicht; er dachte eins der erlahmten Pferde zu tödten nnd sich mit seinem Fleische zu versorgen. Als aber auch die schweren Wolken, die mehrere Tage nach einander von Westen herangezogen waren, die Hoffnung auf Regen täuschten, als der Scorbut mit größerer Heftigkeit zurückkehrte, und Stuart selbst bereits seine Sehkraft so geschwächt fand, daß er sich auf seine Beobachtungen nicht mehr verlassen konnte, da verzichtete er auf die Ausführung seines tollkühnen Planes. In beständigem Kampf mit Wassermangel, stets umringt von feindlichen Eingebornen, welche die Dürre zu den Wasserlachen der Creeks trieb, krank, oft fast dem Tode sich nahe fühlend, wiederholt durch dunkle

Wolken zu Hoffnungen geweckt, um desto schmerzlicher enttäuscht zu werden, durchzogen die Reisenden 160 deutsche Meilen verbrannter, mit Scrub und nackten, steinigen Hügeln abwechselnder Flächen. Ihre Pferde waren so schwach, daß sie mehr als einmal daran denken mußten, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Endlich am 26. August, 30 Tage nach jenem entscheidenden Kampfe mit den Eingebornen, erreichten sie die erste Ansiedlung. Noch an der Schwelle der Heimath hatten sie den Schmerz, mehrere der glücklich zurückgebrachten Pferde in einer finstern Regennacht zu verlieren.

Wenn schon die schlichte, anspruchslose Schilderung dieser Reiseerlebnisse geeignet ist, uns mit Bewunderung für den muthigen Mann zu erfüllen, der unter den qualvollsten Leiden und in den verzweifeltesten Lagen sein Ziel mit unerschütterlicher Ausdauer bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit verfolgte, so muß diese Bewunderung noch wachsen, wenn wir sehen, wie dieser Mann, weit entfernt, sich durch das Mißlingen seines Versuchs abschrecken zu lassen, unmittelbar nach seiner Rückkehr ihn mit frischen Kräften und reicheren Hülfsmitteln erneuert. Wenige Tage nach Stuart's Ankunft in der Kolonie bewilligte das Parlament 2500 Pfd. Sterl., um ihn in den Stand zu setzen, die Reise wieder aufzunehmen und bis zur Nordküste durchzuführen. Durch die rasche, in wenigen Wochen ermöglichte Ausrüstung der neuen Expedition hat die Kolonialregierung bewiesen, daß sie sich der Bedeutung des Unternehmens vollständig bewußt ist. Am 1. October war Stuart in Adelaide eingetroffen, und noch in demselben Monat brach bereits eine Abtheilung der neuen Expedition zum Chambers-Creek, dem Ausgangspunkte der Binnenreise, auf. Dies Mal sind es außer seinen erprobten Gefährten Keckwick und Head 9 wohlbewaffnete Männer, welche Stuart begleiten, und mit denen er entschlossen ist, sich nöthigenfalls auch durch die feindlichen Haufen der Eingebornen durchzuschlagen. 50 Pferde und Lebensmittel für 30 Wochen führt er mit sich. In den letzten Tagen des October folgte Stuart seinen vorangegangenen Gefährten nach, und am 1. Januar dieses Jahres hat er vom Chambers-Creek seine neue gefahrvolle Reise begonnen.

Stuart's vorjährige Unternehmung ist eine der großartigsten, aber auch leidenvollsten, die je ausgeführt wurden; sie steht dem kühnen Zuge Eyre's vom Spencergolf nach West-Australien und der berühmten Reise Sturt's vom Darling in die Wüsten des Innern ebenbürtig zur Seite. Die Erfolge derselben lassen sich noch nicht völlig übersehen. Ueber Bodengestaltung und den geologischen Charakter des Landes,

über Eigenthümlichkeiten der Thier- und Pflanzenwelt, über klimatische Verhältnisse, über die Eingebornen, ihre Sitten und Sprache und ihre typischen Unterschiede von den bekannten Stammgenossen mußten die Aufschlüsse des Reisenden bei seinem Mangel an wissenschaftlicher Bildung ungnügend bleiben. Auch seine Route selbst bleibt unsicher genug, da es ihm an geeigneten Mitteln zu sicheren Ortsbestimmungen fehlte. Nur soviel läßt sich als gewiß annehmen, daß sein Weg sich größtentheils zwischen dem 133. und 135. Meridian östlich v. Gr. hielt und nördlich etwa bis zum 19. Breitengrade erstreckte. Er ging also mitten durch das Herz des Continents, gleich weit von der Ost- und Westküste, und nähert sich bis auf etwa 40 deutsche Meilen dem Victoriafluß und der früheren Gregory'schen Route im Süden des Carpentariagolfs. Der äußerste von Stuart erreichte Punkt liegt ungefähr 60 deutsche Meilen von der Mündung des Victoriaflusses, 80 vom Carpentariagolf, 175 deutsche Meilen vom Chambers-Creek und 265 von Adelaide entfernt. Da dieser Punkt also einige 20 deutsche Meilen nördlicher gelegen ist, als der südlichste von Gregory im März 1856 von Norden her am Sturt-Creek erreichte, so kann man den australischen Continent in Wirklichkeit als durchkreuzt ansehen, wenn es auch nicht auf Einer Linie und von Einem Reisenden geschehen ist.

Was Stuart in jenem bisher so räthselvollen Innern Australiens gefunden hat, ist überraschend genug. Es war weder der große Binnensee, den die ersten australischen Forscher dort vermutheten, noch die seichten, in dürre Wüsten sich umwandelnden Wasserflächen, mit denen man es später ausfüllte. Es waren auch nicht die trocknen, sandigen, mit seichten Salzseen abwechselnden Tiefflächen, welche Eyre dort voraussetzte, noch die ungeheuren, wüsten Ebenen, die sich Andrer Vorstellung nach vom Carpentariagolf bis zur großen australischen Bucht im Süden ausbreiten sollten. Es war auch nicht Sturt's unnahbare Wüste trostloser, rother Sanddünen, die sich vom Torrensbecken bis zu Gregory's Wüstenflächen im Süden des Victoriaflusses fortsetzen sollten, noch Murchison's große, centrale Senkung, der mit Salz bedeckte Boden eines alten Meeres. Keiner dieser aus localen Verhältnissen gezogenen Schlüsse hat sich bestätigt. Was Stuart fand, war eine unerwartete Mannigfaltigkeit, ein schneller Wechsel zwischen Ebene und Bodenerhebung, zwischen öden Sandflächen, grasreichen Landstrichen, dürrem Gestrüpp, parkähnlichen Wäldern, wasserreichen Höhenzügen und üppigen Thalfurchen, ein Land, das höherer Gebirge und größerer, beständig wasserführender Flüsse ebenso entbehrt, wie

eigentlicher Wüsten, ein Land, in welchem die verschiedensten Formen andrer Länder sich gegenseitig durchdringen, ohne daß eine derselben zur Herrschaft kommt.

Bedeutendere Gebirge im Innern Australiens zu finden, darf man von jetzt ab nicht mehr hoffen. Die einzige, noch unerforschte Länderstrecke von größerem Zusammenhange ist das Innere Westaustraliens zwischen dem 120 und 130° östl. Breite, und auch für diese Gegend ist noch kein Anzeichen eines Gebirges wahrgenommen worden. Die Bodenerhebungen, welche Stuart traf, sind meist nur niedrige Hügel oder kleinere Plateau's, selten Berge oder Bergzüge von 2—3000 Fuß Höhe.

Wirkliche Höhenmessungen hat Stuart leider nicht vornehmen können, und es läßt sich daher nur im Allgemeinen aus seinen Angaben und den zuverlässigen Beobachtungen Anderer am Gregory-See und am Victoriafluß schließen, daß der Boden Australiens im Ganzen allmälig von Süd nach Nord ansteigt, und daß diese Steigung etwa 1300—1400 Fuß beträgt, daß es ferner hier so wenig, als eine beträchtliche Massenerhebung, eine Senkung unter dem Meeresspiegel giebt. Die tiefste Senkung im Innern bleibt noch immer das Torrensbecken, und dies scheint überall noch über dem Meeresspiegel erhaben zu sein. Wohl aber setzt sich diese Senkung wahrscheinlich ziemlich weit nach Norden fort, vielleicht bis zur Sturt'schen Wüste oder zur Breite der von Stuart überschrittenen Mac-Donnellberge, also bis in die Gegend des Wendekreises. Denn alle bis dahin von Stuart gekreuzten Flußbetten zeigten eine entschiedene Neigung gegen Osten oder Südosten, also gegen das Torrensbecken. Weiter nördlich war keine solche gemeinsame Neigung der Flußläufe mehr zu merken; die meisten wandten sich nach Norden, aber diesen folgten wieder andere, die nach Nordwest oder Nordost oder selbst entschieden nach Osten verliefen. Keiner dieser Flüsse oder Creeks dürfte übrigens das Meer erreichen; sie alle versiegen nach kurzem Lauf in den Ebenen des Innern. Eigentliche Flußsysteme giebt es darum hier nicht.

Die wissenschaftliche Bedeutung der Stuart'schen Entdeckungen wird erst durch das gegenwärtige Unternehmen in ihr volles Licht treten. Daß sich aber auch bereits praktische Bedeutungen daran knüpfen, das kann freilich nur in einem Lande wie Australien begriffen werden. Hier ist man nicht gewohnt, vor Schwierigkeiten zurückzuschrecken, und fast noch immer hat sich ein neuentdecktes Land als besser erwiesen, als anfangs vermuthet wurde. Zur eigentlichen Besiedelung werden die von

Stuart aufgefundenen Ländereien allerdings kaum geeignet sein. Der Ackerbau wird sich höchstens an ganz beschränkten Stellen als möglich erweisen, wo eine künstliche Bewässerung der Felder hergestellt werden kann, da es an ausdauernden Flüssen und an regelmäßigem Regen fehlt, und zwischen den nutzbaren Stellen immer wieder weite, dürre Sandflächen und Scrubgürtel liegen. Dagegen wird auch hier die Viehzucht mit Erfolg betrieben werden können, und es wird sich daher im Innern mehr ein nomadisches, als ein seßhaftes Kolonistenleben entwickeln, wie es in den Grenzdistrikten der australischen Kolonien schon jetzt besteht. Es ist sogar möglich, daß bei der großen Entfernung dieser Ländereien vom Meere und der Schwierigkeit der Ausfuhr die Schafzucht sich nicht für sie empfehlen wird. Dann wird es aber ein Rinderland werden, das die großen Städte der Kolonien mit Fleisch versorgen und die Grenzdistrikte in den Stand setzen wird, ihre eignen reichen Weideländereien ausschließlich für die einträgliche Wollproduction zu verwenden. Daran endlich knüpft sich in den Augen der Kolonisten noch eine weit wichtigere Aussicht. In diesem neuerschlossenen Inneren wird sich ein Verkehrsweg nach der Nordwestküste eröffnen, und es wird, was bisher, wo man das Vieh mit großen Kosten und großer Gefahr zu Wasser hätte dorthin schaffen müssen, nicht möglich war, auf diesem Wege in Kurzem von den Südkolonien her die Kolonisation der Nordwestküste bewirkt werden. Von Schritt zu Schritt werden die Ansiedlungen mit ihren Viehheerden vorrücken, um endlich am Victoriafluß den Kern einer Niederlassung zu bilden, von der einst die Produkte Australiens, namentlich Pferde und Rinder, den Weg nach Indien finden werden. Schon denkt man daran — und in jedem andern Welttheile als Australien würde es eine lächerliche Utopie sein, — quer durch den Continent, durch die kaum erst von dem Auge der Civilisation erspähten Länder Telegraphendrähte zu führen, die über Timor die australischen Kolonien mit Indien in geistigen Verkehr setzen würden. Wenn aber die einzelne That eines kühnen Reisenden zu solchen Erfolgen führt, dann sind die wissenschaftlichen Forschungen hier im eigentlichsten Sinne Eroberungen geworden, dann ist Australien in eine neue Aera getreten, es hat seine Schätze nicht mehr zu suchen, sondern nur noch zu verwerthen. Die Männer aber, welche diese Aera heraufführten, die Eyre und Sturt und Leichhardt, die Gregory, Babbage und Stuart, sie sind die Heroen der Mythenzeit in der australischen Geschichte.

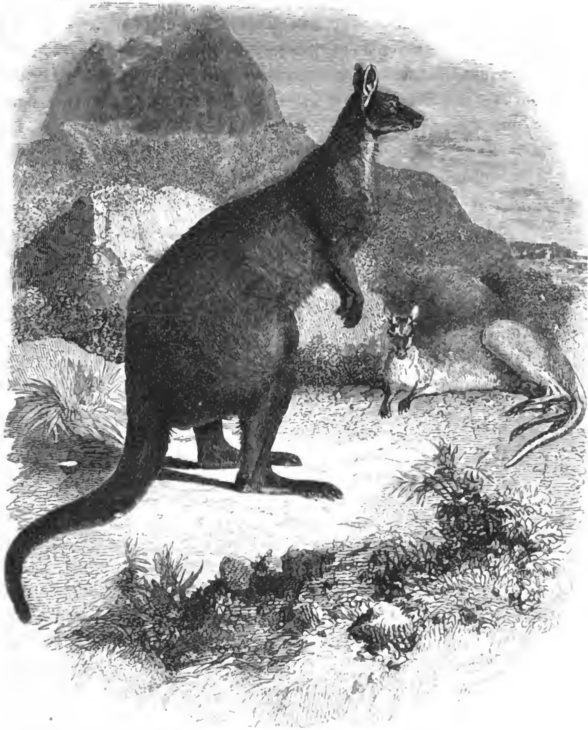
Viertes Kapitel.

Die australische Lebenswelt.

Noch ist das Innere Australiens nicht erschlossen, und doch wie sahen wir bereits die Wunder, mit denen die Phantasie dieses so wenig gekannte Land zu umkleiden versuchte, eins nach dem andern schwinden! Australien bleibt freilich immer noch, wie in seiner Bodengestaltung und physischen Beschaffenheit, so auch in seiner Lebenswelt ein originelles Land, aber es ist doch nicht mehr der Sonderling unter den Welttheilen, für den man es einst gehalten. Wenige flüchtige Blicke in diese Lebenswelt werden genügen, diese Ueberzeugung aufzudringen.

Australien hat seine herrlichen Bäume, wie jedes andre Land. Es hat seine stattlichen Nadelhölzer, melancholisch-düstre Cypressenfichten und gleich herrliche, wie imposante Araucarien, seine schattenreichen Laubbäume, die myrthenverwandten Eukalypten und Baobabs, die mit den Adansonien Afrika's an Größe wetteifern, seine prachtvollen Palmen, vor allen die Kohlpalmen; aber daneben hat es auch seine seltsamen, man weiß nicht ob den Palmen oder den Nadelhölzern näherstehenden Zapfenpalmen oder Zamien, seine von den Kolonisten zwar — sonderbar genug — Wald- und Sumpfeichen genannten, aber in ihrer ganzen Tracht weit mehr an riesige Schachtelhalme erinnernden Kasuarinen. Australien hat ferner seine Ungeziefer, vielleicht mehr wie jedes andere Land, seine giftigen Schlangen in Creeks, in Sümpfen und Urwäldern, seine überaus artenreiche Vogelwelt, seine Raubvögel, seine Kasuare oder Emu's, seine Strauße, seine Papageien und Kakadu's, seine prachtvollen, am meisten an unsre Fasanen erinnernden Leiervögel, seine zahlreichen, oft herrlich geschmückten Tauben und Hühner, aber auch seine Singvögel. Denn es ist nur eine Fabel, daß die australischen Vögel nicht sängen; in den großen Städten thun sie es freilich nicht; wer aber in den Waldungen täglich die Sonne aufgehen sieht, der hört auch die Vögel singen. Australien hat ferner auch seine katzenartigen Raubthiere, schwarze und kastanienbraune, weißgefleckte Tigerkatzen, die unter den Schaafheerden manche Verheerung anrichten, seine wilden Hunde, die Dingos, seine Fledermäuse, von denen manche mit ausgebreiteten Flügeln 3 Fuß messen; aber es hat keine Affen, keine

Hufthiere, keine Widerkäuer, statt deren aber die seltsamen Beutelthiere, die Känguruh's, die noch zahllos in den Tiefen der Wälder leben, die Buschratten, die Wombats oder, wie man sie ihrer Trägheit wegen nennt, australischen Bären; es hat vor allen die wunderbar ge-



Das Wald-Känguruh.

stalteten Thiere, die Charaktere von Vögeln, Reptilien und Beutelthieren in sich vereinigen, das Schnabelthier oder den Wassermaulwurf (**Platypus** oder **Ornithorhynchus**) und den Stachelschwein-Ameisenfresser (**Echidna**).

Aus diesen Seltsamkeiten seiner Thier- und Pflanzenwelt hat man den Schluß gezogen — und es ist eine weitverbreitete und populär gewordene Ansicht —, daß Australien der jüngste Continent der Erde sei. Die neueren wissenschaftlichen Untersuchungen haben grade das Gegentheil erwiesen: Australien ist der älteste Continent. Fossile Säugethierreste aus Australien kennt man längst. Ueberraschend aber ist, daß neben den Resten großer Pflanzenfresser sich auch die Reste großer Fleischfresser gefunden haben, neben gigantischen Känguruh's gigantische **Dasyurus**- oder Beutelmarder-Arten, welche, wie in Europa die Höhlenbären und Höhlenhyänen, die australischen Höhlen bewohnten. Zu noch größerer Ueberraschung fand man in den Darling-Dünen im J. 1847 in Diluvialbänken neben Süßwassermuscheln, deren Arten noch heute in jener Gegend leben, Knochenreste, aus denen es gelang, den 4 Fuß langen Schädel eines kolossalen Thieres zusammenzusetzen, das zu seinen Lebzeiten eine Höhe von 10 — 16 Fuß erreicht haben muß und offenbar ein Stellvertreter unserer diluvialen Dickhäuter in Europa gewesen ist. Ein zweiter Schädel gehörte einem ausgestorbenen gigantischen Beutelthier von Rhinocerosgröße an.

Auch in Europa sind es bekanntlich Beutelthierreste, welche die Reihe der Säugethiere eröffnen, welche die Erde in der Vorzeit bevölkerten. Man nimmt allgemein an, daß diese beutelthierartigen Säugethiere zuerst mit dem Ende der primären und mit dem Beginn der secundären Epoche auftraten. Man hatte nun längst erkannt, daß die so auffällig von allen Faunen und Floren der übrigen Welt abweichenden Formen der australischen Thier- und Pflanzenwelt am meisten mit denen übereinstimmen, welche in Europa die jurassische Periode oder die Secundärzeit überhaupt charakterisiren. Der Schluß, den man daraus zog, daß Australien ein Continent sei, welcher die Entwicklungsperioden der übrigen Continente nicht durchgemacht habe, war also richtig. Aber dieser Schluß darf nicht mehr in dem Sinne gelten, daß Australien ein junger Continent sei, der alle jene geologischen Entwicklungsperioden eigentlich noch nachzuholen habe, sondern vielmehr in dem Sinne, daß Australien der älteste Continent ist, das in seiner jetzigen Gestalt am frühesten gebildete Festland, daß seine jetzige Thier- und Pflanzenwelt in direkter Abstammung den ältesten Stammbaum aufzuweisen hat.

Man kennt in Australien außer sehr unbedeutenden und beschränkten Tertiärablagerungen bis jetzt nur krystallinisches Gebirge und Primärformationen, welche die Hauptmasse des Continents zusammensetzen. Die ganze Reihe der secundären Formationen scheint gänzlich zu fehlen.

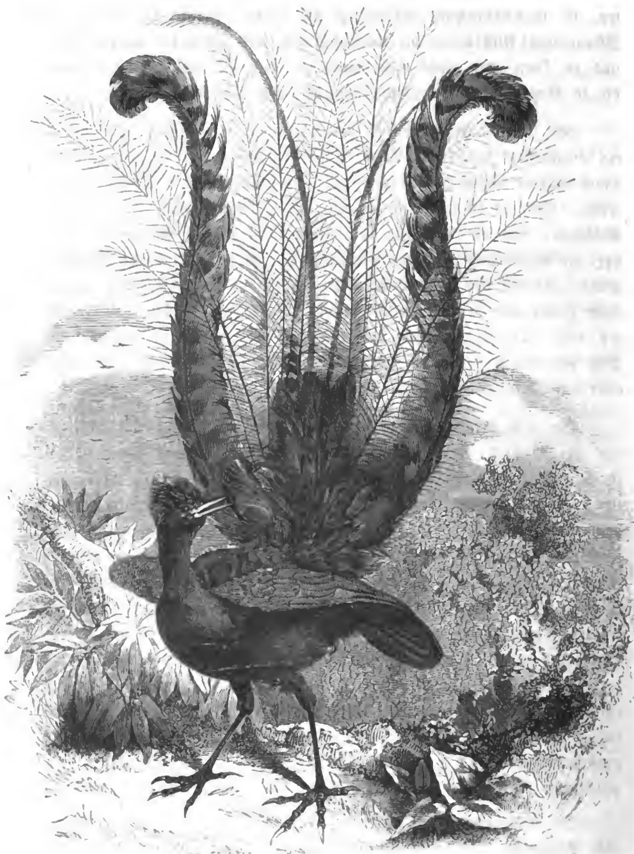
Aus dieser Thatsache folgt mit Nothwendigkeit, daß Australien seit dem Ende der Primärzeit Festland ist, daß es nie wieder vom Meere bedeckt und durch alle jene undenklichen Zeiträume hindurch, während deren Europa den gewaltigsten geologischen Revolutionen unterworfen war, ein ruhiger Boden war, auf dem Pflanzen und Thiere gedeihen konnten, in ununterbrochner Reihenfolge bis heute. So ist die Thier- und Pflanzenwelt Australiens die ursprünglichste und älteste der ganzen Welt, und es kann uns nicht mehr wundern, daß hier noch Formen leben, die in Europa längst ausgestorben und durch neue ersetzt sind.

Von diesem Gesichtspunkt gewinnt auch der Mensch Australiens ein originelles Interesse. Auch er hat vielleicht den ältesten Stammbaum unseres Geschlechts aufzuweisen, der über unsern Adam hinausreicht. Aber es ist nicht allein ein altes, sondern auch ein alterndes Geschlecht, dem er angehört. Auf keines der wilden Völker der Erde hat die Berührung mit der Civilisation eine so verderbliche Wirkung geübt, als auf das australische. Die Rothhäute Nordamerika's mögen rasch genug von der Erde verschwinden, so erschreckend schnell aber nicht, als diese australischen Wilden. So gebe ich denn zum Schlusse ein Bild von diesem sterbenden Volke, das zwar nicht auf Schönheit, wohl aber auf Originalität Anspruch machen kann.

Der erste Eindruck, darin stimmen alle Berichterstatter überein, den der Anblick eines australischen Wilden mit seiner kohlschwarzen Farbe, seinen scharfen, funkelnden Augen, mit einer Reihe von Zähnen, die aus seinem großen, offenstehenden Munde unverhältnißmäßig hervorstehen, auf den Europäer macht, ist eher der eines Pavians oder sonstigen fremdartigen Geschöpfes dieser neuen Welt, als der eines menschlichen Wesens. Ein kurzes Gewand von Känguruhfellen ist sein einziges Kleidungsstück und reicht etwa bis zur Mitte der Schenkel herab, die untere Hälfte der dünnen, formlosen Beine unbedeckt lassend. Seine Arme sind mager, aber kräftig, seine ganze Statur klein und unbedeutend. Sein dickes, lockiges Haar wächst tief in die niedrige, schwach entwickelte Stirn herein, seine Augen sind klein, tiefliegend und lebhaft, seine Nase schmal und etwas abgeplattet, sein Mund breit und vorstehend. Das ist der edelste Typus dieser heruntergekommenen, unglücklichen Race.

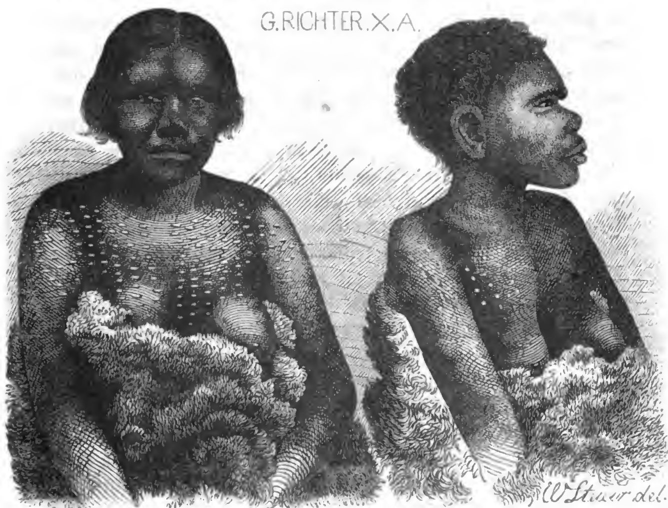
Die Eingebornen Australiens zerfallen allerdings in eine Menge von Stämmen, die auch ihre physischen Eigenthümlichkeiten zeigen, und deren jeder seinen eignen Landesdistrikt inne hat. Jede Familie,

jedes Individuum sogar besitzt seinen anerkannten Landstrich, und dieses Eigenthum erbt fort, und die Familie ist stolz auf ihre Jagdgründe. Worin aber eigentlich das Recht des Besitzes besteht, ist schwer zu sagen. Denn Ackerbau gibt es nicht, und die verschiedenen Glieder des



Der Leiervogel (Menura superba).





Südaustralische Eingeborne. (Nach Photographien.)

Stammes jagen ohne Unterschied auf Jedes Grund und Boden. Nur dem Fremden, dem Feinde gegenüber, der vorsätzlich diesen Boden betreten wollte, wird das Eigenthumsrecht geltend gemacht, und die mancherlei Vorwände zum Streit, die er gewährt, scheinen die einzigen Vortheile des Besitzes.

Von Staatsleben, von Regierungsform giebt es bei den Australiern nichts, nicht einmal einen Häuptling oder einen Anführer im Rath und im Felde. Hört man einmal von einem großen Mann, der eine besonders einflußreiche Stellung in einem Stamme einnimmt, so ist es gewiß ein besonders geschickter nnd erfahrner Speerwerfer oder ein besonders blutdürstiger und jähzorniger Mann, dem man aus Furcht sich unterordnet.

Jeder Stamm pflegt sich durch Verfertigung einer Waffe oder eines andern Gegenstandes auszuzeichnen, und um diese Erzeugnisse auszutauschen, aber auch zu Lustbarkeiten und Känguruhjagden versammeln sich zahlreiche Stämme zu gewissen Jahreszeiten an einem vorher bezeichneten Orte. Da giebt es denn bunte und aufregende Scenen. Schon die Jagd ist aufregend. Gewöhnlich versammelt man sich an einem kleinen See, gegen den man ringsum das Wild zusammentreibt, um dann plötzlich unter furchtbarem Lärm und in entsetzlicher Verwirrung darüber herzufallen. Mit Beute beladen kehrt man dann zum Lager zurück, ißt, trinkt, tanzt und schläft, bis der Hunger zu einer neuen Jagd treibt. Alles würde ganz ruhig und freundschaftlich vor sich gehen, wenn es bei solchen Gelegenheiten nicht immer einen alten Streit zu schlichten, ein altes Unrecht zu ahnden gäbe. Vom Wortwechsel kommt es bald zu Schlägereien, — der Wamera blinkt in der Luft, Speere fliegen umher; mit zerstochenen Beinen und zerschlagenen Köpfen trennt man sich, einander Rache schwörend. Tödtlich wird bei diesen Gefechten selten Jemand verletzt, trotz des ungeheuren Lärms der Streitenden. Die ganze Scene hat mehr Lächerliches als Erschreckendes. Einer der Männer springt auf und wirft seinen Speer dicht neben seinem Gegner nieder, der sich sogleich erhebt, die Beleidigung zu rächen. Im Augenblick ist das ganze Lager in Aufruhr; die beiderseitigen Freunde eilen herbei, die Kämpfenden festzuhalten. So gesichert, zerren und ringen die schäumenden Krieger auf eine furchtbare Weise und zeigen große Entrüstung darüber, daß man sie hindert, einander zu vernichten, hüten sich aber doch, sich zu sehr anzustrengen, daß sie ohne große Mühe festgehalten werden können. Verwandte und Freunde eilen herbei, um gleichfalls Partei zu ergreifen; auch sie werden von andern

zurückgehalten, bis die ganze Gesellschaft endlich entweder festhält oder festgehalten wird. Von Drohungen und Schimpfreden erschöpft, beruhigen sie sich endlich und versprechen ihre Waffen für jetzt wegzulegen. Mürrisch kehren sie in ihre Hütten zurück, um am nächsten Tage wahrscheinlich die Posse zu wiederholen.

Wir dürfen indeß aus solchen Scenen nicht etwa schließen, daß es den Australiern an Mordlust fehle. Im Gegentheil, so oft ein Glied des Stammes stirbt, auf natürliche Weise oder sonst wie, so hat der nächste Verwandte des Verstorbenen die Pflicht, ein Glied eines andern Stammes zu tödten; dieser rächt sich natürlich in derselben Weise, und so giebt es einen Zustand beständiger Furcht und Feindseligkeit. Nur den offnen Kampf lieben sie nicht, und das ist ein Beweis ihrer außerordentlichen, fast thierischen Wildheit. Nur durch Hinterlist sucht man zum Ziel zu kommen, und oft empfängt der Australier den Tod von den Händen eines Mannes, den er als Freund an seinem Heerde aufgenommen. Schlau seine niedrige Absicht verbergend, wartet der Feind, bis der Schlummer Aller Augen bedeckt, und bohrt dann seinen Speer tief in die Brust seines Opfers. Er entflieht in die Wälder, kehrt zu seinem Stamme zurück und rühmt sich stolz seiner tapfern That. Oder schweigend umherstreifend, um eine Gelegenheit zur Rache zu suchen, naht er sich dem Wigwam zu einer Zeit, wo der Mann auf die Jagd gegangen ist, und Weiber und Kinder am Feuer träumen, ohne an Gefahr zu denken. Lautlos und schlangenartig nähert sich der Blutdürstige seiner Beute, springt plötzlich unter sie und stößt Alles mit dem Speere nieder, was nicht entkommen kann.

Die Hauptnahrung liefert dem Australier im Winter die Jagd in der Tiefe der Wälder, im Sommer der Fischfang an der Seeküste. Seine Lebensart ist darum nothwendig eine wandernde. Auch die Klugheit verlangt den häufigen Wechsel des Wohnsitzes. Denn indem sie so durch das Land wandern, erschweren sie ihren umherschweifenden Feinden, ihr Lager ausfindig zu machen und einen unbewachten Augenblick zur Befriedigung ihrer Rache zu benutzen. Ueberdies befreien sie diese Wanderungen von überaus zahlreichen, kleinen, aber kaum weniger angenehmen Nachbarn, dem Ungeziefer. Bei der Armseligkeit ihres Hausraths und der einfachen Bauart ihrer Hütten sind diese beständigen Umzüge auch mit wenig Beschwerden verknüpft. Diese Hütten werden hauptsächlich aus Gras, Binsen, Rinde und Baumzweigen gebaut. Sie sind 3 Fuß hoch, vorn offen und groß genug, um 2—3 Personen zu fassen, die sich im Innern wie Igel zusammen rollen.

Denken wir uns eine umgestürzte Tasse, in der Mitte von einander geschnitten, so haben wir in jeder Hälfte das Modell eines australischen Hauses. Sommer und Winter ist das ihr einziger Schutz. In Sturm und Regen schlafen hier Männer, Weiber und Kinder, in Känguruhfelle gehüllt, und nur durch ein kleines Feuer vor dem Eingang erwärmt.

Die Kleidung besteht für beide Geschlechter aus einem einzigen Gewande, einem Mantel von Känguruhfellen, der für jede Jahreszeit und jedes Wetter eingerichtet wird. Gewöhnlich wird er mit dem Pelz nach innen getragen; nur bei heftigem Regen wird der Pelz nach außen gekehrt, damit die Nässe abläuft, ohne das Fell zu durchdringen. In den warmen Sommermonaten und auf ihren Streifzügen durch die Wälder legen sie auch dieses Kleidungsstück ab, in das sie sich dann nur noch Nachts hüllen, um sich vor dem Thau und der kalten Nachtluft zu schützen. Außer dem Mantel pflegen die Männer darunter noch um die Taille einen schönen Gürtel von zusammengerollten Pelzen des Beutelthiers zu tragen, der etwa wie graues Wollenzeug aussieht. Wenn Hungersnoth herrscht, was überaus häufig der Fall ist, wird dieser Gürtel fest um den Körper angezogen, um so den Magen zu beschwichtigen.

Als eigenthümlichen Schmuck bemerkt man bei vielen Australiern kleine Knochen oder Holzstücke im Nasenknorpel. Es ist das, wie sich herausgestellt hat, eine Auszeichnung der Herren Diplomaten. Wenn man nämlich mit einem benachbarten Stamme in Unterhandlungen treten, ihm eine Botschaft des Friedens oder des Einverständnisses schicken will, so wählt man einen Knaben von 12 — 15 Jahren. Diesem wird ein kleiner, geschärfter und fast rothglühend gemachter Känguruhknochen durch den Knorpel grade unter den Nasenlöchern getrieben. So lange die Wunde noch nicht geheilt ist, wird seine Person als geheiligt betrachtet, und er kann ungefährdet seine Mission vollbringen. Kehrt er zurück, so bleibt der Knochen als Schmuck. Es sind das dieselben sogenannten „Sprietsegelstangen", welche Cook bei den Südsee-Insulanern fand. Schön sind sie nicht. Aber solche Verunstaltung des Körpers, in der Absicht, ihn zu schmücken, finden wir ja überall. Die Australier haben ihre Sprietsegelstangen, andere Nationen ihre Nasenringe; die Negerin des Sudan und die fein gebildete Dame Europa's durchstechen ihre Ohren, um den nicht minder kleidsamen, als nützlichen Ohrring aufzunehmen. Aber der Knochen in der Nase des Australiers

und der Ring im Ohr der Europäerin — es ist dieselbe Sitte, gleich civilisirt oder gleich barbarisch.

Indessen haben die australischen Männer doch noch eine andere, vielleicht barbarischere Art, ihre Person zu verschönern. Das ist die Sitte, den Körper zu zerfleischen, um lange Narben oder Hautwülste hervorzubringen. Mit der scharfen Spitze eines Kiesels werden Einschnitte auf Brust, Schultern und Oberarmen gemacht, an Länge und Dicke verschieden, manche 1 Zoll lang und von der Dicke eines Strohhalms, andre 3 Zoll lang und so dick wie ein Finger. Das Blut läßt man auf der Wunde trocknen, und bald erscheint die Narbe, die sich durch das ganze Leben erhält.

Bei der Dürftigkeit seines Kostüms und der Unmöglichkeit, seinen Geschmack und seine Eitelkeit an diesem zur Geltung zu bringen, nimmt der Australier seine Zuflucht zum Bemalen des Körpers und Verzieren des Kopfes. Den größten Theil seiner Toilettenzeit nimmt das Bestreichen seines unbeschnittenen Haars mit einer dicken Masse von rothem Ocker und Fett in Anspruch. Die Frisur ist sehr mannigfaltig; bei Einigen besteht sie aus einer Menge kleiner, glänzender, rother Löckchen; Andre umwickeln den Kopf mit Stricken und überziehen ihn dann mit einer soliden Masse steifer, thonähnlicher Pomade, und oben darauf wird meist ein Büschel Federn vom Emu oder Kakadu oder der Schwanz eines wilden Hundes befestigt; Manche umwinden ihn auch mit einem Blumenkranz. Andre haben endlich unzählige kleine Thonstückchen an den Enden der Haare hängen, die jede Bewegung mit einem Rasseln begleiten.

Am meisten begehrt und am höchsten geschätzt ist von allem äußeren Schmuck der Bart. Sein Erscheinen ist das Ziel des höchsten Ehrgeizes eines Australierjünglings, und durch das ganze Leben bleibt er ein Gegenstand des Stolzes und der Sorgfalt. Die Zärtlichkeit, mit welcher er ihn beständig streichelt und liebkost, zeigt, welches Vergnügen der Australier an seinen buschigen Reizen empfindet. Auch ist der Bart hier mehr als äußerer Schmuck; er verleiht auch Rechte. Kein Mann darf heirathen, keiner ein Emu tödten, bevor er im Besitz eines Bartes ist. Selbst im Kampfe wird dem Bart ein großer Theil der Wirkung zugemessen; und in der That, wenn ein solcher Wilder die langen Enden seines Bartes fest zwischen die Lippen klemmt und mit den Füßen stampft, wenn die Augen aus den Höhlen treten und jede Muskel des Körpers vor Wuth zittert, so liegt in dieser Erscheinung etwas grausenhaft Wildes.

Unter den mancherlei seltsamen Thatsachen, auf die man beim Studium dieses Volkes stößt, ist vielleicht keine merkwürdiger, als die Geringfügigkeit der Waffen und Geräthe, deren sie sich bedienen. Die Eingebornen an den Ost-, West- und Südküsten Australiens sind vielleicht die einzigen Völker der Erde, die eine Seeküste bewohnen und doch weder Transportmittel zu Wasser besitzen, noch des Schwimmens kundig sind. Das ist um so auffallender, als wilde Völker sonst grade für diese Künste eine besondere Vorliebe zeigen. Die Indianer Nordamerika's von den arktischen Regionen bis Florida sind geschickte und kühne Schiffer in ihren Barken und Kanoë's. Die Neuseeländer sind bekannt wegen der Schönheit und Größe ihrer Kriegsboote. Die Inseln der Südsee kann man sich kaum noch denken ohne schwimmende und tauchende Najaden in den Brandungen ihrer Küsten, in den Schaumfällen ihrer Ströme. Die Malaien zeichnen sich aus durch ihre Schifffahrtskunst, und ganze Flotten malaiischer Fahrzeuge besuchen seit undenklichen Zeiten alljährlich die Nordküste Australiens, um den Trepang für die chinesischen Märkte zu holen. An dieser Nordküste Australiens selbst besitzen die Eingebornen, obwohl sie wilder als die der Südküste sind, ihre Boote und Kanoë's, oder sie schwimmen auf rohen Holzflößen in das Meer hinaus, unbekümmert, ob ihr Boot sie durch die Brandung trägt oder sie treulos verläßt; so furchtlos und geschickt sind sie in diesem Elemente. Aber an den übrigen australischen Küsten, grade wo die zahllosen Inseln und fischreichen Buchten den natürlichen Instinkt hätten rege machen sollen, finden wir eine Unbekanntschaft mit diesen Künsten, die wir dem Menschen als angeboren zu betrachten geneigt sind. Man hat daraus den Schluß ziehen wollen, als sei die Bevölkerung Australiens von Norden her erfolgt durch Bewohner der malaiischen Inseln, und nicht längs der Küsten, sondern mitten durch das Innere des Festlandes hin. Auf der Jahrhunderte langen Wanderung durch die dürren, aller Ströme und Seen entbehrender Binnenländer hätten dann die Völker ihre ursprüngliche Kenntniß der Schifffahrt verloren, und wären, an den neuen Küsten angelangt, bereits unfähig geworden, die Vortheile der sich vor ihnen ausbreitenden See zu ermessen und auszubeuten. Mehr Wahrscheinlichkeit aber, als die Annahme einer solchen Entartung, dürfte doch die durch zahllose Eigenthümlichkeiten der australischen Race bestätigte Ansicht haben, daß Australien seine Urbevölkerung hatte, die von Norden her durch Malaien und Papuas bildende Einflüsse empfing, im Süden, Westen und Osten aber, wo der Verkehr mit benachbarten befähigteren Inselvölkern fehlte, in ihrer

ursprünglichen, thierähnlichen Rohheit verharrte. Eine seltsame Erscheinung bleibt es immerhin, die einen dunkeln Schatten auf die Zukunft einer so wenig entwicklungsfähigen Race werfen muß.

Die Waffen und Geräthe der australischen Eingebornen bestehen aus einer kurzen, schweren Keule, einem rohen Messer mit einer Schneide von Stein, einem steinernen Hammer, mit dem sie Kerben in die glatten Bäume schlagen, um sich das Hinaufklettern zu erleichtern, vor allem aus dem Speer und dem Bumerang. Der Speer ist eine 9 Fuß lange, grade Stange von der Dicke eines Spazierstocks, mit einer scharfen, nadelähnlichen, am Feuer gehärteten Spitze am schweren Ende. Etwa einen Zoll von der Spitze hat er gewöhnlich einen zierlichen, hölzenen Bart von etwa zwei Zoll Länge; oder es sind kleine, scharfe Kieselstückchen bis 6 oder 8 Zoll von der Spitze mit Gummi befestigt. Die Wunden, welche diese Speere bewirken, sind fürchterlich, da sie das Fleisch zerfetzen und kaum anders wieder herausgezogen werden können, als indem man sie durch das ganze Glied, in dem sie festsitzen, hindurchstößt. Geschleudert wird der Speer mittelst des Wamera oder des Wurfstocks. Dieser ist ein flaches Holzstück von 2 Fuß Länge, in der Mitte 4 Zoll breit, aber nach beiden Enden in eine Spitze auslaufend. An dem Ende, welches man in der Hand hält, befindet sich ein Stück einer harten, harzigen Substanz, die man vom Grasbaum gewinnt, und die verhindert, daß der Wamera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. An der andern Spitze ist ein kleiner Haken, der in eine flache Vertiefung am dünnen Ende des Speers paßt. Soll der Speer geworfen werden, so wird er der Länge nach auf den Wamera gelegt und zwischen Zeigefinger und Daumen gehalten. Er wird daher ähnlich wie der Stein aus der Schlinge fortgeschleudert, und erlangt dadurch eine größere Kraft, als wenn er aus freier Hand geworfen würde. Die Eingebornen zeigen eine überraschende Geschicklichkeit im Gebrauch dieser Waffe; auf 50 — 60 Schritt fehlen sie selten ihr Ziel. Aber überraschender fast noch ist ihre Geschicklichkeit, der Waffe auszuweichen. Selten wird Einer von einem Speer getroffen, wenn er auf den Angriff gefaßt war. 5 bis 6 Speere können in rascher Folge auf einen Mann geschleudert werden, und ohne sich nur von der Stelle zu bewegen, vermeidet er alle durch eine leichte Biegung des Körpers.

Die merkwürdigste der australischen Waffen aber ist der Kilie oder Bumerang. Er hat fast die Form eines Halbmonds und ist aus einem natürlich gekrümmten, harten Baumzweig gemacht, an der einen Seite flach, an der andern leicht convex, etwa 15 Zoll lang und fast 2 Zoll

breit. Sein Flug durch die Luft ist excentrisch und sehr verschieden, je nach der Geschicklichkeit des Werfenden. Ein erfahrner Werfer kann ihm fast jede beliebige Richtung geben. Er schleudert ihn mit aller Macht gegen den Boden, 10 oder 12 Fuß von sich ab, die Waffe prallt ab, beschreibt einen Bogen durch die Luft und fällt in großer Entfernung rechts oder links nieder. Wieder schleudert er sie zu Boden, und sie steigt mit der Schnelligkeit eines Pfeils in die Höhe, bis man sie kaum mehr erkennt, und nach dem sie einige Augenblicke in der Luft geschwebt hat, schießt sie mit furchtbarer Kraft einige Schritte hinter dem Werfer zur Erde. Dieser Bumerang ist die gefährlichste Waffe des Australiers. Sein Flug ist so schnell, daß man ihm kaum mit dem Auge folgen kann, und seine immer wechselnden Bewegungen machen es unmöglich, ihm aus dem Wege zu gehen. Selbst die Eingebornen können ihm schwer ausweichen, und manchmal sieht man einen Wilden, von dessen Hand die Waffe ausgegangen ist, sich auf dem Boden werfen, um dem eignen Streiche zu entgehen.

Es waren bisher nur die wilden Männer Australiens, auf die sich meine Schilderung bezog. Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich schießlich auch ein flüchtiges Bild von dem schönen Geschlecht zu entwerfen versuche. Da bedarf es freilich im Voraus der Verzeihung meiner Leserinnen, wenn ich hier von einem „schönen Geschlecht" zu reden wage. Denn sicher lassen sich keine elenderen, herabgekommneren menschlichen Wesen denken, als die australischen Frauen. Von Natur klein, sind ihre Körper und Glieder durch die Noth in so entsetzlicher Weise abgezehrt, daß, hätten sie ihre glänzenden Augen nicht, man die meisten eher für Mumien, aus denen die Seele seit Monaten gewichen, als für lebende Wesen halten würde. — Jeder Knochen ist sichtbar, die formlosen Arme und Beine, scheinbar ohne Muskeln, die eingesunkenen Augen und hohlen Wangen, Alles vereint sich, um ein Bild unbeschreiblichen Elends darzüstellen. Als ob die natürliche Häßlichkeit noch nicht abstoßend genug wäre, sind noch gewöhnlich Gesicht und Kopf, von dem das Haar ganz kurz abgeschoren ist, mit Narben und Schrammen bedeckt, den Spuren der Züchtigungen ihrer rohen Gatten oder der Wirkungen an sich selbst verübter Gewaltthätigkeiten, durch welche sie den Kummer über den Tod eines Kindes oder eines ihrer zahlreichen Verwandten und Freunde ausdrücken; nun denke man sich auf diese noch blutenden Wunden Kalk und Holzkohle gestrichen, und man hat eine Vorstellung von diesem abschreckenden Anblick.

Zu dem Känguruhmantel kommt bei den Frauen noch ein weiter Sack aus Känguruhfellen, der an einem über die Brust laufenden Riemen über den Rücken hängt, und in dem sie das jüngste Kind mit anderen tragbaren Gegenständen mit sich führen. Jede häusliche Arbeit liegt allein den Weibern ob, und auf ihren Reisen haben sie außer den Kindern noch den ganzen Waffenvorrath der Männer, vielleicht auch einen jungen Hund zu tragen. Mühselig sieht man sie unter einer Last sich schleppen, die groß genug scheint, den Körper der unglücklichen Geschöpfe zu Boden zu drücken; und dabei sind Wurzeln, die sie sich mit langen, spitzen Stöcken ausgraben, fast ihre einzige Nahrung.

Polygamie ist in weitester Ausdehnung in Australien zu Hause. Jeder darf so viel Frauen haben, als er ernähren, und als er sich stehlen kann; denn die Weiber werden hier meist gestohlen. Das gewöhnliche Verfahren, wonach das Kind oft schon Jahre lang vor der Geburt einem Manne ohne Rücksicht auf sein Alter, und wäre er älter als der Vater, zur Ehe versprochen wird, ist den Meisten zu langweilig. Auch macht das Stehlen eines Weibes gar kein Aufsehen und keinen Verdruß; der Bestohlene sucht sich einfach seinen Vorrath aus dem Vorrath eines Nachbarn wieder zu vervollständigen.

Trotz der wilden Brutalität, mit welcher diese Frauen von ihren Männern behandelt werden, trotz dieses Lebens von Elend und Entbehrungen, das sie von der Geburt bis zum Tode führen, fehlen ihnen dennoch jene innigen Gefühle nicht, welche das weibliche Geschlecht auf der ganzen Erde charakterisiren. Ihre Liebe zu den Kindern verräth sich bei jeder Gelegenheit, und wahrhaft rührend ist es, die Wehklagen einer beraubten Mutter zu hören, wenn sie Nächte lang den Verlust ihres Kindes betrauert. Ja selbst ihren harten Ehegenossen gegenüber ist ihr Gefühl keineswegs ein gleichgültiges. Bei den allgemeinen Streitscenen, welche so oft den Frieden des Lagers stören, sind es die Frauen grade, die am lautesten ihre Stimme für die Ehre ihres streitenden Gatten erheben. Hätte eine solche Scene nicht auch ihre ernste Seite als Ausdruck eines, wenn auch noch so rohen, doch selbst in der Brust dieser niedrigsten und mißhandeltsten menschlichen Wesen sich regenden ehelichen Gefühls, man würde sich kaum etwas Lächerlicheres vorstellen können. Wenn sie da am Feuer im Angesicht der Parteien sitzen und sich mit Hohn und Spott über die unbedeutenden Thaten und verächtlichen Anstrengungen der Gegner ihrer Gatten ergießen; wenn dann Eine plötzlich aufspringt, auf und nieder stolzirt und ihren langen Stab über dem Haupte schwingt; wenn der Mantel zurückgeworfen wird

und ihr nun nachflattert wie der Schweif einer zornigen Katze; wenn dann endlich, gereizt durch die höhnischen und beleidigenden Lieder der Gegnerin, eine Andere mit einem Sprunge sich erhebt und in derselben Weise beginnt, umherzustolziren, zu singen und den Stab zu schwingen; — wenn sie dann zuletzt einander allmälig in Schlagweite sich nähern, und nun dem Kampf mit Worten ein nachdrücklicherer mit Stöcken folgt, der mit blutigen Köpfen endet; — und wenn das Alles doch nur zu Ehren der nichts weniger als würdigen Ehemänner geschieht: — dann mag das lächerlich, ja unschön erscheinen; weiblich ist es doch!

Das ist das Bild der australischen Völkerwelt. Es ist ein düstres, fast lichtloses Bild, das Bild eines sterbenden Geschlechts, und doch vielleicht der Erstlinge des Menschengeschlechts auf Erden!

Zwei große Welttheile habe ich vorgeführt, um Blicke werfen zu lassen in die Natur dieser Länder, ihrer Wüsten, wie ihrer Paradiese, Blicke in das Leben und die Sitten ihrer Völker, in ihre hoffnungsreiche oder hoffnungslose Zukunft. Aber der wohlthuendste und erhebendste Blick war doch immer der auf die Thaten der Forscher, auf ihre Triumphe, wie auf ihre Opfer. Das wenigstens dürfte mit Sicherheit aus dieser Darstellung hervorgehen: Wenn unser Vaterland krankt an einer Fülle innerer Kraft, die nach Entfaltung ringt, an Gedanken, die Gestalt verlangen, wenn es leider so oft arm war und noch ist an nationalen Thaten, durch die es allein gesunden kann; so ist es doch die Wissenschaft zu allen Zeiten gewesen, die solche Thaten darbot, an denen das deutsche Selbstgefühl sich erheben, der deutsche Gemeingeist erstarken konnte!

Dritter Abschnitt.

Die arktische Polarwelt.

Es liegt unbestreitbar in jeder Menschenbrust eine tiefe Sehnsucht nach jenen Gegenden, wohin schon die nebelverhüllte, fabelhafte Vorzeit die ersten Schauplätze der Kultur verlegte, wo die Natur mit schwelgerischer Ueppigkeit die Reize ihrer Farben und Formen entfaltet, wo Nichts von Tod, von Wechsel, von Vergänglichkeit flüstert, wo Licht und Wärme, Glanz und Duft, Freiheit und Leben alles Geschaffene schmücken. Das Land des Südens ist das Paradies, wohin der kühne Zugvogel „Phantasie" so gern seinen Flug richtet. Vor dem eisigen Norden bebt Alles zurück. Ueber diese schauerlichen Flächen zu schweifen, wo nur Eis und Schnee und überall Eis, wo Land und Meer und Berg und Ebene ein einförmiges Leichentuch, aus dem nur hie und da das düstre Braun oder Schwarz eines vom Sturm entblößten Felsen oder von den Sonnenstrahlen aufgethauten Sumpfes hervorblickt, durch jene Nacht zu irren, wo das Funkeln der Sterne und der Purpur des Nordlichts oder das Farbenspiel im Sonnenglanz schimmernder Eisberge den Ersatz für den Blüthenschmuck der lieblichen Flora bieten; das mag am warmen Kamin wohl seine Reize haben, ähnlich etwa dem Behagen, mit dem man der Erzählung schauerlicher Gespenster- und Räubergeschichten lauscht. Aber selbst den Fuß in jene Einöden zu setzen, selbst zu kämpfen mit jenen schwimmenden Eisfelsen, selbst sich einer Kälte auszusetzen, in der das Quecksilber Monate lang starrem Eisen gleicht, in der man seine Speisen erst mit Aexten aus den Fässern schlagen, sein Fleisch mit Brecheisen spalten, sein Oel zersägen, seine Butter mit Meißeln schneiden muß und, wenn man den Löffel zum Munde führt, Gefahr läuft, daß er an der Zunge anfriere, sich selbst unter jene einförmigen Schrecken zu wagen, deren höchsten Reiz eben ihre Einförmigkeit bildet, wem graute davor nicht! Die Wüste des Südens hat doch noch ihre Oasen, und die Fee Morgana zaubert dort wenigstens noch luftige Paradiese. Aber die Zauberer des Nordpols sind böse, tückische Geister, seine Schönheit ist die des Schreckens, seine Bilder sind die düsteren Entsetzens.

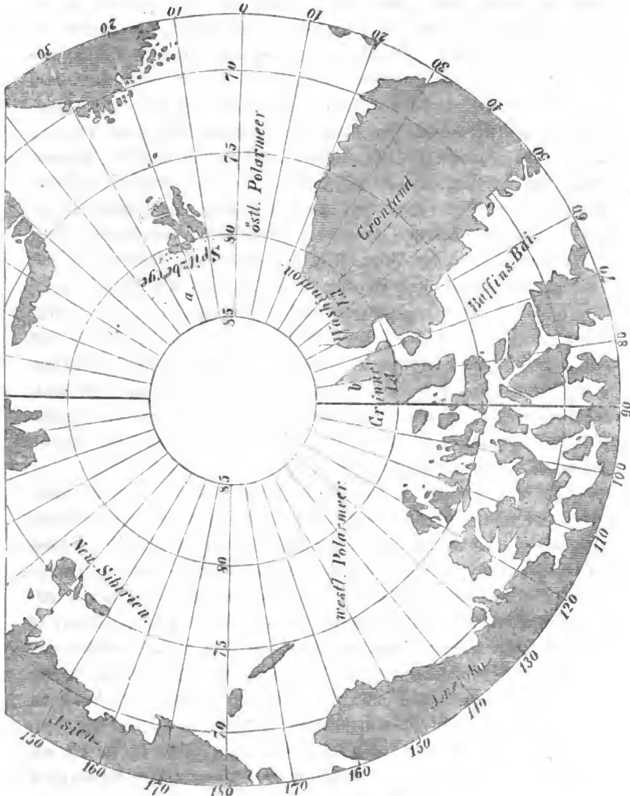
Aber auch der Schrecken, auch das Entsetzen hat seine Reize. Auch dem Verbrechen des Menschen, auch der finstern Leidenschaft hat die Kunst den Stoff zu ihren Werken entlehnt. Warum sollte die Wissenschaft davor zurückbeben, diese Nachtseite der Natur in ihre wunderbaren Gemälde aufzunehmen! Ich möchte in der That diese Bilder vom Nordpol, welche die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten durch ihre begeisterten Jünger entwerfen ließ, und die ich in flüchtigen Skizzen dem Leser vorführen will, mit den bekannten Gallait'schen Bildern vergleichen. Hier wie dort die grauenhaften Züge des Todes, aber hier wie dort im Hintergrunde eine reiche, thatenvolle, erhebende Geschichte! Hier wie dort matte, düstre Farben, aber große, kräftige Gestalten! Hier wie dort Oede, Trostlosigkeit, Verzweiflung in der Scenerie, aber ungebeugter Trotz in den Zügen des Helden und ringsum in den Gesichtern der Umgebung fieberhafte Spannung, angstvolle Sehnsucht, die sich selbst auf die Stimmung der Beschauers überträgt!

Ehe ich dem Leser diese Bilder vorführe, ehe ich ihm von den kühnen Unternehmungen berichte, die zu diesen Bildern führten, muß ich ihn mit dem Schauplatz näher bekannt machen, auf den sie ihn versetzen werden.

Ueber jenen Kreis hinaus, der sich rings um die Erde zieht, und in dem die Sonne wenigstens einmal im Jahre ihren Auf- und Untergang vergißt, über jenen Kreis tage- und monatelanger Nächte, den Polarkreis, hinaus senden unsre drei nördlichen Continente ihre äußersten Küsten, wie um mit einem festen Gürtel die eisigen Meere des Poles zu umspannen. Traurig verlieren sich die stolzen Continente, die im Innern die Stätten der höchsten Kultur und der üppigsten Naturschönheiten tragen, hier im Norden in flache, öde, mit den Fluthen des Eismeeres fast verschwimmende Wüsten. Nur Skandinavien behauptet noch einen Theil seiner Urkraft in den zerklüfteten, klippenreichen Felsgestaden und Inseln, gegen welche trotzig das Eismeer braust. Asien hat seine sibirischen Tundren und Moossteppen, Amerika seine Barren-Grounds, deren öde Felsplatten nur Flechten bekleiden, und deren stolzeste Gewächse zwergartige Gesträuche an den Ufern der Flüsse und Seen sind, welche die Schluchten und Vertiefungen dieser Einöde ausfüllen. Hier und da berührt wohl noch ein Wald die Grenzen des Polarkreises, wie die Pechtannenwälder an der Mündung des Mackenzie und die Weißtannenwälder am Kupferminenstrome.

Das eigentliche Polarland beginnt jenseits jenes Festlandgürtels mitten in den Fluthen des Eismeeres. Neusibirien und Nowaja-Semlja

an den asiatischen Küsten sind Gruppen echter Polarinseln. Spitzbergen, das über den 80° n. Br. hinausragt, galt lange als das vollendetste Gepräge aller Schrecken der Polarwelt. Ausgenommen die nur von fern gesehenen Küsten eines aus dem sibirischen Eise im Norden der Behringsstraße emporstarrenden Berglandes, sind das die einzigen selbstän-



Karte des nördlichen Polarkreises.

a. der äußerste Punkt, bis zu welchem Parry, b. der Punkt, bis zu welchem Dr. Kane vordrang.

digen Vertreter einer Polarwelt auf der Osthälfte unsrer Erde. Dagegen haben die neuesten Forschungen eine weit ausgedehntere, weit schreckensvollere Welt im Norden des amerikanischen Continents aufgedeckt.

Unmittelbar an die amerikanischen Küsten schließt sich im Nordosten eine Gruppe von Inseln an, die zum Theil erst seit Kurzem als solche erkannt sind, und die auch in ihrem Charakter noch durchaus an das Festland erinnern. Niedrig, von Seen und Sümpfen bedeckt, nur hie und da von Sandsteinfelsen durchbrochen, die sich kaum zu einigen Hundert Fuß Höhe erheben, bilden diese Inseln ein nur durch schmale Kanäle getheiltes Ganze, das durch noch schmälere Meeresarme von dem Mutterlande getrennt ist. Cumberland im Osten ist durch die Hudsonstraße von Labrador, durch den Foxkanal von der Melville-Halbinsel geschieden; Cockburn-Land wird durch die Fury- und Hekla-Straße von der Melville-Halbinsel, durch den Boothia-Golf von Boothia Felix, Nordsommerset durch die Prinz-Regent-Einfahrt von Cockburnland und durch die Bellotstraße von Boothia Felix getrennt. Die große, früher als Prinz-Wales-Land, Victorialand, Wollastonland und Prinz-Albert-Land unterschiedene Insel wird durch die Victoriastraße und den Peelsund von Nordsommerset und Boothia Felix, durch die Delphin- und Unionstraße und die Dease-Straße von den Besitzungen der Hudsonsbaicompagnie getrennt, und zwischen dieser Insel und der westlichsten dieser Gruppe, der früher als Banksland bekannten Baringinsel, strömt die Fluth der Prinz-Walesstraße.

Im Norden dieser Inselgruppe liegt eine andere, die man früher bald für einen Theil eines polaren Continents, bald für zusammenhängend mit den südlicheren Inseln und Halbinseln der amerikanischen Küste hielt. Jetzt bildet diese unter dem Namen der Parry-Inseln zusammengefaßte Gruppe den Nordrand jener so lange gesuchten und mit so vielen Opfern erkämpften Meeresstraße, die aus dem westlichen Eismeer in die Baffinsbai führt und den Stillen Ocean mit dem Atlantischen verbindet. Die Banksstraße bildet die Einfahrt zu dieser Straße, die sich im Melvillesund zu einem ansehnlichen Becken erweitert und durch die Barrowstraße und den Lancastersund in die Baffinsbai mündet. Die westlichste der im Norden dieser Straße gelegenen Inseln ist die erst vor wenigen Jahren entdeckte und betretene Patrick-Insel, die im Westen durch die Fitz-Williams-Straße, den Crozier-Kanal und die Kelletstraße von der Melville-Insel getrennt wird, welche Parry's Winteraufenthalt vor 41 Jahren so berühmt machte. Der Byam-Martins-Kanal trennt

diese Insel von der großen, vielfach zerschnittenen und wahrscheinlich selbst durch Kanäle getheilten Cornwallis-Insel, die wiederum durch die Penny-Straße von dem neuentdeckten Grinnelllande und durch den Königin- und Wellington-Kanal von der östlichsten dieser Inseln, Nord-Devon, getrennt wird. Ueber diese Inseln hinaus sind selbst die Schlitten der kühnsten Entdecker der jüngsten Jahre nicht weit vorgedrungen, einige Inseln und von fern gesehene Küsten ausgenommen, die Polynia-Inseln im Norden der Prinz-Patrick-Insel und die Insel Nord-Cornwall im Norden des Grinnelllandes.

Aber an den Ufern der Baffinsbai erhebt sich noch eine andere Polarwelt. Früher hielt man die Baffinsbai für ein im Norden völlig geschlossenes Binnenmeer, und Grönland, dieses gewaltige Polarland, dessen Flächenraum fast dem von Deutschland und Frankreich zusammen gleichkommt, für eine Halbinsel des amerikanischen Festlandes oder für den südlichen Theil eines den Nordpol umlagernden Continents. Die Forschungen der letzten Jahre haben ein ganz anderes Licht darüber verbreitet. Da, wo man sonst das Ende des Smithsundes vermuthete, ist eine Meeresstraße eröffnet worden, die aus der Baffinsbai in ein nördliches, weites Polarmeer führt, und an den Nordküsten Grönlands ist ein neues Land entdeckt worden, das nur durch einen mächtigen Eiswall mit Grönland zusammenhängt und von dem Entdecker Kane den Namen Washington-Land erhalten hat. Auch nach Westen hin hat der Jonessund sich den unermüdlichen Anstrengungen der Entdecker eröffnet, und das Land in seinem Norden, das früher an seiner Südküste den Namen Nordlincoln führte, jetzt in seiner nördlichen Ausdehnung vom Entdecker Dr. Kane den Namen des Grinnelllandes erhalten hat, ist bis zu einer Breite von 82½°, also bis auf eine Entfernung von 7½° oder 112 Meilen vom Nordpol dem Auge des Forschers blosgelegt und von seinem Fuße betreten worden. Das ist das nördlichste, bisher entdeckte Land der Erde. Der Parry-Archipel reicht nicht über 77½° hinaus, Spitzbergens äußerste Küste berührt kaum den 80°, und wenn auch einzelne Walfischfahrer, wie noch im Jahre 1855 der „Aeolus", bereits mehrmals diese Nähe des Poles erreichten, wenn auch Parry im J. 1827 auf Schlitten selbst bis zu 82° 45′ vordrang, nie ward in ähnlicher Weise den Schrecken der Polarwelt getrotzt, und nie wurden sie muthiger und glücklicher überwunden, als von Kane und seiner Mannschaft, die 2 Winter in dieser schauerlichsten aller Einöden verlebten.

Diese Inselwelt also, die sich von der Patrick-Insel bis Grönland und von den Küsten des amerikanischen Festlandes bis über den 82. Breitegrad, über einen Flächenraum, der fast dem von ganz Europa gleichkommt, erstreckt, ist es, die vorzugsweise den Namen der Nordpolarwelt verdient. Das Eis verkettet diese Inseln unter einander und mit dem Festlande zu einem Ganzen, und Eisbrücken breiten alljährlich über die trennenden Meeresfluthen so sicher von Ufer zu Ufer ihre Arme aus, daß die Bewohner dieser Einöden jeden Winter von den äußersten Nordspitzen bis in die Hudsonsbailänder gelangen können. Der Charakter des amerikanischen Nordens wiederholt sich im Westen dieser Inselgruppen noch recht deutlich. Niedrige, sandige Ebenen dehnen sich hier aus, deren bis auf wenige Zolle ewig vom Frost gefesselten Boden das Thauwetter jeden Sommer in unabsehbare Sumpf- und Wasserwüsten verwandelt, die den Beschauer an den Anblick erinnern, den die Erde einst am Morgen nach der Sündfluth gewährt haben mag. Weiter im Osten nimmt die Landschaft jenen wild zerrissenen, chaotischen Charakter an, der besonders die Melville-Inseln auszeichnet. Fürchterliche Schluchten und felsige Gründe zeigen sich, gewaltige Steinblöcke bedecken den Boden, und in steilen, oft amphitheatralisch über einander gethürmten Klippen stürzen die Küsten ins Meer. Der Sandstein erhebt sich zu Hügeln von mehren hundert Fuß, daneben treten Kalkstein und Granit auf und bilden bereits Berge von 2 — 3000 Fuß Höhe. Aber den großartigsten Charakter nimmt die Polarwelt in Grönland an, diesem fürchterlichen und häßlichen Lande, wie es schon vor 100 Jahren einer seiner treuesten Freunde, Paul Egede, nannte. Es ist ein furchtbar zerrissenes, von ewigem Eise bedecktes Hochland, dessen Schneegipfel oft bis zu 5000 Fuß aufragen, und in dessen Thälern nie lebendige Wasserströme rauschen, sondern Eisströme, die, was sonst nur Flüssen zukommt, hier im festen Zustande die Gewässer des Innern sammeln und zu den tief eingeschnittenen Fiorden hinabführen, bis das Meer seine Beute losreißt und im Triumph den krystallenen Fels auf seinen Fluthen davonträgt.

Diese Inselwelt ist der Schauplatz, auf dem sich länger als 3 Jahrhunderte hindurch die Thaten kühner Männer bewegten, auf dem noch in unsern Tagen eines der entsetzlichsten Dramen in der Geschichte der Entdeckungen abspielte. Mögen die Bilder, die ich von dieser öden, fernen Welt entwerfen will, auch noch so düster und farblos erscheinen, hier, wie in den Wüsten Afrika's und in den sonnedurchglühten Steppen

Australiens, wird der Mensch es sein, der sie mit Leben erfüllt, und die menschliche That, an der sich trotz Eis und Einöde unser Gefühl erwärmt und unser Gemüth erhebt.

Erstes Kapitel.

Die klimatischen Verhältnisse der Polarwelt.

Was der Charakter für den Menschen, das ist das Klima für ein Land. Wie aus dem Charakter die Physiognomie, das Benehmen, das Schicksal des Menschen sich gestaltet, so bildet das Klima den Grundton für alle Gemälde einer Landschaft.

Den einfachsten Ausdruck gewinnt das Klima eines Landes in seinen Jahreszeiten. Schon die einfache Thatsache, daß hier in den Ländern am Pole nur 2 Jahreszeiten bestehen, ein Winter und ein Sommer, oder vielmehr eine einzige lange Winternacht und ein einziger langer Sommertag, und daß kein sanfter Uebergang, kein Frühling und kein Herbst, sondern nur eine eisig rauhe Dämmerung sie vermittelt, schon diese Thatsache ist geeignet, Aufschlüsse über die wichtigsten klimatischen Verhältnisse des Poles, selbst über sein organisches Leben und seine landschaftliche Physiognomie zu gewähren. Was freilich in Büchern und Schulen über diese dunkle Polarnacht, zu deren Erhaltung eine weise Vorsehung die Nordlichter erfand, über diese Mitternachtssonne, die ihre Gluthstrahlen über die eisigen Fluren des Poles ausgießt, erzählt zu werden pflegt, das trägt mehr das Gepräge romantischer Phantasie, als nordischer Wirklichkeit. Es ist nicht so leicht, seine gewohnten Vorstellungen auf diese fremde Welt zu übertragen. Allerdings verweilt die Sonne hier, wie überall auf der Erde, gerade so lange Zeit im Jahre über dem Horizonte als unter demselben. Daraus zu schließen, daß auch Tag und Nacht, Licht und Dunkel in gleicher Weise vertheilt seien, wäre dennoch ein Irrthum. Unsre Vorstellung von der Polarnacht ist gewöhnlich von einer unserer langen Decembernächte entlehnt, der wir nur eine Ausdehnung von mehren Monaten geben. Richtiger wäre dies Bild, wenn wir uns eine Menge solcher Decembernächte an-

einander gereiht dächten, nur geschieden durch schwache Dämmerungen. Die flachen Windungen nämlich, in denen die Sonne in jenen Polargegenden über und unter dem Horizonte den Himmel umkreist, gestatten ihr nie eine Entfernung unter dem Horizonte, in welcher nicht noch einige Lichtstrahlen durch die Brechung der Atmosphäre auf die Erdfläche gelangen könnten. Auch unter einer Breite von 80° und bei ihrem tiefsten Stande zur Zeit unsrer kürzesten Tage nähert sich die Sonne dem Horizonte zur Mittagszeit bis auf 13½°. Eine Tiefe von 18° unter dem Horizonte bezeichnet aber erst die Grenze der Dämmerung. So tritt also auch an jedem Tage der dunkeln nordischen Winterszeit um die Mittagsstunde eine Dämmerung ein, die gegen die Grenzen des Winters hin dem vollen Tageslichte nahekommt, aber auch am finstersten Tage noch während einiger Stunden gestattet, unter freiem Himmel die feinste Schrift zu lesen. Nur bei unruhigem, stürmischem Wetter, bei dicker Luft und Schneegestöber wird die nächtliche Finsterniß drückend. An jenen stillen, heitern Tagen dagegen, wie sie zur Weihnachtszeit zugleich mit der strengen Kälte einzutreten pflegen, bereitet die Mittagsdämmerung ein zauberhaftes Schauspiel. Keine Sonne leuchtet im Süden, und doch zeigt sich im Norden eine prachtvolle Färbung, ein feuriger, rother Streifen, der den dunkelblauen, von der Erde beschatteten Theil des Himmels gegen den von der unsichtbaren Sonne erleuchteten Theil abgrenzt. Und ist dieses mittägliche Abendroth erloschen, dann schießt wohl auch einmal ein funkelndes Nordlicht seine weißen und rothen Strahlen über den Himmel, freilich nicht so häufig und intensiv, daß es, wie man gewöhnlich glaubt, einen wesentlichen Beitrag zur Erleuchtung der Polarnacht abgeben könnte. Wohl aber gießt der Mond sein Silberlicht in so reinem Glanze über die weiten Schneefelder aus, daß man auf meilenweite Entfernungen die feinsten Umrisse jeder Klippe und jedes Eisberges zu unterscheiden vermag.

Aber nicht genug, daß die Dämmerung das Dunkel der Winternacht mildert, verlängert sie auch die Dauer des Sommertages. Lange vor dem eigentlichen Tage ist die Nacht schon entschwunden. Ein Wechsel von Tag und Nacht, wie bei uns, tritt kaum ein. Unmerklich fast geht die Mittagsdämmerung der Winternacht in den Sommertag über. In jener Bucht des Smithsundes unter 78½° Br., in welcher Dr. Kane zwei furchtbare Winter verlebte, bildete den Gegensatz zu 120 sonnenlosen Wintertagen ein einziger 6 Monate langer Sommertag. So gewinnt also das Licht hier am Pole einen entschiedenen Sieg über die Finsterniß und behauptet einen größern Theil des Jahres für sich, als

unter dem gepriesenen Himmel der Tropen. Um so gewaltiger freilich ist der Kontrast in den Wärmeverhältnissen, der durch den monatelangen Mangel der Sonnenstrahlen und ihrer erwärmenden Wirkung erzeugt wird.

Wie Zahlen überhaupt keine Anschauung gewähren, so am wenigsten bei Temperaturen. Man glaubt etwas recht Vernünftiges zu denken, wenn man sagt, in jenen Polarländern steige die Kälte bis auf das Doppelte unsrer höchsten Winterkälte, weil 40 das Doppelte von 20 ist. Abgesehen davon, daß die Empfindung nicht in solcher Weise mißt, vergißt man, daß man es mit einer Eintheilung zu thun hat, auf deren Anfangspunkt es ankommt, und daß daher bei der Fahrenheit'schen Scala das Verhältniß ganz anders lautet, nämlich — 13° und — 58°. Erst die Wirkung der Temperatur gestattet eine Schätzung. Erst wenn wir hören, daß bei — 40° R. Weingeist und Quecksilber erstarren, ahnen wir die furchtbare Höhe der Polarkälte. Auch die mittlere Jahrestemperatur gibt nicht immer ein vollkommen klares Bild von klimatischen Verhältnissen. Paris und Newyork haben fast eine gleiche mittlere Jahrestemperatur, aber wie verschieden ist dennoch ihr Klima! Hier ein milder Winter, der selbst im Januar noch eine Mitteltemperatur von + 2° behauptet, dort ein erstarrender Frost, ein fast 3 Monate langes Beharren des Thermometers unter dem Gefrierpunkt, ein Januar mit — 4½° mittlerer Temperatur, ausgeglichen durch eine glühende Sonnenhitze. Aber jedenfalls haben wir in der mittleren Jahreswärme die erste Grundlage für jedes klimatische Bild. Wenn wir hören, daß, während am Nordcap, dem nödlichsten Punkte Europa's, unter 71° n. Br. die mittlere Jahreswärme noch 0° beträgt, sie im Smithsunde (78½° n. Br.) auf — 11,°9, auf Boothia Felix (unter 70° n. Br.) auf — 12,°6, auf der Melville-Insel (75° n. Br.) auf — 13°,7, in der Mercybai an der Baringsinsel (74° n. B.) sogar auf — 14°,3 sinkt, so vermögen wir den furchtbaren Kontrast zu ahnen, der zwischen Allem, was in dem Bereich unsrer Erfahrung und Vorstellung liegt, und der Natur jener eisigen Polarländer besteht.

Aber noch deutlicher wird unser Bild werden, wenn wir dem jährlichen Verlauf der Temperaturen in jenem Norden folgen. Im Allgemeinen pflegt noch die irrige Ansicht zu herrschen, als ob jene eisige Polarkälte sich ganz auf die lange Winternacht zusammendränge, und als ob dann ein glühender, wenn auch kurzer Sommer einen Ersatz für ihre Schrecken biete. Ein Sommer, wie ihn Lappland und selbst Sibirien noch kennen, und überhaupt, was wir Wärme nennen, gibt es in den Polarländern nicht. Selten steigt in jenen Gegenden, selbst

in der langen Sommernacht, die Temperatur über + 6° R. In der Mercy=Bai war im Jahre 1852 noch in der Mitte Juli das Land tief mit Schnee bedeckt, und erst am 25. Juli begannen kleine Wasserrinnen aus den Thälern zu rieseln und Wasserlachen sich auf den Eisflächen zu bilden. Erst im Juni erhob sich die Temperatur auf + 5½° R., um freilich schon am 20. August auf — 2°, am 27. August auf — 6° zu sinken. Aber auch diese geringe Wärme wirkt im Bunde mit dem ewigen Sonnenschein hier zauberhaft. Aus dem gefrornen Boden, der selbst im Sommer auf wenige Zolle nur aufthaut, sprießen wunderbar schnell Gräser und Blumen, und wo noch vor wenigen Tagen das kalte Leichentuch der Natur starrte, da prangt jetzt ein blumiger Wiesenteppich.

Nicht aber das gefrorne Erdreich, nicht Felsspalten und Klippenränder allein kleiden sich in den grünen Schmuck, selbst hoch oben auf Eisbergen sieht man oft Gräser und Kräuter mit einer Ueppigkeit treiben, wie sie sonst von bevorzugteren Himmelsstrichen erreicht wird. Freilich, so zauberhaft dieser Schmuck erschien, schwindet er auch. Denn der Winter ist Herrscher am Pol, und der Sommer verdrängt ihn nicht ganz. Der Sommer ist nur ein Kampf zwischen Entstehen und Vernichtung. Ein eisiger Hauch mitten am langen Sommertage zerstört Grün und Blüthen. Ein sonnenloser Nebeltag bereitet die lange Winternacht vor. Schneestürme brausen über das Land. Die Temperatur sinkt allmälig unter — 20° R. Nun ist alles Leben erstorben; Schnee und Eis verhüllen die Erde, Nebel den Himmel. Mit dem Januar entfaltet sich die ganze Strenge des nördlichen Winters. Ein Landwind vom amerikanischen Continent her verscheucht die Nebel; die Luft wird klar und rein, und die Kälte erreicht die furchtbare Höhe von — 40° bis — 44° R. Todtenstille herrscht, man hört nichts als das Knistern des Eises und den eignen Herzschlag. Die letzten Tage des März bringen endlich die Erlösung und oft so plötzlich, daß die Temperatur in wenigen Tagen von — 39° R. auf — 13°, bisweilen selbst über den Gefrierpunkt steigt. Aber auch diese plötzliche Milderung erweckt keineswegs ein behagliches Gefühl; auch eine Kälte von — 12° wirkt dann abstumpfend und erschlaffend wie Sommerschwüle. Ein steter Wechsel von Schneestürmen und Regenschauern, von Frost und Thauwetter bezeichnet den Frühling der Polarländer, dessen Mitteltemperatur nicht über — 12° bis — 15° hinausgeht.

Welch ein furchtbarer Kontrast gegen das Klima unserer Heimat! Wir verstehen die Schauer des Nordens erst ganz, wenn wir sie auf

die heimische Natur zurückführen. Der Juli, der wärmste Monat der Polarländer, ist nur um 1° wärmer als unser März, und unsere kältesten Monate Januar und Februar entsprechen etwa dem August oder den letzten Tagen des Mai am Pole. Die kälteste Hälfte des Jahres vom November bis April ist bei uns noch um 5° wärmer, als die wärmste Hälfte des nordischen Jahres vom Mai bis October.

Wenn uns also die Erfahrungen kühner Reisenden jene Inselwelt im Norden Amerika's als die kältesten Länder der Erde kennen lehrten, so ist das eine Thatsache, zu der wir nie auf dem Wege theoretischer Schlußfolgerungen hätten gelangen können. Denn unter derselben Breite, unter welcher Boothia Felix in ewigem Eise starrt, gestattet das westliche Norwegen noch eine Bodenkultur, und unter derselben Breite, unter welcher in Grönland keine Kartoffel, kein Halm mehr gedeiht, reift bei Drontheim noch die Kirsche, prangen bei Christiania noch Apfel- und Aprikosenbäume. Während die Buchten der Ostsee alljährlich von Eis starren, und Treibeis bis an die äußersten Grenzen des Kattegat vordringt, während selbst das asow'sche Meer jeden Winter sich mit fußdickem Eise bedeckt, kennen die Fiorde von Drontheim, von Tromsöe und Hammerfest kein Eis, berührt nie ein Eisberg oder eine Eisscholle das Nordcap, und während Eisberge alljährlich die Ostküsten Amerika's bis zur Breite von Lissabon heimsuchen, durchfurchen Hunderte von Schiffen mitten in der Polarnacht ein eisfreies Meer im Norden Europa's, das sich im Sommer bis über die Grenzen Spitzbergens, bis über den 80 Breitegrad erstreckt. Solche Widersprüche zwischen Klima und geographischer Lage lassen sich nur aus Eigenthümlichkeiten der Ländergestaltung in Verbindung mit Luft- und Meeresströmungen erklären.

Das Klima eines Landes ist stets der Gesammtausdruck mannigfach in einander greifender Naturwirkungen. Dem forschenden Blick in das geheimnißvolle Schaffen dieser Kräfte löst sich allein das Räthsel seiner scheinbaren Widersprüche; vor ihm enthüllt sich sogar oft der dunkle Hintergrund selbst, in den es dem leiblichen Auge nie gestattet ist einzudringen. Der einfache Schluß aus Regeln, die der einer engbegrenzten Heimat entnommen wurden, führt hier mehr als anderswo in die Irre, und das Schaffen der Phantasie, mag auch ihr mächtiger Drang, Leeren aufzusuchen und auszufüllen, nirgends so wohlthätig gewirkt haben, als in der geographischen Forschung, es führt hier nur zu Trugbildern und Träumen. Das hätten die Alten uns schon lehren können. Sie hatten ihre Atlantis; der Ocean der Wissen-

schaft hat sie verschlungen. Sie erblickten ein furchtbares Eisland, kaum besser als die heutige Polarwelt, da, wo jetzt die höchste Kultur blüht und Millionen Bewohner die milden Reize ihrer Heimat feiern. Wir haben es gleichwohl nicht besser gemacht bis auf den heutigen Tag. Auch wir hatten vor Kurzem noch unsre Atlantis, ein Wunderland jenseits der entsetzlichen Eiswüsten am Pole der Erde; es war eine Schöpfung der Phantasie, die noch heute ihre Bilder malt, selbst wo nur Eis und Nacht die Farben leihen. Wir haben es ebenso versucht, aus einfachen Regeln auf die Natur der unnahbaren Polarwelt zu schließen. Wir gingen von der scheinbar sehr berechtigten Annahme aus, daß mit der Annäherung zum Pole gleichmäßig auch die Temperatur sammt allen durch sie bedingten Erscheinungen abnehme. Der Pol konnte uns dann kaum anders erscheinen, als eine trostlose, ewige Eiswüste, wild zersplittert und durchbrochen von thurmhohen Eisstacheln, eine Eiswüste, gegen deren Schrecken Sibirien selbst als lockendes Paradies erschien! Aber die Natur gestattet solche Schlüsse nicht, sie kennt keine Ausnahmegesetze, aber auch keine Regeln, wie wir sie träumen; sie ist eine Mannigfaltigkeit von Kräften, die durch die Einheit der Gesetze zu einer Mannigfaltigkeit der Erscheinungen wird. Unter gleichen Breitegraden finden wir in Skandinavien die üppigsten Wälder, Hafer-, Gersten- und Roggenfelder und in Grönland starrendes Eis und an den Ufern seiner Eisströme kaum zollhohe Beerensträucher. Das Klima des Landes und seine Lebenswelt hängt eben nicht blos von der geogr. Breite, sondern auch von der Gestaltung, Ausdehnung und Vertheilung von Land und Wasser und von Meeresströmungen ab.

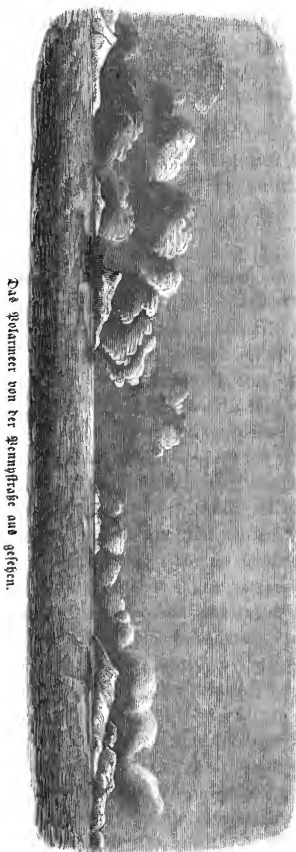
So festgewurzelt war die Ansicht von der Eisnatur des Poles, und so sicher glaubte man bereits seine mittlere Temperatur berechnet zu haben, daß, als in den letzten Jahren Beobachtungen auftauchten, welche mit dieser Ansicht in völligen Widerspruch traten, man nur mit Gelächter und Spott darauf antwortete und meinte, es sei noch nicht viel zu geben auf elysäische Gefilde und Oasen gegen den Nordpol hin. Aber als die Thatsachen sich mehrten und immer unzweifelhafter wurden, da schlug schnell die frühere Ansicht ins Gegentheil um, und — ein sicheres Zeichen, daß nur die Phantasie den Pinsel geführt hatte, — man träumte nun in der That von einem Wunderlande am Pole. Man erinnerte sich alter skandinavischer Sagen, die auf ein gedeihliches Land, wenn nicht gar auf selige Inseln jenseits der arktischen Eiszonen hindeuteten. Man gedachte russischer Reiseberichte von großen Stellen beständig offenen Wassers im hohen Norden Neusibiriens. Der

verlorene Franklin sollte sogar in jene Wunderwelt gerathen sein und sich in einem glücklichen Klima befinden, aus dem ihm nur die Rückkehr nicht freistehe, weil ein heftiger Windzug, der beständig nach den Polen hinwehe, sie vereitele. Kurz, alle jene phantastischen Vorstellungen, welche einst von dem vermeintlichen großen Südlande gehegt waren, schienen jetzt auf einmal in unserm lichtvollen Zeitalter sich im arktischen Polarmeer verwirklichen zu sollen.

Wir wollen uns einfach an die Thatsachen halten, welche die neuesten Aufschlüsse über die Natur des Nordpols geliefert haben, um die Frage zu entscheiden, ob dieser interessante Punkt Land oder Meer, und ob er ebenso das physikalische Centrum der kalten Zone, wie das mathematische ist.

Auf den Wanderungen durch die weiten, öden Regionen jenes Labyrinthes eisumgürteter Brocken Landes waren alle Reisenden überrascht, eine allmälige Zunahme der Temperatur und damit verbunden eine üppigere Vegetation und ein reicheres Thierleben zu beobachten, je weiter sie nach Norden kamen. West- und Nordwestwinde wurden vorherrschend und brachten stets nebliges und trübes Wetter. Das Alles deutete auf ein weites, offenes Meeresbecken im Norden und Westen jener eisigen Inselwelt, und ehe noch seine Küsten erreicht waren, hatte bereits der scharfe Blick des Beobachters sein Spiegelbild am Himmel erspäht. Denn dieselbe Zauberin, die unter den Gluthstrahlen der Tropensonne den Wüstenwandrer mit lockenden Bildern täuscht, entfaltet auch hier ihre Kunst. Die Zurückwerfung der schief auf die blendenden Eisflächen fallenden Sonnenstrahlen erzeugt ein so wunderbares Schauspiel am Himmel, daß es selbst den nüchternsten Matrosen in Entzücken versetzt. Fern unter dem Horizont verborgene Eisinseln erheben sich und erscheinen schwebend in der Luft, mit all' ihrer Farbenpracht, mit allem Zauber ihrer Formen. Aber der Seemann sieht in diesen Ruinen und Säulenhallen und Brücken, in diesem gelblichen Widerscheine alternden, dem blendend weißen frischgefallenen Schnees, wie in dem bläulichen nackter Felsen zugleich eine Karte, nach welcher er seine Fahrt richtet, einen Spiegel, in welchem er die offenen Stellen der See und die rettenden Auswege aus drohenden Eislabyrinthen erkennt. Er wendet sein Auge von dem wunderbaren Anblick des „Eisblinks“ im Osten, um den von schweren und dicken Wolken bedeckten westlichen Horizont zu betrachten, den „Wasserhimmel“, der sich nur über einem weiten, offenen Meere bilden kann. Dorthin richtet er seinen Weg, und siehe

— vor ihm breitet sich eine weite Meeresfläche aus, weiter als das Auge reicht, reich an thierischem Leben, an kräuterfressenden und andern Thieren, die an den Küsten Futter suchen oder in furchtloser Gleichgültigkeit in der Nähe derselben herumschweifen. Schon Parry ward auf seiner Schlittenexpedition zum Nordpol, die er in der sichern Voraussetzung unternahm, daß das feste Eis sich bis zum Pole erstrecke, unter 82¾° n. Br. durch ein solches offenes Meer aufgehalten. Er fand zuletzt nur noch ein einziges Stück Eis, das ihm und seinen Booten ein sicheres Asyl zum Rasten bot. Auch Wrangel und Anjou hatten bereits im Norden Sibiriens den weiten, unermeßlichen Ocean vor sich gesehen. Im letzten Jahrzehnt ist ein solches offnes Meer auch an den Nordküsten der Patrik- und Melville-Insel und an den Ausgängen der Penny-Straße und des Jones- und Smithsundes entdeckt worden. Als Penny am 16. Mai 1851 am Ausgange des Wellingtonkanals das offene Meer erreichte und sich urplötzlich wie in eine neue Landschaft versetzt sah, als er hier Walrosse erblickte und Eiderenten und andre Vögel umherfliegen sah, welche um diese Jahreszeit kaum 10 Grade südlicher erwartet werden konnten, da fühlte er sich so ergriffen,


Das Polarmeer von der Pennystraße aus gesehen.

daß er, der doch an Reichthum der Beobachtung in den arktischen Meeren seines Gleichen nicht hatte, gelobte, sich niemals wieder seiner

Erfahrungen zu rühmen. Die Schilderungen, welche die Reisenden von diesem offenen Meere entwerfen, klingen freilich sehr verschieden. Während die Einen eine ruhig wogende Wasserfläche erblickten, auf welcher selbst Tage lang anhaltende Nordwinde kein Treibeis herbeiführten, gewährte es Andern das erschütternde Bild eines Verderben drohenden, von wild dahinjagenden Eiskolossen erfüllten Elements.



Das Polarmeer in den Strahlen der Mitternachtssonne vom Smithsunde aus gesehen.

Für das Vorhandensein eines offenen, d. h. nie ganz zufrierenden Polarmeers im Norden Sibiriens wie der amerikanischen Inselwelt gibt es aber noch Zeugnisse, welche fast ebenso unwiderleglich sind, als das Zeugniß der Sinne. In der Nähe der Behringsstraße werden bisweilen Walfische gefangen, in denen man Harpunen stecken findet, welche den Stempel von Schiffen tragen, von denen man weiß, daß sie an den Ostküsten des amerikanischen Continents gekreuzt haben. Man könnte nun freilich schließen, daß diese Walfische auf dem Wege um das Kap Horn oder das Kap der guten Hoffnung von einer Seite Amerika's zur andern gelangt seien. Aber wenn auch nicht das oft neue Datum der Harpune eine so weite Reise als unmöglich erscheinen ließe, so haben alle neueren Forschungen zu der Ueberzeugung geführt, daß die tropischen Gegenden des Oceans

für den nordischen Walfisch gleichsam ein Feuermeer sind, in das er nie eintaucht, durch welches er nie hindurch kann. Da nun aber andrerseits Walfische auch nicht auf so große Strecken, wie sie die Eiskanäle zwischen den Parry-Inseln zeigen, unter dem Eise fortziehen können, so liefert jene Erscheinung den unumstößlichen Beweis, daß wenigstens zu gewissen Zeiten eine Wasserverbindung durch das Polarmeer von der einen Seite Amerika's zur andern offen steht.

Der beste Beweis aber für das Vorhandensein nicht blos eines Kanals, sondern einer offenen Polarsee, welcher zugleich jene merkwürdigen klimatischen Kontraste erklärt, liefern die Meeresströmungen. Wie nahe in Folge solcher Strömungen warmes Wasser im Meere und strenges Klima auf dem Lande oder Eise an einander grenzen können, davon gibt, wie Maury erzählt, jeden Winter der Golfstrom und das labradorartige Klima Neu-Englands, Neu-Schottlands und Neu-Foundlands ein treffendes Beispiel. In jenen Gegenden sinkt das Thermometer häufig unter — 14° R., ungeachtet der großen Nähe der sommerlich lauen Wasser des Golfstroms, den man von diesen strengkalten Gegenden bei günstigem Winde in einem Tage erreichen kann.

Unter dem Namen des Golfstroms sendet der atlantische Ocean seine unter den Tropen erwärmten Gewässer zum Norden. Mit einer Temperatur von 22° R. breitet dieser Strom sich unter dem 40° n. Br., seine flüssigen Ufer überströmend, viele Tausende von Quadratmeilen weit über die kalten Gewässer aus und bedeckt den Ocean ringsum mit einem warmen Mantel, der die Strenge des Winters mildert. Durch die britischen Inseln getheilt, sendet er den einen Arm in die Bai von Biscaya, den andern weit hinauf in das Polarbecken von Spitzbergen. Eine milde und feuchte Atmosphäre begleitet ihn, und jeder Westwind, der ihn kreuzt, entführt ihm ein Theilchen seiner Wärme, um die skandinavischen Winterstürme zu mildern, um „Erin“ zur „Smaragdinsel des Meeres“ zu machen und Albions Küsten in ein immergrünes Gewand zu kleiden, während auf der Westseite des Oceans unter derselben Breite die Küsten Labradors in Eisbanden gefesselt liegen. Noch in der Nähe Spitzbergens ist in gleicher Tiefe die See nur um 1° kälter als in der caraibischen See.

Ein solcher Einfluß ist sicherlich geeignet, das Dasein eines verhältnißmäßig offenen Meeres selbst im Norden Spitzbergens und Sibiriens zu erklären. Aber es fragt sich, ob dieses offene Meer dasselbe ist, das an den Ausgängen der Pennystraße und des Smithsundes gesehen wurde, ob es seine warmen Wogen auch bis zu den eisigen Kü-

sten der Parryinseln und in die Baffinsbai zu wälzen vermag. Früher war man geneigt, den ganzen, auf unsern Karten leer gelassenen Raum zwischen den Nordküsten Asiens und Amerika's als Eismeer anzusehen. Nach Entdeckung der Parryinseln glaubte man dieser Inselwelt im Westen mit der Melville-Insel eine Grenze setzen zu können, zumal da die Entdecker des westlichen Theils der amerikanischen Nordküste nirgends eines ihr gegenüber sich erhebenden Landes erwähnten. Die neuesten Forschungen haben diese Anschauung wesentlich geändert. Im Norden der Behringsstraße sind in der That Inseln und Küsten unbekannter Landstrecken gesehen worden. Die ungeheuern, jeder Jahreszeit trotzenden Eismassen neben der schmalen, offenen Meeresstraße längs der westlichen Nordküste Amerika's deuten unzweifelhaft auf einen festen Boden hin, auf dem sie sich entwickeln konnten, auf einen Schutz gegen den Wellenschlag und die Strömungen eines mächtigen Oceans, auf Land- und Inselbildungen also, welche als die westliche Fortsetzung der Parry-Inseln erscheinen würden. Die Entdeckungen Dr. Kane's im hohen Norden Grönlands lassen sogar vermuthen, daß sich diese Landbildungen auch hoch im Norden der Parry-Inseln bis über die Behringsstraße hinaus, bis zum Cap Jakan oder sogar bis Neu-Sibirien fortziehen. Wenn dennoch, wie es unzweifelhaft ist, ein offenes Meeresbecken, vielleicht ausgedehnter als das Meer der Baffinsbai, innerhalb dieser Inselwelt besteht, durch einen Gürtel von Eis und Land abgeschlossen von dem großen sibirischen Polarmeer, unberührt von den warmen Gewässern dieses Oceans, wie schon die völlige Abwesenheit des sibirischen Treibholzes beweist, welche die Eskimos des Smithsundes zwingt, ihre Schlitten aus Walroßzähnen und Narwalhörnern zu bauen; so ist dies wieder nur aus einer Wirkung eigenthümlicher Meeresströmungen zu erklären.

Kein Golfstrom sendet seine warmen Wellen zur Baffinsbai; die Rotation der Erde lenkt ihn nach Osten ab. Auch die warmen Wasser des stillen Oceans vermögen nur spärlich durch das enge und seichte Thor der Behringsstraße Eingang in diese Geburtsstätte ewigen Eises zu erlangen; die vortretende amerikanische Westküste zwingt sie zur Umkehr. Statt dessen dringt ein mächtiger Strom kalten Polarwassers, mit gewaltigen Eisbergen und Eisfeldern belad.n, unaufhörlich aus der Baffinsbai hervor. Er stellt das Gleichgewicht im oceanischen Kreislauf her; denn es kann nicht mehr Wasser vom Aequator zu den Polen fließen, als von den Polen zum Aequator zurückfließt. Dieser mächtige Strom war es, der im Sommer 1849 das Schiff des Cap. James

Roß ergriff und unaufhaltsam inmitten einer mächtigen Eisflarde aus der Barrowstraße durch den Lancastersund in die Baffinsbai fortriß und zur Heimkehr zwang. Dieser Strom war es, auf dessen Rücken im Jahre 1855 eines der von Belcher zwei Jahre zuvor im Melville-Sunde zurückgelassenen Schiffe sich auf und davon machte und ohne Matrosen, ohne Steuermann, ja ohne den kleinsten Schiffsjungen an Bord, mitten durch Eisberge an Klippen und Brandungen vorüber wohlbehalten bis zum Ausgang der Davisstraße steuerte.

Aber dieser oberseeischen kalten Strömung entgegen fließt eine unterseeische vom atlantischen Meere aus durch die Davisstraße in das arktische Meer. Die Beobachtungen arktischer Seefahrer haben diese Thatsache längst bestätigt. Ungeheure Eisberge, deren Gipfel hoch in die Lüfte ragten, und deren Fuß also weit in die Tiefen des Oceans tauchte, schossen an ihnen mit furchtbarer Gewalt mitten durch das Oberflächeneis und gegen die Oberflächenströme, welche die Schiffe nach Süden führten, von dem Unterstrome getragen, nach Norden vorbei. Dieser untere Strom kommt aus dem wärmeren Süden, und seine Temperatur ist vielleicht nicht unter 0° R. Irgendwo in den arktischen Meeren muß es nun einen Ort geben, wo diese untere Strömung aufhört, nach Norden zu fließen, und als obere südlich zu strömen beginnt, und dieser Ort ist vielleicht ebenso veränderlich, als der des Golfstroms, da er von dem mehr oder minder freien Zutritt des unteren Stromes, von dem Oberflächeneis und von der Geschwindigkeit des oberen Stromes abhängt, dem der untere das Gleichgewicht halten muß. Da, wo der untere Strom sein Wasser zur Oberfläche emporhebt, muß sich nun ein Becken bilden, dessen Wasser die Temperatur des unteren Stromes hat, die offenbar über dem Gefrierpunkt steht. Ein solches Becken aber von bedeutendem Umfange mitten im Eismeer, mit einer Temperatur von 0° oder selbst — 2° R. (dem Gefrierpunkt des Seewassers) muß gleichsam die Wirkung eines nordischen Ofens ausüben und zur Milderung der Kälte in den umliegenden Gegenden beitragen.

Durch Maury's, des Begründers einer großartigen Physik des Meeres, neueste Forschungen ist es nun nachgewiesen, daß ein wesentlicher Antheil an diesen Strömungen und ihren Temperatureinflüssen dem Salzgehalt des Meeres zukommt. Durch die Verdampfung wird der Salzgehalt des Seewassers und damit seine specifische Schwere beständig vermehrt, während durch die Niederschläge in kalten Gegenden, die nur süßes Wasser zuführen, Salzgehalt und Schwere ebenso vermindert werden. So entsteht ein Kreislauf der oceanischen Gewässer,

ein Oberstrom minder salzigen Wassers vom Pole zum Aequator und ein Unterstrom salzigeren und schwereren Wassers vom Aequator zu den Polen, ein Kreislauf, der den Austausch warmen und kalten Wassers zwischen Pol und Aequator wesentlich erleichtert. Aber das schwere salzige Wasser unter den Tropen ist zugleich warm; es sinkt, und da es als schlechter Wärmeleiter zugleich die Wärme nicht leicht entweichen läßt, so ist es besonders geeignet, die Wärme durch unterseeische Strömungen zur Milderung des Klima's in weit entlegene Gegenden zu bringen, sie mitten in den starrenden Massen des Polareises emporwallen und ein offnes Becken bilden zu lassen. Die Verdunstung ist es, welche dieses beständige Emporwallen bewirkt. Süßes Wasser würde in seinen Tiefen regungslos verharren; aber im Salzwasser ändert sich durch die Verdunstung die Schwere der oberen Schichten, und die Wasser werden gezwungen, aus den tiefsten Abgründen der See neben den hinabsinkenden schnell emporzusteigen.

Das Wunderbarste aber ist jedenfalls der Antheil, welchen nach Maury die Lebenswelt des Oceans an diesem Kreislauf seiner Gewässer hat. Jeder Polyp, jeder Mollusk, jedes Infusionsthierchen, das dem Meerwasser festen Stoff für den Bau seiner Zellen entzieht, stört dadurch das Gleichgewicht des gesammten Oceans und setzt durch Veränderung der Dichtigkeiten seine Gewässer vom Aequator zu den Polen, von der Oberfläche bis in die gewaltigsten Tiefen in Bewegung. Wer die Ausdehnung dieser Meeresbauten kennt, der kann ihre Bedeutung für die Strömungen nicht gering schätzen. Diese kleine Lebenswelt scheint es vielmehr vorzugsweise zu sein, welche die warme unterseeische Strömung emporhebt, indem sie durch ihre Bauten die festen Stoffe und damit die Dichtigkeit des schweren Salzwassers vermindert. Gewiß liegt etwas Erhebendes in dem Gedanken, daß die Korallen, während sie ihre Eilande im ewigen Sommer der Tropen bauen, zugleich dazu mitwirken, die Wärme in weite Fernen zu verbreiten und die Kälte des Polarwinters zu mildern, daß also durch Tropensonne und Tropenleben ein offenes Meer mitten in dem furchtbaren Eise der arktischen Inselwelt gezaubert wird!



Zweites Kapitel.

Das Polareis.

Eis und Schnee, für uns ein Festschmuck der winterlichen Erde, ein Stoff für Lust und Spiel, ob hier der Knabe daraus Schneemänner ballt, oder ob man auf der Newa Paläste und Ballsäle daraus zimmert, — am Pole sind sie der ewige Stoff, aus dem die Natur all' ihre Schrecken meißelt in wunderbaren Gestalten, aus dem sie zwar auch Zauberpaläste baut, aber gleich denen, von denen wir im Mährchen lesen, die mit krystallenen Kerkerwänden das Leben umschließen! Die Natur des Poles ist großartig, wie die der Tropen, aber nicht in Formen des Lebens, sondern in Formen des Todes.

In allen denkbaren Gestalten, in Blöcken und Splittern, in Feldern und Bergen, erfüllt das Eis die winterlichen Meere des Nordens. Riesenhafte Eiskolosse, deren Grund oft viele hundert Fuß unter den Meeresspiegel hinabreicht, sind in unaufhörlichem Kampfe mit einander begriffen, indem sie sich bald an einander reiben, bald zusammenballen, bald sich auf einander schichten, bald sich gegenseitig zerschmettern. Welche Kühnheit, in dieses Chaos einzudringen! Welche Verwegenheit, diesen Gefahren zu trotzen, hier von Eisblöcken erdrückt oder umgeworfen, dort von Eismassen eingekeilt oder umschlossen zu werden! Von meilenweit hingestreckten Eisfeldern rings umgeben, monatelang mitten im Eismeere festgebannt an einer Stelle, oder dem Spiel sich kreuzender Strömungen preisgegeben, harrt der Seefahrer ungeduldig seines endlichen Schicksals. Von einer Stunde zur andern sieht er der plötzlichen Katastrophe entgegen; Tage und Wochen peinvoller Spannung gehen dahin, und jeden Augenblick muß er gefaßt sein, auf schwimmenden Eisschollen sein nacktes Leben zu retten. Jeden Augenblick können die starren Massen, welche sein Schiff gefangen halten, an Klippen oder Eisblöcken sich übereinander schieben oder in kleine Theile zermalmt werden. Aber die menschliche Einsicht hat es gelernt, diesem Entsetzen zu trotzen. Mit großen Sägen durchschneidet der muthige Seefahrer die eisigen Mauern, durch Pulver sprengt er die furchtbaren Massen, und mit scharfem Auge erspäht er den flüchtigen Augenblick, in welchem ein

Zufall die Grabespforte öffnet, um mit gespannten Segeln unter günstigem Winde den Ausgang zu gewinnen. Durch solchen kühnen Trotz ist es uns möglich geworden, ein Bild von jenen Schrecken des Polareises aus den zerstreuten Skizzen zusammenzusetzen, die im Anblick des Entsetzens entworfen wurden, ein Bild, das in seinem Hintergrunde zugleich die furchtbare Geburt dieser krystallenen Dämonen des Nordens zeigt.

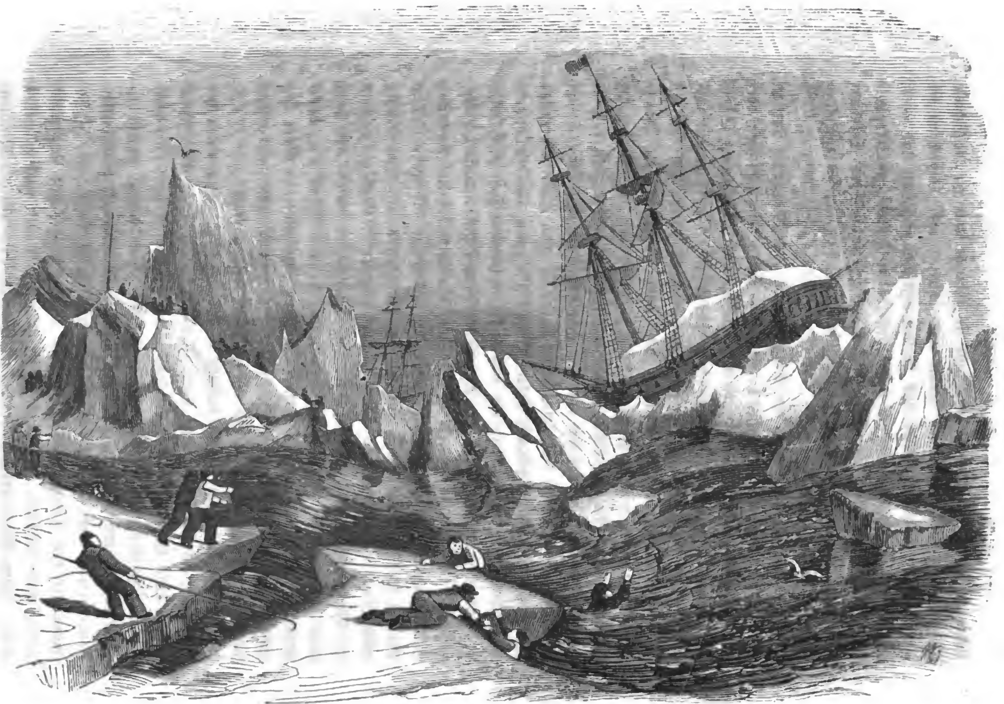
Daß in einem Klima, dessen mittlere Jahrestemperatur oft mehr als 10° unter dem Gefrierpunkt liegt, selbst das freie Element des Oceans dem erstarrenden Zauber des Frostes erliegen muß, kann uns freilich kaum in Verwunderung setzen. Das Salzwasser des Meeres gefriert bekanntlich bei einer Temperatur von 2° R. unter dem Gefrierpunkte des reinen Wassers. Das Salz wird dabei größtentheils ausgeschieden, und nach längerer Zeit erscheint das Eis sogar völlig süß, indem das zurückgebliebene schwere Salzwasser allmälig durch die Poren des Eises ausfließt. Das Salzwassereis ist porös und undurchsichtig, an der Luft weißlich oder grau, im Wasser dunkel erscheinend, soweit es nicht durch eine Augentäuschung die grünen oder blauen Farben des Meerwassers annimmt. Die Bildung des Eises geht, wie bei den Flüssen, auch auf dem Meere von den Ufern aus, so daß in der Mitte weiter Meeresbecken selbst im strengsten Winter oft eine offene Fahrstraße bleibt. Die Nadeln, welche vom Ufer über das Meer hinschießen, bilden anfangs schalige Schollen, die sich aneinander schließen und bald in zusammenhängender Decke die ganze Meeresfläche überziehen, bald von Stürmen zertrümmert oder von den Strahlen der steigenden Sommersonne aufgelöst, in mannigfachen Formen auf dem Meere treiben. Bald sind es meilenweit ausgedehnte, unübersehbare Eisfelder von gewaltiger Dicke oder kleinere Eisflarden, oft mit Eisklumpen oder spitzen, splitterartigen Toroffen bedeckt, die völlig regellos, bisweilen 80 Fuß hoch über der allgemeinen Eisfläche emporragend, solchem Packeise, wie es der Seefahrer nennt, das Ansehen eines mit Gerölle von zahllosen großen und kleinen, kantigen und abgerundeten Steinblöcken übersäeten weiten Feldes geben. Bald sind es nur zahllose Massen losen Eises, die dicht neben einander schwimmen, und die der Seefahrer Segeleis nennt, wenn sie seinem Schiffe keine Schwierigkeiten bereiten, oder morsches Eis, wenn es seiner völligen Auflösung nahe erscheint. Bald reißt sich von dem Grunde eines Eisfeldes ein Bruchstück, ein sogenanntes „Kalb“, los, das mit furchtbarer Gewalt an die Ober-

fläche emporschnellt, oder eine scharfe „Zunge" streckt sich vom Fuße des Eisfeldes aus unter dem Wasserspiegel hin.

Die ungeheure Dicke, welche diese Eismassen zeigen, und die oft mehrere hundert Fuß erreicht, wäre unerklärlich, wenn sie allein dem Gefrieren des Meerwassers ihren Ursprung verdankten. Wie schnell aber auch das Eis von unten wachsen möchte, oben verdampft es beständig, und bei der außerordentlichen Trockenheit der Luft in diesen Gegenden mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit. Aber die Atmosphäre spendet ihre feuchten Schätze, nicht allein, die sie von verdampfenden Eise empfing, sondern auch die ihr weither aus wärmeren Breiten zuflossen, für das Wachsthum des Polareises, und Schnee und Nebel und Regen können hier gewaltige Bauten aufführen, wo ihnen nicht die kurze Frist eines Wintermonats, sondern lange Jahre und Jahrhunderte zur Arbeit gestattet sind.

Kleine, sternförmige Massen schöner, gitterförmiger Schneekrystalle, die den Polarwinter einleiten, übernehmen es, die glatte Fläche des Meereises für weitere Eisbauten vorzubereiten. Sie gefrieren fest auf dem Eise, und wenn sie auch anfangs in der trocknen Luft schnell wieder verdunsten, so folgt ihnen doch bald bei zunehmender Kälte ein diesen Breiten eigenthümlicher, feiner, staubförmiger Schneefall, der jetzt auf der rauhen Fläche haftet und von keinem Winde mehr verweht wird.

Die Wellenbewegung des Meeres, noch mehr aber die wachsende Last auf dem Rücken des Eisfeldes, durch die es auf der einen Seite in die Tiefe gezogen wird, während es auf der andern sich an das Festland lehnt, bewirken endlich das Losreißen des Eisfeldes, das nun ein Spiel der Strömungen wird. Einer unübersehbaren Insel gleich, treibt es dahin, oft den erfahrensten Seemann täuschend, der Tage lang seine Küsten umsegelt und allnächtlich daran ankert, um endlich zu erfahren, daß er nicht von der Stelle gekommen, weil die Eisinsel nach Süden trieb, während das Schiff nach Norden steuerte. Oft zersplittern diese Eisinseln wieder in Tausende von Schollen, theils im Zusammenstoß mit andern oder mit Klippen und Untiefen, theils durch eine ungleiche Belastung, die es an einer dem Nebel und Spritzwasser des Meeres mehr ausgesetzten Stelle erfährt. Solche ungleich belastete, also ungleich dicke Schollen liegen dann schief im Wasser, tauchen auf der einen Seite vielleicht hundert Fuß in die Tiefe, während sie auf der andern ebenso hoch schräg hinausragen. Wird eine solche schräg schwimmende Scholle gegen ein andres Eisfeld getrieben, so erhebt sich oft seine freie Spitze wie ein kolossaler Obelisk Hunderte von Fußen hoch, bis das



Schiffe im Eise.

Uebergewicht der frei schwebenden Masse sie abbricht und auf die Scholle niederstürzt. Neue Eismassen feilen und schleifen und bohren an der schwimmenden Scholle, Winde und Wellen peitschen, benagen und übergießen sie, und so erzeugen sich jene wunderbaren Formen, jene krystallenen Pfeiler und Säulen und Brücken, deren Anblick der Seemann mit Entzücken schildert, trotz des Grausens, mit dem ihn oft ihre drohenden Bewegungen erfüllten.

Gewöhnlich denkt man bei den Gefahren des Polareises nur an gewaltige, thurmhohe Eismassen, welche die Schiffe einzuschließen oder zu zerdrücken drohen. Aber grade die kleinen, ewig beweglichen Schollen, die ebenso gut im Zusammenstoß ein Schiff zu zertrümmern vermögen, und wenn sie sich an einander schließen, ebenso gut ihm ein eisiges Gefängniß bereiten können, sind ihrer Häufigkeit und Unvermeidlichkeit wegen viel mehr zu fürchten. Gewöhnlich begeben sich die Seefahrer sogar in den Schutz eines mächtigen Eisfeldes, an dem sie das Schiff verankern, um sich von ihm den Weg durch das dichte Treibeis bahnen zu lassen. Aber eine solche Fahrt ist auch dann keineswegs gefahrlos, und die furchtbarste Gefahr kommt oft grade von der schützenden Scholle her. So gerieth ein Eisblock, an welchem Cap. M'Clure, der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, sein Schiff verankert hatte, auf eine Untiefe, die voll Eis lag, und schleuderte im Zusammenstoß Stücke von 12 Fuß Durchmesser aus dem Wasser in die Höhe. Das Bersten des Eises und das Fortschleifen der letztern auf dem Grunde erfolgte mit donnerähnlichem Getöse. Ein ungeheurer Eisberg stieg in der Mitte auf, wie wenn ein Vulkan thätig gewesen wäre. Er barst dann auseinander, aber so, daß die Stelle, wo das Schiff saß, unbeschädigt blieb, und nur ein kleiner Theil der zertrümmerten Masse das unbeschützte Hintertheil des Schiffs mit solcher Gewalt traf, daß es mit furchtbarer Schnelligkeit in das offene Wasser hinausschoß.

Ein andres Mal gerieth dasselbe Schiff durch das Schwanken des Eisblocks, an dem es befestigt war, in die furchtbarste Gefahr, indem es von einer Eiszunge, die unter dem Boden des Schiffs verborgen war, mehr als 6 Fuß in die Höhe gehoben wurde. Kurz darauf wurde dieser Eisblock selbst von einem andern unter einem seiner hervorstehenden Ränder erfaßt und senkrecht 30 Fuß hoch gehoben, so daß er der Schiffsmannschaft den grausenhaftesten Anblick gewährte. Jeden Augenblick mußte man fürchten, daß das Schiff selbst überkippen und zerschellen werde. Zum Glück zerbarst der hebende Eisblock nach wenigen Minuten, und der schützende Block kehrte nach einigem Hin- und Herrollen in die

alte Lage zurück. Einige Male konnten nur Pulversprengungen aus der bedenklichsten Situation retten. Man stelle sich die angstvolle Spannung vor, mit der die Mannschaft wenige Schritte entfernt den Ausgang einer solchen Katastrophe erwartet. Das ganze Schiff wird erschüttert, Masten und Verdeck zittern, das Kabel wird vom Strome entführt, und der nächste Augenblick kann das Schiff auf das Ufer oder gegen die Eisklippen schleudern. Aber die Eismasse ist gespalten, das Schiff richtet sich aus seiner schiefen Lage im Wasser wieder empor, kein Band seines Körpers ist gewichen, und nur einige seiner Kupferbeschläge sind von der scharrenden Reibung der Eismassen losgerissen und wie Papierrollen zusammengewickelt.

Nicht immer aber wird in diesen Kämpfen menschliche Anstrengung von glücklichem Erfolge gekrönt, und nicht immer ist ein Zufall bereit, das Verderben abzuwenden. Davon haben noch in der letzten Zeit die Schicksale der zur Rettung Franklin's ausgeführten Polarexpeditionen manchen Beweis geliefert. Zwei furchtbare Katastrophen, der Untergang des Schiffs Breadalbane und der Tod des Lieutenant Bellot in den Fluthen des Wellington-Kanals mögen dienen, das Bild der Schrecken des Polareises zu vervollständigen. Man versuche es, sich das Bild eines Sturmes im Eismeere vorzustellen! Man denke, daß hier das Eis Stein ist, ein schwimmender Felsen, eine im rasenden Sturm dahinjagende Granitklippe. Man denke, daß diese Felsen mit Donnerkrachen an einander schlagen, zersplittern, sich überstürzen, daß die flachen Eisfelder, vom Sturm gegen diese Massen und gegen die Uferklippen getrieben, sich hoch emporbäumen und wieder zischend niederstürzen, den tobenden Lärm und das Chaos von Schaum und Wogen und Eis noch wilder verwirrend. Ein solcher Sturm hatte im August 1853 die beiden Schiffe Cap. Inglefield's ergriffen und tagelang in der Barrowstraße umhergeschleudert. Ein furchtbares Eisfeld treibt endlich mit reißender Gewalt gegen die Schiffe heran; das eine, ein Dampfschiff, hält den Stoß der Eismasse aus, das andre, der Breadalbane, wird am Steuerbord von einem Eisblock getroffen, an beiden Seiten durchbrochen und sinkt nach wenigen Minuten, Angesichts der kaum geretteten Mannschaft, unabwendbar und spurlos in den Abgrund der erregten See hinab. Nur die Trümmer eines Bootes lassen noch kurze Zeit die Stelle erkennen, wo die Eismassen sich über ihm zusammenschlossen.

Derselbe Sturm war es, der auch dem Leben des unglücklichen Lieutenant Bellot ein Ende machte. Im Auftrage Inglefield's

war er auf einer Wanderung über das Eis des Wellington-Kanals begriffen und versuchte so eben mittelst eines Bootes das Ufer zu erreichen, als der Sturm ihn ereilte. Zwei Männer harrten bereits am Ufer, als sie plötzlich die Eismasse, welche **Bellot** mit zwei Gefährten noch trug, sich losreißen und unter Sturm und Schneegestöber verschwinden sahen. Eine ganze Nacht hindurch verweilten die Unglücklichen auf diesem gefährlichen Fahrzeug ohne irgend einen Schutz gegen Sturm und Kälte, bis sie mit ihren Messern sich eine schützende Stätte im Eisberge aushöhlten und aus Schollen eine Art Schneehaus erbauten. Am Morgen erstieg **Bellot** den Gipfel des Eisberges, der sich nahe am Rande der Flarde erhob, um sich umzuschauen; — er kehrte nicht zurück. Wenige Minuten später fanden seine Gefährten nur noch seinen Stab im offenen Schlunde der wilden See am Fuße des Eisbergs. Ein heftiger Windstoß hatte ihn wohl von dem glatten Abhange hinabgeweht, und die Schwere seiner Kleidung ihn in die Tiefe gezogen. Seine Gefährten retteten sich einige Stunden später auf ein feststehendes Eisfeld und von diesem auf einer kleinen schwimmenden Eisscholle mit Hilfe eines Ruders an das Ufer.

Alle diese Formen des Eises sind Geburten des Polarmeeres selbst; seine furchtbarsten, majestätischesten Gestalten aber sind Fremdlinge, deren Wiege auf fernem Festlande steht, die genährt vom Marke des Landes im Uebermuth hinausstürzten in die vor Entsetzen aufschäumende Fluth.

In den mittleren Breiten des atlantischen Meeres wird der Seefahrer, namentlich in den Monaten Mai und Juni, bisweilen von einem plötzlichen Sinken der Temperatur überrascht, das oft mehr als 5 Grade beträgt, und wofür er vergebens in den Vorgängen der Atmosphäre nach einer Erklärung sucht. Aber nicht lange bleibt er in Ungewißheit. Am nördlichen Himmel taucht ein weißer Schimmer auf, der allmälig zu einem blendenden Glanze heranwächst, und aus dem endlich der wunderbare Urheber dieser plötzlichen Kälte hervortritt. Ein schwimmendes Gebirge mit zackigen Spitzen und Nadeln naht sich, strahlend in Farbenpracht, von Regenbogen umspielt, von Goldglanz übergossen, von Silberbächen durchbrochen, ein funkelnder Demant auf dem dunkelgrünen Grunde des Himmels und Meeres. Das ist eines jener stolzesten Zaubergebilde des fernen Norden, ein Eisberg. Wir wollen die Spur dieses fremden Wandrers, der seinen erstarrenden Odem so tief in die warme Lebenswelt hineintrug, rückwärts zu seiner Wiege verfolgen.

Der Eisberg ist nicht gleich den eben geschilderten Schollen ein in die Fesseln des Frostes geschlagener Theil der Meeresfluth selbst. Diese klare, durchsichtige, blaue Krystallmasse, bisweilen unterbrochen von Schichten körnigen, blasenreichen Eises, dieser zarte,



Ein Eisberg, den Parry auf seiner ersten Polarreise im J. 1819 erblickte.

scharfkantige, gleich Glassplittern schneidende Fels ist andern Ursprungs, als jene trübweißen, porösen Schollen. Das ist Süßwassereis, auf fernem Festlande geboren aus den Wassern des Luftkreises und durch ein Wunder der Meeresfluth preisgegeben. Ja, dieses stolze

Gebirge mit seinen scharfen, zerrissenen Formen ist offenbar nur das Bruchstück einer weit gewaltigeren Masse. Dieser Eisberg, der bei einem Umfang von mehreren tausend Ellen bis zu einer Höhe von 200 Fuß über die Meeresfläche emporragt, und dessen unter dem Wasser verborgener Theil mindestens noch 8mal den sichtbaren übertrifft, diese Masse von 20 bis 30 Millionen Kubik-Ellen, die auf das Festland gebaut einen Berg von über 1000 Fuß Höhe bilden würde, dieser Koloß, der nicht einmal zu den Seltenheiten der nordischen Meere gehört, dem andere von 100 und 1000 Millionen Kubik-Ellen zur Seite stehen, er soll ein bloßes Bruchstück, ein vereinzelter Splitter eines größern Ganzen sein! Und diese ungeheure Masse, von der er einst losbrach, soll auf einem Festlande ruhen, soll durch irgend eine wunderbare Kraft in Bewegung gesetzt, über die Küsten hinausgetragen und in ihren Grundvesten erschüttert, diese Trümmer über das Meer ausgestreut haben! Welche Phantasie vermag solche Vorgänge zu fassen, welcher Verstand solche Kräfte, solche Massen zu erdenken! Wir wollen es versuchen, einen Blick in die Zauberwerkstätte zu thun, welche die furchtbaren Dämonen der Polarwelt auf jenen fernen Festländern aufgeschlagen haben.

Wie hart und dauernd auch der Winter auf den Polarländern lasten mag, seine Schöpfungen sind dennoch nicht ewig, seine Bande nicht unlösbar. Der Strahl der Sommersonne, wie kalt und flüchtig er auch scheint, vernichtet alljährlich die winterliche Eis- und Schneedecke und entblößt die grauen Felsen und die dunkeln Moorgründe. Aber die Macht dieses Sonnenstrahls ist noch größer, und den Ueberschuß seiner Kraft, die eine dreifache Schneemenge zu schmelzen vermöchte, verwendet er auf den Erdboden und lockt aus den wenigen Zollen des befreiten Erdreichs eine reiche Vegetation, nicht genügsame Flechten und Moose allein, sondern üppig grüne Grasfluren, kriechende Weiden und Heidelbeerkräuter, hinreichend, zahlreiche Schaaren von Renthieren und Moschusochsen zu ernähren. Diese mit sommerlichem Grün sich schmückenden Inseln und Ebenen, auf denen der Reisende im Sommer keine andern Spuren des winterlichen Eises findet, als die Schollen etwa, welche die Meereswogen auf die Küsten schleuderten, können auf keinen Fall die Geburtsstätte jener ewigen und unerschöpflichen Eismassen sein, deren Bruchstücke noch in fernen Meeren das Entsetzen des Seefahrers erregen.

Indem unser Blick über die grünen Inseln und Hügel des Vordergrundes schweift, tauchen aus dem Hintergrunde jähe Klippenmauern

auf, von deren Gipfeln kleine Flüsse und Wasserfälle in dunkle Fiorde hinabstürzen, und über deren Rand das schimmernde Weiß ewigen Eises sich zeigt. Das ist Grönlands furchtbare Küste, das sind Grönlands Alpengipfel, die über 6000 Fuß hoch in die Wolken aufragen. Schroff steigt die dunkle Mauer aus dem grünen Vorlande auf. Die Wirkungen der Atmosphäre haben ihre oberen Ränder wild zerrissen und zerklüftet; aber in allen Klüften und Spalten klebt das ewige Eis, das sich hier in muldenförmige Thäler hinabsenkt, dort scharf abgeschnitten über den Rand hinausschießt und bisweilen unter tobendem Lärm Bruchstücke in den Abgrund schleudert. Ganze Thäler sehen wir von diesen Eismassen erfüllt, oft in einer Dicke von mehreren hundert Fuß, an einzelnen Stellen selbst bis an das Meer hinabreichend, dessen Fluthen die steil abgeschnittenen Eiswände bespülen. Aber immer finden wir diese Eismassen in Verbindung mit der mächtigen Schneedecke des Hochgebirges; nicht in den Thälern selbst sind sie entstanden, sie sind nur Verzweigungen jenes Hochlandeises.

Wir gedenken an jene großartigen Wunder der Alpennatur, an jene eisigen Gletscherarme, die selbst unter den glühenden Strahlen der Tropensonne mitten in eine blühende Landschaft, mitten in üppige Wälder und Gärten hineingreifen. Wir zweifeln nicht länger, daß uns auch hier solche Gletscher entgegentreten. Die Macht des Sonnenstrahls, die selbst in der Nähe des Poles die Fesseln des Frostes zu sprengen und grünes Leben zu zaubern weiß, schwindet mit der Erhebung über der Meeresfläche. Der Schnee des Winters überdauert den Sommer, und von Nebel und Regen genährt und verdichtet, sammelt er sich in den flachen Mulden des Hochgebirges zu ungeheuren Massen an. Die Erstarrung raubt dem Elemente die Beweglichkeit, die den Hauptcharakterzug seines flüssigen Zustandes bildet, nicht ganz. Das Hochlandeis behauptet seine Neigung, sich auszubreiten und seinen Rand in der Richtung des natürlichen Ablaufs nach unten vorzuschieben, sucht gleichsam denselben Weg zum Meere hinab, den es als rinnendes Wasser hätte nehmen müssen.

Zahlreiche Spalten, welche die ganze Eismasse durchziehen, sind die sichtbaren Zeugen dieser Bewegung, die am stärksten in der Richtung jener größeren Thäler und Klüfte auftritt, welche gleichsam die natürlichen Abflüsse dieser Bassins bilden. Verfolgen wir solche eiserfüllte Klüfte abwärts, so kommen wir zu einem Punkte, wo eine Zunahme des Eises durch atmosphärische Niederschläge nicht mehr stattfindet, wo vielmehr die überwiegende Sommerwärme das Eis zu schmelzen

beginnt, und aller Zuwachs nur durch die von oben herabschießenden Eismassen erhalten wird. Von diesem Punkte ab ist also das Eis in



Ein in das Meer reichender Gletscher in der Possessions-Bai an der Küste von Südgeorgien.

den Thälern nur noch eine sich bewegende, durchaus nicht mehr in sich selbst anwachsende Masse, ist es also in der That, was man in den Alpen als Gletscher, in Island als Jökul und Jisbräer bezeichnet. Grade wie dort führen diese Gletscher auch hier Eis und Schnee des Hochlandes in die niederen und wärmeren Regionen hinab und befreien die Höhen von einer Last, die ohne sie in's Unendliche anwachsen würde. Grade wie dort schreiten sie vor und zurück, je nachdem der winterliche Niederschlag oder die aufthauende Kraft des Sommers den Sieg davon trug, und gleich wie dort bezeichnen sie die Grenze dieses Vorrückens durch gewaltige Steinwälle. Freilich ist das Wachsthum des Eises auch hier außerordentlich langsam, und selbst die geringe Wärmezunahme auf dem Flachlande ist im Stande, ihm Grenzen zu setzen, so daß nur einzelne und nur die allergrößten dieser Gletscher das Meer erreichen und ihre Bruchstücke in seine Fluthen begraben.

Wir sehen uns abermals enttäuscht. Auch diese Gletscher können nicht die Geburtsstätten jener furchtbaren Eiskolosse des Meeres sein, deren Spuren wir bis zu diesen grönländischen Küsten verfolgten. Zwar lehrt es der allgemeine Glaube, und selbst die größten Naturforscher haben diesen Glauben gestützt, weil sie es — nicht besser wußten. So müssen wir unsern Wanderstab weiter setzen, und wenn wir einem kundigen Führer jener Gegenden, dem dänischen Reisenden Rink folgen, so wird noch ein ganz andres Schauspiel unser warten.

Wir verlassen die hohe Gletscher- und Alpenwelt, welche, nach innen allmälig abfallend, den ganzen Küstensaum Grönlands einnimmt, um durch einen jener zahlreichen Fiorde, die oft 10 — 20 Meilen tief in das Herz des Landes einschneiden, uns dem eigentlichen Festlande zu nähern. Plötzlich finden wir das Thal durch gewaltige Eismassen geschlossen, die weiter im Hintergrunde immer höher ansteigen und in eine einförmige Eisfläche übergehen. Könnten wir einen jener Höhenpunkte besteigen, die wie Inseln im Meere hier und da noch über die Eisebene emporragen, so würden wir in endloser Ferne ohne die geringste Unterbrechung diese öde Eisfläche mit dem Horizonte verschmelzen sehen. Diese gewaltige Eismasse, deren steile Wände über das Thal und die umliegenden Hügel hinaushängen und ihre mächtigen Blöcke mitten in die üppigste Vegetation niederstürzen, bedeckt das ganze Innere des furchtbaren Grönlands bis auf einen schmalen Küstensaum von 10 — 20 Meilen Breite und in einer Dicke von mehreren hundert, ja oft von ein paar tausend Fuß. Sie verdeckt alle Höhen und Tiefen

des Festlandes, so daß man sich keinen Begriff mehr von seiner ursprünglichen Form machen kann, und nur der Blick auf die hohen Alpengipfel des Küstenlandes uns von der bedeutend niedrigern Lage dieses Landes überzeugt.

Man könnte leicht in Versuchung kommen, diese Eisbildung für eine im großartigen Maßstabe geschehene Vergletscherung eines ganzen Festlandes zu erklären, um damit jener alten Ansicht zu Hilfe zu kommen, welche in wirklichen, bis zum Meere niedergehenden Gletschern, wie man sie auf Spitzbergen und an den Küsten des südlichen Polarmeeres findet, die einzige Quelle aller Eisberge des Meeres sah. Aber das Wesen dieser Eisbildung ist ein durchaus anderes. Gletscher überziehen gleichsam wie eine Schale nur die Oberfläche der Gebirge, und die Ursache ihrer Bewegung ist eine zu Tage liegende, begründet in der Form und Neigung des Bodens, auf dem sie unter der Wirkung der Schwere niedergleiten, hie und da in trichterförmigen Thälern sich anhäufend und von dort in die wärmeren Regionen des tieferen Landes verlängernd. Die Bildung des Innenlandeises scheint im Gegentheil von dem tiefer liegenden Lande ausgegangen zu sein, gleich einer flüssigen Masse, einem Meere, welches das Ganze bis zu einer gewissen Höhe überschwemmte und nun, da es nicht mehr zu steigen vermochte, durch die Thäler nach außen abzufließen begann.

Das Innenlandeis ist in der That ein bewegtes, überfließendes Meer, und die Wirkung dieser Bewegung ist es nicht allein, welche Landstrecken unter Eis begrub, die einst vielleicht die üppigste Polarvegetation trugen und Renthierheerden ernährten, sie ist es auch, aus welcher jene gewaltigen Eiskolosse hervorgehen, die wir aus fernen Meeren bis hierher zu ihrer Wiege verfolgten. Wahrscheinlich kommt ein wesentlicher Antheil an dieser Bewegung den zahlreichen großen und kleinen Spalten und Klüften zu, welche die weißliche, poröse Grundmasse des Eises durchziehen. Denn die mächtigen Gänge saphirblauen, durchsichtigen Eises, welche, begleitet von Kies- und Steinschichten, stets in diesen Spalten auftreten, deuten auf ihre Ausfüllung mit Wasser hin, durch dessen Erstarren theils ein gewaltiger Druck hervorgebracht, theils der bestehende in der Richtung des natürlichen Ablaufs vermehrt werden mußte.

Wie dem aber auch sei, ob wir ausschließlich in dem Ueberquellen einer halbflüssigen Masse, oder zugleich in der ausdehnenden Kraft erstarrenden Wassers die Ursache dieser Bewegung zu suchen haben, an wunderbaren Erscheinungen bleibt sie überreich. Obwohl überall vor-

handen, concentrit sich doch die ganze Bewegung der Eismasse vorzugsweise auf einzelne in das Meer hinabgehende Arme, welche H. Rink nicht unpassend Eisströme genannt hat. In der Form der Oberfläche dieses Innenlandeises ist nichts zu entdecken, woraus sich dieses Drängen der Eismasse, schon weit aus dem Innern her, gegen gewisse bevorzugte Punkte des Außenrandes erklären ließe, und nur in der Form des darunter verborgenen Landes möchte die Ursache dieser Erscheinung zu suchen sein. Rink hat an der Westküste Grönlands zwischen dem 69. und 73° n. Br. gegen 30 solcher Eisströme aufgefunden, unter denen 5 vorzugsweise fast die sämmtlichen Eisberge abzugeben scheinen, welche von dieser Küste ausgehen, da jeder von ihnen, mäßig gerechnet, jährlich über 1000 Millionen Kubik-Ellen Eis zum Meere führt.

Wir nahen dem Augenblicke der Geburt jener furchtbaren Eiskolosse des Meeres. Eine Eismasse von mehr als 1000 Fuß Dicke ist durch einen jener Eisströme auf den Grund des Fiordes hinabgeschoben und setzt nun ihre Bewegung unverändert über den Meeresgrund fort. Der Außenrand erreicht endlich eine Tiefe, in welcher das Wasser ihn zu heben beginnt; noch behält die Masse ihren Zusammenhang und rückt vom Meere getragen vor, bis irgend ein Zufall diesen Zusammenhang aufhebt. Ein furchtbarer Donner bezeichnet das Zerbrechen der Masse, die Geburt der schwimmenden Eisberge, des „Eisschimmers Kalbung“, wie der Grönländer diese Erscheinung nennt. Nicht plötzlich aber, nicht losbrechend und herabstürzend darf man sich dieses Entstehen der Eisberge denken; Landeis, das mit jähen Abstürzen zum Meere endet, gibt sogar stets nur kleines „Kalbeis.“ Man kann eher sagen, daß diese Eisberge sich erheben. Stets ragen sie nach ihrem Losbrechen höher aus dem Meere empor, als der äußerste Rand des festen Landeises, von dem sie herrühren, der durch den hintersten, noch auf dem Lande oder Meeresgrunde hinabgleitenden Theil niedergedrückt zu werden scheint. Bis in den Sommer hinein erfüllen die furchtbaren Trümmer des kalbenden Landeises das Innere der Fiorde; erst im Juli oder August, wo die Sommerwärme die Eisschranken des Meeres öffnet, führt die Strömung sie hinaus in das offene Meer, auf dem sie ihre Wanderung zum Süden antreten.

Furchtbar ist die Wirkung solcher Kalbungen des festen Landeises. In den Fiorden und Buchten Grönlands kann plötzlich bei ganz windstillem Wetter das Meer in hohen Wellen gehen, wenn auch das Auge den in der Ferne kalbenden Eisstrom nicht zu erreichen vermag. Vier Meilen weit wird durch die Bewegung des Meeres alles Eis geknickt,

und diese Bewegung wird um so unheilvoller, als sie sich den im Fiorde angesammelten Eisbergen mittheilt und unter diesen neue Kalbungen veranlaßt. Denn selbst die Kalbung eines einzelnen Eisbergs ist noch furchtbar genug. Wenn durch irgend eine unbekannte Ursache der innere Zusammenhang einer solchen Eismasse aufgehoben wird, und die bisher so festen Eiswände plötzlich erbeben, und mit gewaltigem Knall große und kleine Stücke davon abspringen; wenn dann durch eine solche Störung des Gleichgewichts oft der ungeheure Koloß umstürzt und sich hin und her zu wälzen beginnt, ja bisweilen mit rasender Schnelle in tausend Bruchstücke zersplittert; dann ist es, als ob Thürme niederstürzten oder Gebirge in Stücke gesprengt würden. Keine Phantasie kann sich ein Bild von den Zerstörungen machen, welche diese Kalbungen oft im Innern der Eisfiorde anrichten. Hier thurmhohe Eisberge, welche die Aussicht nach allen Seiten versperren; dazwischen das ellendicke Fiordeis, zerschlagen und gewaltsam auf einander geschoben zu Höhen von 20 — 30 Ellen; mächtige Eisstücke, abgebrochen und auf die hohe Kante gestellt, dazwischen wieder offene Rinnen und Schlünde, kurz ein Chaos wildester Verwirrung!

Woher aber stammen die ungeheuren Massen ewigen Eises und Schnee's, durch welche die Thäler und Hügel des großen Innenlandes unter jener einförmigen Eisrinde verschwanden? Die Atmosphäre ist offenbar ihr Mutterschooß. Im Küstenlande wird die ganze Wassermenge, welche als Regen und Schnee dort jährlich niederfällt, im fließenden Zustande wieder hinweggeführt; denn dort gibt es Bäche und Ströme. Aber das Innenland kennt keine Ströme; die Thäler, in denen sie vielleicht einst flossen, sind ausgeebnet mit den Gipfeln der Berge durch das wachsende Eis, das selbst das alte Meeresgestade zum Theil verbirgt. Der Anblick der Eisströme und die gewaltige Menge des durch sie jährlich als Eis abgeschiedenen Wassers, die für jeden mehr als $^1/_{10}$ des gesammten, durch einen Fluß wie die Themse jährlich zum Meere geführten Wassers beträgt, führt uns unwillkürlich auf den Gedanken, daß die Eisströme wohl die Stelle der verschwundenen Flußmündungen des Innenlandes einnehmen, daß sie in der That hier sind und leisten, was sonst den Flüssen zukommt, daß sie der weiteren Ueberschwemmung des Landes eine Grenze setzen.

Dieser Gedanke tritt uns noch näher durch eine Beobachtung, welche wir an den Flüssen des Außenlandes machen können. Mit dem Einbruche des Winters verschwinden diese Flüsse oder überziehen sich mit einer Eisrinde, unter deren Schutze sie das Meer suchen. Bisweilen

aber, wenn das Wasser über mit Geröll bedeckte Strecken fließt, wird es in seinem Laufe durch abgesetzte Eiskörper gehemmt, breitet sich dann zu den Seiten aus, setzt neue Eiskörper ab und bleibt wieder stehen u. s. f. So verwandeln sich solche Geröllflächen im Laufe des Winters oft in spiegelglatte Eisflächen, in welchen ein stetes Krachen von der Thätigkeit des Wassers berichtet, das dampfend in alle Risse des Eises eindringt, es erstarrend sprengt und zu kleinen, kegelförmigen Hügeln aufthürmt. Oft findet man noch im Sommer solche Eiskörper von gewaltiger Dicke am Steingeröll in den Mündungen der größeren Flüsse.

Unzweifelhaft fehlt es hier nur an der genügenden Menge von Wasser, um allmälig die ganze Oberfläche mit einer ewigen, stets wachsenden Eisrinde zu bekleiden. Bedenken wir nun die gewaltige Ausdehnung des Innenlandes und seiner einstigen Flußgebiete, bedenken wir die Länge des Weges, welchen das Wasser hier in der kurzen Sommerzeit bis zum Meere zurückzulegen hatte, so kann uns der Urgrund jener furchtbaren Vereisung des Innenlandes nicht länger ein unlösliches Räthsel bleiben.

In weiter Ferne also, im Innern eines mächtigen Festlandes, steht in der That die Wiege jener Eisriesen des Polarmeeres. Erstarrte Flüsse eines fernen Landes sind es, die weithin in südliche Breiten den eisigen Hauch ihrer Heimat tragen, und verzauberte Flußgötter, die in jenen wunderbaren Krystallpalästen ihr verderbendrohendes Spiel treiben.

Drittes Kapitel.

Die arktische Lebenswelt.

Wie Wunderbares der Dichter auch von der schöpferischen Freiheit der Phantasie zu sagen weiß, auch sie ist an Bedingungen geknüpft. Wo ihr der Boden, die Anschauung, fehlt, da theilt sie das Geschick aller geflügelten Geschöpfe. Wie der Vogel, dem der Raum zum Anlauf oder der Stützpunkt zum Aufschwung fehlt, hebt und senkt sie vergebens ihre Flügel; ihrem luftigen Reiche kommt sie nicht näher. Schwer wird es uns schon, mitten im Winter auf starrer, eisiger Flur uns das Bild des lachenden Sommers, seiner blumigen Wiesen, seiner grünen, duftigen Wälder vor die Seele zu zaubern. Aber das Lebensgemälde eines arktischen Sommers zu entfalten, dazu bedarf es der Hilfe der Wissenschaft, die uns die Formen der Ferne aus den Formen der Heimat begreifen und aus heimischen Stoffen die Farben für fremde Gemälde mischen lehrt.

So unmöglich fast die Erweckung irgend eines Lebenskeims aus dieser Todesnacht des Poles uns scheint, der Frühling, der liebliche Knabe, findet den Weg auch in jene düstre Welt, und wie verschwenderisch er auch die Blüthen um uns ausstreut, ein paar Blümchen findet er doch noch in seinem Füllhorn, um selbst den Pol damit zu schmücken. In derselben sturmgepeitschten Wüste, die dem Beschauer im Winter nur das Bild eines in Stein verwandelten Oceans bietet, deren Eisrinde selbst die Sommersonne nur wenige Zoll tief zu lösen vermag, zaubert der Genius des Lebens grüne Eilande, für welche der Entdecker keinen passenderen Namen zu finden wußte, als den der Smaragdinsel, Grasflächen, die der Beschauer mit den üppigsten englischen Wiesen vergleicht, Blumengärten, deren bunte Farbenpracht an die lieblichsten Gefilde der Heimat erinnert. Aus den eisbedeckten Felsen Nordgrönlands weckt die flüchtige Sommersonne eine Alpenvegetation, welche jede Klippenfläche, jede Spalte und Vertiefung des Gesteins mit einem dichten Polster von Buschgewächsen, Moosen und Halbgräsern überzieht, und das dunkle Grau und Braun, in welchem die grönländischen Küsten in der Ferne erscheinen, wandelt sich unter dem Fuße, der sie betritt, in blumengeschmücktes Grün.

Wer eine Alpenvegetation am Rande ewigen Schnee's gesehen hat, vermag sich am besten ein Bild von der Pflanzenwelt des Poles zu entwerfen. Denn es ist bekannt, daß die Erhebung über die Meeresfläche in ähnlicher Weise auf das Leben einwirkt, wie die Annäherung zu den Polen. Aber es bleibt immer nur eine Aehnlichkeit. Die schräge Richtung der Sonnenstrahlen einerseits und die anhaltende Dauer ihrer Wirkung am monatelangen Polartage andrerseits muß der polaren Pflanzenwelt auch ihren eigenthümlichen Character aufprägen. Der Pol hat seine eignen Pflanzen neben denen der Alpengipfel. Denn die Natur ist so reich in ihrer Schöpferkraft, daß sie auch die kleinsten Bedingungen zu berücksichtigen vermag.

So einförmig uns im Ganzen die Natur der Polarländer unter ihrer winterlichen Hülle erschien, der Sommer bringt ihre Mannigfaltigkeit zur Erscheinung. Die Temperatur des kurzen Sommers, namentlich des Monats Juli, hat den größten Einfluß auf die Entwicklung der Vegetation in diesen Gegenden. Geringe Unterschiede werden Veranlassung zu gewaltigen Contrasten. Im Wolstenholm-Sund an der Küste Nordgrönlands beträgt die mittlere Temperatur des Juli 3¾° R. und übersteigt um etwas über 1° die Julitemperatur der Assistance-Bai am Südostende der Insel Cornwallis, und obgleich diese letztere 2 — 3° südlicher liegt als jene, steht ihre Vegetation doch in keinem Vergleich zu der üppigen Entwicklung derjenigen am Wolstenholm-Sunde, und vermag nur in größerem Artenreichthum ihren südlicheren Character zu bethätigen.

Wichtiger aber noch als die Temperaturverhältnisse ist in diesem kalten Norden die Beschaffenheit des Bodens, und mehr noch sein physisches Verhalten, besonders zur Feuchtigkeit, als seine chemische Natur. Die Melville-Insel liegt unter denselben Breitegraden, zeigt dieselben Temperaturverhältnisse wie die Insel Cornwallis; aber ihre Flora ist so auffallend viel reicher, daß, wer von den braunen Sümpfen und nackten, nur von dürren Flechten bekleideten Felsen der einen zu den grünen Thälern der andern übertritt, fast von heimischen Gefühlen angeweht wird. Der Sandstein der Melville-Insel gegenüber dem Thon- und Mergelboden von Cornwallis gibt die Erklärung. Während der Sandsteinboden das Wasser schnell abfließen oder hindurchsickern läßt, so daß eine ziemlich trockne und warme Oberfläche zurückbleibt, wird das Schnee- und Regenwasser in dem thonigen Boden von Cornwallis zurückgehalten und veranlaßt Moräste, welche eine üppige Entwicklung von Pflanzen nicht gestatten.

Aber bei diesen Bodenverhältnissen ist noch ein andrer Umstand zu berücksichtigen; das ist der ewige Frost, der diese Länder fesselt, und der eine besondere Hartnäckigkeit im Torf- und Thonboden zeigt, während der Sand als besserer Wärmeleiter die lösende Macht der Sonnenstrahlen oft einige Fuß tief eindringen läßt. Die Wurzeln der Pflanzen vermögen sich nicht den Eingang in diesen gefrornen Untergrund zu ertrotzen, sie wenden sich von ihm ab, als ob sie auf Felsen gestoßen wären. Wenn dann überhaupt schon etwas Ueberraschendes darin liegt, über dieser starren Eisrinde, unabhängig von der innern Erdwärme, eine Vegetation erblühen zu sehen, so erreicht doch diese Ueberraschung den höchsten Grad, wenn selbst Eisberge, wie es im Kotzebue-Sund an der westlichen Nordküste Amerika's der Fall ist, sich mit Gräsern und Sträuchern in einer Ueppigkeit bedecken, wie sie sonst nur in glücklicheren Himmelsstrichen erreicht wird. Wir sehen eben, daß die Pflanzen wirklich vorzugsweise Kinder des Lichts und vom Sonnenstrahl, wenn auch nicht allein, genährt sind.

Aber der gefrorne Boden verhält sich nicht allein gegen die Pflanzenwurzeln, sondern ganz allgemein, also auch gegen die Feuchtigkeit als Felsboden, und dadurch erlangt die Neigung des Bodens einen wesentlichen Einfluß auf den Vegetationscharakter der Polarländer. Wo sich weite, kaum geneigte Ebenen ausbreiten, und selten ein Hügel oder Berg die Einöde unterbricht, da vermag das Schnee- und Regenwasser in dem gefrornen Boden sich kein Bett zu bilden und erzeugt Seen und Teiche, Moor- und Sumpfflächen oder feuchte, schlammige Haiden. Wo aber dem Wasser durch die Neigung des Bodens ein Abfluß bereitet wird, an den Küsten, an den Flußufern, am Abhange der Hügel und Gebirge, da entwickelt sich das üppige Grün oft gartengleicher arktischer Wiesen.

Nichts kann trauriger sein, als der Anblick eines nordischen Morastes mit seiner braunen Decke von Algen, Moosen und Flechten, diesem düstern Alltagsgewand des Poles, dem der Sonnenstrahl keinen Farbenschmuck zu entlocken vermag. Hin und wieder erheben sich aus dem schwarzen Schlamme einzelne Büschel von Wollgras (**Eriophorum polystachum** und **capitatum**) oder von Binsen (**Juncus biglumis**). Wo der eigentliche Sumpf aufhört, da beginnt die seltsame Vegetation der Weiden und Birken, die weithin über feuchtes Geröll und zerklüftete Felsen ihr braungrünes Gewand zieht. Weiden und Birken dürfen aber nicht die Vorstellung von Bäumen in uns erwecken, hier sind sie zwergartig kriechendes Gestrüpp. Hier, wo der lange Winter gleichsam

alle Kinder der Flora im Zaume hält, wo nichts sich erheben darf, um von den kalten Winden bewegt zu werden, wo die kleinern Pflanzen sich in dichten Polstern, aus denen im kurzen Sommer ein blüthentragender Stengel schnell emporschießt, an den Mutterschooß schmiegen, hier kriechen auch Weiden und Birken dicht am Boden hin, mit ihren 4 — 5 Ellen langen, selten 1 Zoll dicken, verstümmelten Stämmchen den Schutz der Moose und Flechten suchend. Das sind die Wälder der Polarwelt. Denn in der That spricht man in Nordgrönland von solch einem „großen Walde", der sich in der Nähe von Upernivik unter 72¼° n. Br. befinden soll. Aber dieser Wald erhebt sich kaum 1 Elle hoch, und der Schlitten des Grönländers gleitet im Winter über ihn hin, ohne sein Dasein zu bemerken.

An die Stelle der Urwälder, was Ausbreitung und Ueppigkeit betrifft, treten in dieser nordischen Welt die Torfmoore und Haiden. Aber nicht gerade an sumpfigen und feuchten Stellen darf man hier diese Torfmoore suchen. Die weiten Strecken des Flachlandes, die in den Vertiefungen in Sümpfe und Binnenseen übergehen, sind unfruchtbar und nur mit Lichenen und Halbgräsern bewachsen. Die Flächen niedriger Hügel, die Gipfel der Uferfelsen, wie die gruserfüllten Vertiefungen zwischen den Hügeln sind die eigentlichen Stätten der nordischen Haiden. Auch sind es nicht gerade Moose, die in ihrer Vermoderung hier Torf bilden, sondern vor allem strauchartige Gewächse, welche in dichten Polstern Fels und Grusboden überziehen und nicht so sehr in eigentlicher Erde wachsen, als vielmehr in einem dichten Gewebe abgestorbener Pflanzen, zum Theil im Moder ihrer eignen früheren Generationen. Hier entfalten verschiedene Arten der Andromeda ihre schönen, glockenförmigen Blüthen; hier reifen vor allem die Früchte der Beerengewächse, die einzige vegetabilische Nahrung, welche die Natur hier dem Bewohner oder dem flüchtigen Reisenden in bedeutender Menge bietet.

Zu den verbreitetsten Pflanzen des Nordens und denen, welche namentlich die größte Masse der grönländischen Vegetationsdecke ausmachen, gehören die Rausch- oder Kräckebeerenbüsche (**Empetrum nigrum**). Ihre Früchte sind es, die dem Grönländer ein regelmäßiges zweites Gericht gewähren. Nach seinem täglichen Seehundsfleische kommt stets ein Faß voll Rauschbeeren mit kleinen Stücken Speck vermischt auf den Tisch oder vielmehr auf den Fußboden, der hier zum Tische dient. Die Mühe des Einmachens für den Winter erspart ihm der Frost, der die Beeren vor jeder Veränderung bewahrt, die dann freilich auch oft mit

Aexten und Meißeln aus dem Fasse losgeschlagen werden müssen. Dieser Frost ist es auch, der im Freien die Verderbniß der Beeren verhindert und den ganzen Winter hindurch unter der Schneedecke dem Grönländer einen reichen Speisevorrath bewahrt. Es ist leicht verständlich, daß in diesem kurzen Polarsommer nicht allzuviel Wärme für die Entwicklung der Früchte und die Bildung von nahrhaften Stoffen, von Säuren und Zuckerstoff in ihnen übrig bleiben kann. Erst zu Anfang August pflegen diese Beeren zu reifen, und am 20. August tritt gewöhnlich schon der winterliche Frost ein, der das weitere Reifen hemmt, aber auch jede Gährung und Verwesung abschneidet. Bald legt sich die schützende Schneedecke darüber und hindert ihr Eintrocknen, so daß die Wärme des neuen Sommers den unverminderten Fruchtschatz aufdeckt.

Hinsichtlich ihres Geschmacks und ihrer Süßigkeit sind diese Rauschbeeren allerdings nicht mit einer unsrer Gartenfrüchte zu vergleichen; aber ihre Menge und die lange Zeit des Jahres, in der sie gesammelt werden können, macht sie dennoch zu einem unschätzbaren Geschenk der polaren Natur. Oft sind ihre braungrünen Büsche so mit Früchten bedeckt, daß sie Weintrauben gleichen, und der Boden von ihnen völlig schwarz gefärbt erscheint.

Weniger reichlich und nicht überall reifend erscheint in den arktischen Ländern eine in norddeutschen Wäldern gar nicht unbekannte Heidelbeeren-Art, die sogenannte Blaabeere oder Bickebeere der Grönländer (**Vaccinium uliginosum**). Ihre Früchte sind kleiner, aber feiner und süßer als unsre europäischen; dennoch hat der Grönländer ein Vorurtheil gegen sie und sammelt sie nicht, weil er sie für schädlich hält. Auch die Preißelbeeren (**Vacc. vitis idaea**) kommen noch bis hoch in den Norden, bis über den 76° n. Br. vor, aber ihre Früchte reifen nur noch in den südlichen Thälern Grönlands, und auch dort nur in günstigen Sommern.

Wir verlassen jetzt die braunen Moore und Haiden, und übersteigen einen nackten Felsenkamm, der sich zur Küste hinzieht. Ein Zauberschlag verändert die Landschaft. Ein üppig grünes Thal zieht sich im sanften Abfalle zum Meere nieder. Wiesen, die uns an die Berglehnen unsrer herrlichen Alpen erinnern, die in ihrer Ueppigkeit der Sense des Schnitters zu harren scheinen, breiten sich vor unsern überraschten Blicken aus — hier, 12½° vom Pole entfernt, wie sie Inglefield am Eingange des Walfischsundes fand! Zwei unsern deutschen Wiesengräsern verwandte Arten, ein Fuchsschwanzgras (**Alopecurus alpinus**) und einige Rispengräser (**Poa cenisia, P. alpina** und **caesia**) sind die

Hauptgestalten dieser nordischen Vegetation. Selbst die höheren Berggipfel, selbst die Klippen- und Felseninseln an der Küste zeigen sich mit dem frischesten Grün geschmückt, und hier finden sich ganz besonders die als antiscorbutische Mittel dem Reisenden in diesen fernen Gegenden so willkommenen Sauerampferarten (**Rumex Acetosa** und **domestica**) und einige Knöteriche und deren Verwandte (**Polygonum viviparum**, in südlicheren Gegenden auch **P. Bistorta** und **Oxyria renifolia**). Um auf diesen isolirten Klippeninseln, auf diesem nackten Felsgestein eine solche Vegetation zu erzeugen, dazu bedurfte es einer eigenthümlichen Mithülfe. Diese Inseln sind die Brüteplätze der nordischen Vögel; ihr Koth bedeckt oft fußhoch die Felsenflächen, und er ist der Boden, dem hier dies liebliche Grün allein entkeimen konnte.

Aber auch der Schmuck der Blumen fehlt diesen arktischen Wiesen nicht. Namentlich sind es unter den Blüthenpflanzen zwei Familien, welche gradezu als die Charakterpflanzen des Nordens bezeichnet werden können, die Cruciferen und Saxifragen. Dort unten am feuchten Strande gedeiht üppig das antiscorbutische Löffelkraut (**Cochlearia oblongifolia** und **fenestralis**); dort blüht die nordische Verwandte unsres Wiesenschaumkrauts, **Cardamine bellidifolia**. Weiter hinauf an der Berglehne entfaltet eine nordische Gebirgsflor ihre Blüthen. Dort breiten die Verwandten unsrer Nachtviolen ihre dichten Polster aus, namentlich das ächte Kind der Polarwelt, die **Parrya arctica**, und die **Braya glabella**. Zahlreiche Arten unsrer Hungerblume (**Draba alpina, glacialis, hirta, rupestris**) bedecken mit ihren kleinen, weißen Blumen den Boden, und ein gelber Mohn (**Papaver nudicaulis**) leuchtet grell aus dem Grün der Gras- und Blattpolster hervor. Aber zu den Cruciferen gesellen sich auch andere Blüthenpflanzen, namentlich Sandkräuter, Horn- und Sternkräuter (**Arenaria rubella, Cerastium alpinum** und **Stellaria longipes**), Nelkenpflanzen (**Lychnis apetala** und **Silene acaulis**), Fingerkräuter und deren Verwandte (**Potentilla nivea** und **Dryas integrifolia**). Endlich breiten zahlreiche Steinbrecharten (**Saxifraga oppositifolia, nivalis, cernua, caespitosa, flagellaris** und **tricuspidata**) überall vom Strand bis zu dem ewigen Eise des Hochlandes ihre niedlichen Rasen aus.

Ein großartigerer Contrast läßt sich nicht denken, — auch die Gletscherwelt unsrer Alpen gewährt ihn nicht — als solch ein üppiger Blumengarten, wie zuweilen auf diesen von ewigem Eise umgürteten Eilanden des Poles sich entwickelt. Zwar sind Gelb und Weiß die Nationalfarben der arktischen Flora, aber die Blumen sind groß und

glänzend, und zu den gelben und weißen Saxifragen und Cruciferen oder zu dem gelben Mohn gesellt sich an einzelnen Stellen das Blau des Vergißmeinnichts (**Myosotis alpina**) und der glänzende Purpur der portulakartigen **Claytonia sarmentosa**. Freilich sind das nur Oasen in eintöniger Steppe, aber sie geben doch einen Beweis, welchen Zauber selbst die Sonne des Poles dem Boden zu entlocken weiß, wenn dieser nur die nothwendigen Bedingungen für das Gedeihen einer Vegetation erfüllt. Davon werden wir noch überraschender überzeugt, wenn wir die Berghöhen dieser Länder hinansteigen und uns, wie es Grönland wenigstens gestattet, vom Meeresstrande bis zur Höhe von 4 — 5000 Fuß, bis zur Grenze des ewigen Innenlandeises erheben. Hier tritt uns eine Gebirgsflora entgegen, die von dem gewaltigen Einflusse der Bodenerhebung auf die Pflanzenwelt selbst unter so hoher Breite zeugt. Einzelne Pflanzen verlassen uns allmälig, **Ranunculus frigidus** bereits bei 100 Fuß über dem Meere; andere treten hervor, **Polygonum viviparum** und **Oxyria reniformis** erst bei 3 — 400 Fuß Höhe. Der dichte Vegetationsteppich begleitet uns bis zu einer Höhe von 2 — 3000 Fuß. Da erst beginnt er dünner zu werden. Die Weide (**Salix glauca**) hat uns verlassen, und die Gräser, Halbgräser und Lichenen werden von grünen Moosen abgelöst, die bei 3000 Fuß Höhe noch kleine sumpfige Flecken zugleich mit zahlreichen blühenden Exemplaren von **Ranunculis nivalis** bedecken. Bei 3800 Fuß Höhe schwindet der zusammenhängende Teppich völlig, die Pflanzen zeigen sich vereinzelt im Geröll. Die Sümpfe sind jetzt ganz unfruchtbar. Auch **Draba alpina** verschwindet. Einzelne Schneehaufen verkünden uns die Nähe jenes ewigen Eises, welches in einer Höhe von 4500 Fuß alle Berggipfel Grönlands deckt. Aber selbst hier am Rande dieses Hochlandeises sproßt noch eine muntere Flor (**Pap. nudicaulis**, **Sax. tricusp.**, **opposit.**, **caesp.**, **Arenaria rubella**, **Silene acaulis** und **Draba arctica**).

Das Eis der Höhen und des Meeres also setzt der nordischen Lebenskraft die letzten Grenzen, und selbst das Eis wird oft noch von jener wunderbaren Alge, dem **Protococcus nivalis**, in blutrothe Gewänder gekleidet. Algen beleben die ödesten Sümpfe, Conferven und Rivularien die Bäche und Flüsse, und Schleimalgen (Nostocs) überziehen den Schlamm der feuchten Cornwallis-Insel. Riesige Tangarten (**Fucus vesiculosus** und **nodosus**, **Alaria esculenta**, **Laminaria longicruris**, **digitata** und **saccharina etc.**) wuchern am Grunde dieser arktischen Meere. Zwischen ihren Blättern von 6 — 8 Ellen Länge und $\frac{1}{4}$ Elle Breite bewegt sich eine reiche Thierwelt und zaubert uns hier

an den grönländischen Küsten ein Bild, das an die Korallenriffe der tropischen Meere erinnert.

Es ist das flüchtige Bild des flüchtigen arktischen Blüthensommers, das ich hier entworfen habe. Das Pflanzenleben ist hier kein andres, als unter den Gluthstrahlen der Tropensonne. Die Pflanze schließt ihre Blüthen und senkt ihre Blätter auch hier zum Schlafe, ob die Sonne auch nicht untergeht, und verkündet am Pole noch die Zeit der Nacht, den Stand der Mitternachtssonne. Es ist aber auch das Bild einer reinen und ungetrübten Natur. Keine Kultur hat hierher ihren Weg gefunden, und sie wird ihn nie finden. Denn die Pflanzenwelt bietet hier dem Menschen meist nur Augenlust, nicht Nahrung. Dem Thiere gewährt sie selbst unter der wirklichen Schneedecke noch isländische und Renthierflechten zur Speise; der grönländische Mensch hat außer den Beeren und den Stengeln der Engelwurz nur das rothe Seegras an den Küsten für seinen Gaumen erträglich gefunden. Die grönländische Gartenkunst hat zwar Kohl und Spinat, Radieschen und selbst weiße Rüben von kärglicher Größe gezogen; aber es ist ihr nicht gelungen, auch nur Kartoffeln zu ziehen, wie sie freiwillig und ohne Erde in den Schiffsräumen auswachsen.

Wir haben noch den letzten Pinselstrich am Vegetationsgemälde der Polarwelt zu thun, ihm den Hintergrund zu geben. Statt der Flechten und Moose im Vordergrunde zeigen sich uns im Hintergrunde die dunklen Trümmer einer gewaltigen Vegetation, nicht ferner Länder etwa, wie sie als Treibholz von den Meeresströmungen an manche nordische Küste geworfen werden, sondern einer heimischen, vielleicht vor vielen hunderttausend Jahren auf demselben Boden, den jetzt ewiges Eis deckt, geborenen und begrabenen Vegetation. Es sind die reichen Kohlen- und Graphitlager, die man in den letzten Jahren in den Sandsteinschichten Nordgrönlands, der Melville- und Patrik-Insel entdeckt hat. An einzelnen Stellen zeigen sich noch aufrecht stehende, unter Lehm und Sand in ihrer ursprünglichen Stellung begrabene Baumstämme von 2 — 3 Fuß Durchmesser. An anderen Stellen haben sich glühende Trappmassen aus dem Innern der Erde über die verkohlte Vegetation ergossen und sie zum Theil in natürliche Coaks, in Anthracit oder Graphit verwandelt. Wo jetzt keine Pflanze mehr, die höher als ein Fuß und dicker als ein kleiner Finger wäre, da führt das wachsende Eis, das sich über die Landschaft gelagert hat, aus den Gebirgen, die es aushöhlt, die Ueberreste einer schöneren Vorzeit, in der noch schat-

tige Wälder diese Fluren schmückten, und Vögel auf grünen Zweigen nisteten, von unzugänglichen Höhen herab an die eisigen Gestade.

Wir sind nur zu geneigt, wo der Mensch mit seinem geschäftigen Treiben fehlt, uns entsetzliche Einöden zu denken. Mit dem Menschen meinen wir alles Leben entschwunden, und sehen doch selbst am Pol, daß unsre Erde einst lange vor der Geburt des Menschen eine wunderbare und gewaltige Lebenswelt trug. Wenn uns von fern die eisgekrönten Gipfel der Alpen entgegenschimmern, da denken wir nur an das ewige Schweigen, das auf jenen Höhen ruht, in denen das klopfende Herz des Wandrers im Kampf mit Frost, Sturm und Erschöpfung die einzigen Töne zum Ohre sendet, an die weiten Gletschermeere, die dort ihre ehernen Fluthen wölben, und an deren Ufern nur der sausende Flügelschlag eines einsamen Bartgeiers widerhallt. Wenn wir aber diese starren Wüsten betreten, dann staunen wir über das unerschöpflich reiche Leben, das im Gletscherfloh selbst noch die Haarspalten der öden Eismeere zu bevölkern weiß.

So sahen wir auch bereits mit Blumen und Wiesengrün das Land am Pole bis hinauf zu dem ewigen Hochlandeise Nordgrönlands, bis hinab in die Tiefen des eisigen Meeres sich schmücken. Aber auch eine Thierwelt erscheint, freilich nicht in jener taumelnden Fülle, mit der die überschwengliche Natur die Wälder der Tropen belebt, auch kaum in jener anspruchslosen Weise, in der sie unsrer Heimat Stimmen und Töne verleiht, aber doch auch nicht blos als vorgeschobene Posten einer fremden, erobernden Macht, sondern als das eigenste Erzeugniß dieser scheinbaren Welt des Todes, als eine naturwüchsige Welt voll gewaltiger Kraft, von ebenso heiterer Lust und ebenso blutiger Mordgier erfüllt, von eben solchen Trieben bewegt und eben solchen Genüssen nachjagend, wie die unsrer Heimat oder der glühenden Tropen.

Wenn man sich jenen Gegenden der arktischen Meere nähert, wo zuerst das große Treibeis dem Blicke begegnet, da sieht man das Meer oft viele Meilen weit und bis in große Tiefen eine schmutzig grüne Farbe annehmen. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich von feinen, glänzenden, nadelförmigen Körpern wimmelnd, über deren Natur die Forschung zwar noch nicht völlig genügende Aufschlüsse geliefert hat, die aber jedenfalls organische und zwar thierische Wesen sind. Ueber 1000 Quadratmeilen des nördlichen Eismeeres sind nach Scoresby im buchstäblichen Sinne von diesen fast mikroskopischen Thierchen erfüllt, die einer reichen und wunderbaren Welt von Seethieren zur Nahrung

dienen und in ihrer scheinbaren Unbedeutendheit einem der größten Geschöpfe der Erde, dem Walfisch, zur Lebensbedingung werden. In den üppigen Tangwäldern der Meerestiefe hausen polypenartige Thiere und Röhrenwürmer, und ihre Gehäuse überziehen selbst die Steine am Meeresgrunde und seine Vertiefungen. Muscheln, Seesterne, Krabben, Garnelen erfüllen in unermeßlicher Menge das Polarmeer, und selbst das Ufer ist an manchen Stellen weit hinauf mit Muscheln übersäet. Nichts Todtes, nichts Verwesendes sogar wird in diesem Meere geduldet; das todte Thier, das in diese Fluthen hinabsinkt, wird nach kurzer Zeit in Skelett verwandelt, seine weichen Theile werden durch krebsartige Thiere, unter denen ja die Walfischlaus bekannt ist, verzehrt, und diese Thiere, die überall in ungeheurer Zahl sich finden, übernehmen hier gradezu die Rolle der Ameisen in den tropischen Ländern. Wenige Fische nur bevölkern diese Meere. In den grönländischen Eisfiorden zeigt sich der Schellfisch und die Heilbutte (**Pleuronectes cynoglossus**), in der Hekla- und Griper-Bai im Norden der Melville-Insel sogar der Kabeljau; aber die Seebarbe und der Lachs scheinen nicht über die Nordküste des amerikanischen Continents hinauszugehen und an den Flußmündungen bei Boothia-Felix ihre Grenze zu finden. Die Stelle der Fische aber nehmen die Wale, Delphine und Robben ein. In diesen erstarrenden Meeresfluthen tummelt sich der gigantische Walfisch, der echte schwarze Grönländer, der wie zum Spiele die Fluth in Fontainen in die Luft treibt. Hier hat der Narwal seine Heimat, und ununterbrochene Ströme von Weißfischen oder Belugen (**Delphinus leucas** oder **Beluga borealis**) ziehen nach den Schilderungen kühner Polarfahrer alljährlich durch den Wellington-Kanal. Hier lebt das Walroß, wie schon Cook es nannte, das Rind des Meeres, noch heute eine Lebensbedingung für die wenigen menschlichen Bewohner der arktischen Länder, denen sein Fleisch eine wohlschmeckende Nahrung, sein Fett Heiz- und Leuchtmaterial, seine Zähne Waffen und Schlittenkufen, seine Haut Ueberzüge für Baidars und Kayaks (Kähne) liefert. Aber noch wichtiger für das Leben am Pole, auch für das menschliche, ist seiner außerordentlichen Zahl und Verbreitung wegen der Seehund. Namentlich ist es der stinkende Seehund, Schönseite, wie ihn die Grönländer nennen, (**Phoca foetida**), der zu allen Zeiten und in der größten Kälte sich im Innern der grönländischen Fiorde zeigt, wo er sich selbst in einer mehr als 12 Fuß dicken Eisdecke kleine Oeffnungen zum Athemholen offen zu halten weiß. Der echte grönländische Seehund dagegen, Schwarzseite, wie er dort heißt, (**Ph. groenlandica**), der sich nicht wie jener

mit den kleinen, krebsartigen Thieren begnügt, zieht seiner Lieblingsnahrung, den Fischen, nach und schweift weithin durch die Meere bis zur Pennystraße und den Nordküsten der Prinz-Patrik-Insel. Mitten unter den Donnern der Kalbung, da, wo das Landeis seine ungeheuren Bruchstücke unter den gewaltsamsten Bewegungen in das Meer hinaus wirft, versammeln sich oft die stinkenden Seehunde in haufenweisen Schaaren, und gerade da geht ihre Fortpflanzung am schnellsten vor sich. — Gerade in der Nähe des ewigen Eises also, gerade in seinen äußersten und unzugänglichsten Theilen — und das gilt nicht blos von den Seehunden, sondern allgemein und im Großen, — entfaltet der eisige Ocean den größten Reichthum seines Thierlebens.

Mag man es das Werk einer weisen Vorsehung oder eine natürliche und nothwendige Folge klimatischer Einflüsse nennen, diese Wale und Seehunde sind mit einem kräftigen Schutzmittel gegen die nordische Kälte versehen und finden in diesem Meere ein reichliches Material, um dieses Schutzmittel beständig zu erhalten. Sie alle tragen unmittelbar unter der Haut eine Fettschicht, die bei großen Walen eine Dicke von ziemlich ¾ Ellen erreicht und als schlechter Wärmeleiter dieselbe Bestimmung erfüllt, wie die Fell- und Haarbedeckung bei den warmblütigen Thieren des Festlandes. Diese Fettbildung wird hier im hohen Grade dadurch befördert, daß die ganze niedere Thierwelt, soweit sie mittelbar oder unmittelbar den Walen und Seehunden zur Nahrung dient, von den Fischen bis zu den kleinen, krebsartigen Geschöpfen und selbst den Weichthieren, sich durch einen großen Reichthum an ölartigen und fetten Stoffen auszeichnet. Durch diesen Stoffwechsel werden also in mikroskopischen Thierchen jene unerschöpflichen Fettmassen vorgebildet, welche seit Jahrhunderten kühne Seefahrer in die Eiswüsten des Poles verlockten und noch heute alljährlich Tausende von Schiffen befrachten.

Wir betreten jetzt das Land, nicht eine jener wüsten, sandigen Küsten der Patrik-Insel oder die traurigen Flechtensteppen der Polynia-Inseln, deren Vegetationsarmuth schon im Voraus jede Hoffnung auf munteres Thierleben vernichtet, sondern eines jener in üppiges Grün gekleideten Thäler der Melville-Insel oder des grönländischen Vorlandes, oder eines der grünen Eilande der Pennystraße oder des Königin-Kanals. Der Frühling ist im Anbruch. Die Wasserläufe beginnen am warmen Mittag zu rieseln, und große Eiszapfen fallen rasselnd herab. Da wird es auch in den Lüften und am Boden lebendig. Kleine Vögel beginnen zu zwitschern; schwarze Spinnen kommen aus dem Grase hervor, und kleine Krabben sonnen sich im Ufersande. In unglaublicher

Menge erscheinen die Mücken, diese Plage des Polarsommers. In den wildesten Manglesümpfen können die Moskito's der Tropen nicht lästiger sein, als diese Moskito's der Polarwelt. Jene sind klein und flüchtig, und wenn man sich auch vergeblich müht, sie zu tödten, so lassen sie sich doch vertreiben. Aber diese, groß, langsam in ihren Bewegungen, sind, wo sie Platz genommen haben, schwer zu verscheuchen. „Fünfzig bis hundert kann man mit einem Handschlage erlegen", sagt Seemann, „und doch hilft es nichts; ihr Platz ist augenblicklich von neuen Eindringlingen eingenommen, und man wird zuletzt von den vergeblichen Anstrengungen, sich zu befreien, so ermattet, daß man sich ihnen vor Verzweiflung auf Leben und Tod preisgibt und geduldig ihre schmerzlichen Stiche über sich ergehen läßt." Eine ergreifende Schilderung dieser Plage entwirft Back von jener Gegend, in welcher wahrscheinlich ein Theil der unglücklichen Gefährten Franklin's sein Leben aushauchte. „Wenn wir", sagt er, „in die engen Thäler hinabsteigen oder sumpfige Strecken durchwaten mußten, dann wirbelten diese Moskito's in so unermeßlichen Schwärmen auf, daß im buchstäblichen Sinne des Worts die Luft verfinstert wurde; es war durchaus unmöglich zu sehen oder zu sprechen. Denn wo nur irgend die Haut entblößt war, da saßen sie dicht nebeneinander, flogen in Mund und Nasenlöcher und versetzten uns schmerzhafte Stiche. Von unsern Gesichtern floß das Blut so stark herab, als wäre es mit Blutegeln bedeckt; der Schmerz brannte wie Feuer, war von Entzündung begleitet und hatte einen Schwindel im Gefolge, der uns halb toll machte."

Das lauteste und reichste Leben verleiht diesen Gegenden die Vogelwelt. Sie belebt die Sümpfe von Cornwallis, wie die öden Kiesflächen der Polynia-Inseln, und wenn auch der furchtbare Winter sie zum größten Theil in den milderen Süden treibt, so verleben sie doch gerade hier die süßeste Zeit ihres Lebens, die Zeit bräutlicher Liebe. Schon in der ersten Woche des Mai zeigt sich das Schneehuhn, und auf manchem sonnigen Stein an der Küste kann man ein Pärchen dieser Vögel in traulicher Minne kosen sehen. Mit dem Juni ziehen die zahllosen Schaaren von Königs-, Eider- und Ringelgänsen, denen bald auch Enten folgen, zu den nordischen Teichen und Seen, deren Algen ihnen reichliche Nahrung gewähren. Arktische Seeschwalben, rothkehlige Taucher, unbeholfene Lummen und Alke bedecken die Flüsse im Verein mit dichten Schwärmen lärmender Möven und Raubmöven, Silbermöven, Bürgermeister- oder grauröckiger Möven und dreizehiger Möven; vor allen aber ist es die Elfenbeinmöve, die stets zuerst und lange vor

dem Thauwetter selbst im höchsten Norden erscheint. Strandläufer und Regenpfeifer suchen in den Sümpfen des Strandes ihre Nahrung, und über den eisigen Meeresfluthen zeigt sich wohl auch einmal ein flüchtiger Sturmvogel. Krähen und Eulen, Schnepfen und Sperlinge scheinen an manchen Orten aus der Erde zu sprießen, und selbst eine arktische Nachtigall, die Schneeammer, läßt mit den ersten Tagen des Mai ihre lieblichen Töne erschallen. Gerade im äußersten Norden dieser unwirthlichen Gegenden hat die Vogelwelt ihre Brüteplätze aufgeschlagen, namentlich auf den Inseln des Königin-Kanals und der Pennystraße, auf den Inseln im Norden von Cornwallis und selbst auf den furchtbar öden Polynia-Inseln. Die Cheyne-Inseln fand Lieutenant Osborn, der die Expedition Penny's im Jahre 1851 begleitete, förmlich mit Nestern der Eidergänse übersäet, und auf der nördlichsten derselben lagen die Eier der Seeschwalben auf den nackten Kalksteinfelsen, um wahrscheinlich durch die Sonnenstrahlen allein ausgebrütet zu werden.

Aber in den grünen Thälern erwartet uns noch ein andres Thierleben, das uns wieder einmal das Bild unsrer Alpenmatten vor die Seele ruft. Hier weiden zahlreiche Arten von Renthieren und Bisamstieren. Unser Alpenbild wird noch vollkommner durch die zwergartige Kleinheit dieser Renthiere, die sie Ziegen ähnlicher macht, als jenen unentbehrlichen Zug- und Nahrungsthieren der Lappländer. Das Alpenbild wird sogar vollendet durch die weiße Farbe, in welche der Winter diese Renthiere kleidet, während der Sommer sie in ein dunkelgraues, fast schwärzliches Fell hüllt. Auch von der argwöhnischen Scheu der Thiere der Wildniß zeigen diese Renthierheerden oft keine Spur. Der Anblick der Reisenden reizte vielmehr ihre Neugier, so daß sie auf Büchsenschußweite zu ihnen heranliefen oder sie umkreisend ihnen meilenweit folgten. Nach M'Clure's Beobachtungen auf der Patrik-Insel scheinen die Thiere keineswegs im Winter die nördlichen Inseln zu verlassen und selbst in dieser furchtbaren Zeit noch Nahrung genug in den Flechten und den Blättern der Zwergweide zu finden, die sie mit den Füßen unter dem tiefen Schnee hervorscharren, wie man bei stillem Wetter in weiter Ferne hören kann. Der Stolz dieser arktischen Weiden aber ist der Bisam- oder Moschusochs. Er erreicht die Größe des hochschottischen Rindviehs und ein Gewicht von 500 Pfund. Sein braunes, zottiges Haar, das am Bauche, an den Seiten und Hintertheilen, namentlich aber an Hals und Brust wie eine Mähne herabhängt, gibt ihm ein fürchterliches Ansehen. Im Juni erscheint er träge und furchtsam, als ob er unter der Hitze des dicken Pelzes leide, der

dann in dicken, wolligen Klumpen seinen Körper bedeckt. Im April aber, zur Zeit der Brunst, ist er wild und selbst zum Angriff geneigt. Als sich Lieutenant Mech'am, ein Mitglied der Kellett'schen Expedition,



Eisbären im Polareise.

im Jahre 1853 auf der Melville-Insel zahlreichen Heerden von Bisamstieren näherte, theilten sie sich in Trupps von etwa 15 Stück, angeführt von 2 oder 3 ungeheuren Bullen, und führten nun Manöver aus, die so schnell und regelmäßig waren, daß sie mit nichts besser als mit Kavallerie-Schwadronen verglichen werden konnten. Eine der Heerden galopirte mehrmals bis auf Büchsenschußweite heran und bildete eine gerade Linie mit einer furchtbaren Hörnerreihe, die Bullen voran. Zuletzt näherten sie sich sogar bis auf 60 Schritt, schnaufend und den Schnee aufwühlend, und erst ein Schuß jagte sie in die Flucht. Eine vortreffliche Schilderung von der furchtbaren Erhabenheit dieses Königs der Polarländer liefert Comm. M'Clintock, ein andrer Theilnehmer jener Expedition. „Nie", erzählt er, „werde ich den Todeskampf eines dieser mächtigen Stiere vergessen. Ein spanisches Stiergefecht kann davon keine Idee geben, und selbst die Eisbärjagd ist Kinderspiel dagegen. Dieser Bullochs war durch die Lunge geschossen, und das Blut strömte aus seinen Nasenlöchern auf die weiße Fläche des Schnee's. Wie er so dastand, in vollster Wuth uns auf's Korn nehmend, bereit und doch außer Stande, uns anzugreifen, waren seinen kleinen, aber feurigen Augen beinahe unter der buschigen Mähne verborgen. Sein ganzer Körper war krampfhaft im Todesschmerz erschüttert, und diese Erschütterung theilte sich dem ungeheuren zottigen Haar und dem dicken wolligen Pelz mit, und selbst die massige Mähne richtete sich auf. Als ob es alle Wuth und Pein in sein Innerstes verschlösse, so stand das majestätische Thier lautlos da; aber das wilde Blitzen des Feuers, das aus seinen Augen schoß, und seine drohende Stellung waren ungleich großartiger als das schrecklichste Gebrüll. So in sich zusammensinkend endete der unvergleichliche Monarch der arktischen Wildniß."

Den friedlichen Heerden der Renthiere und Bisamstiere und den Schaaren weißer Polarhasen, welche die Berghöhen und steilen Vorgebirge und Klippen dieser nordischen Inseln bevölkern, folgt, wie überall, beutegierig das Raubthier. Hier schleicht der niedliche Eisfuchs über den Schnee, hier lauert der braune Wolf hinter den Steinen, hier steuert, von Eisschollen getragen, der grimmige Eisbär von Küste zu Küste, von Hunger geplagt oder durch Wunden gereizt, selbst für den Menschen ein furchtbarer Gegner. Seine Herrschaft reicht, so weit es Seehunde und Lemminge gibt, die ihm vorzugsweise zur Nahrung dienen. Die Lemminge, unsern Feldmäusen und Wasserratten verwandte Thiere, beleben zu Millionen den Boden aller dieser arktischen Länder. Der Eisbär kennt ihre Schlupfwinkel sehr wohl, und Lieutenant

Osborn schaute einst einem alten Eisbären zu, wie er in sitzender Stellung mit seinen Vordertatzen große Steinblöcke aus ihrer Lage wälzte, während zwei ganz junge Bären beschäftigt waren, auf die darunter verborgenen Lemminge zu stürzen und sie zu vertilgen. Seine Gefräßigkeit ist sprüchwörtlich und bereitete den Vorräthen der Franklinsucher manchen empfindlichen Schaden. Selbst Tabak, Pechpflaster und zinnerne Fleischbüchsen wurden von ihm nicht geschont und bildeten ein wunderbares Gemisch in dem Magen getödteter Thiere.

Das ist in flüchtigen Umrissen das Thierleben des Poles, reich nicht an Formen, — denn ganze Thiergeschlechter, wie Schlangen, Frösche und Eidechsen, finden hier keine Vertretung — aber an Zahl. Im Jahre 1855 wurden von Grönland allein 47,800 Robbenfelle, 6300 Renthierfelle, 1700 blaue Fuchsfelle und 1100 Pfd. Eiderdunen nach Dänemark ausgeführt. Diese Zahlen geben den besten Beweis von der unerschöpflichen Fülle des thierischen Lebens in diesen öden, vegetationsarmen und von ewigem Froste gefesselten Ländern.

Wenn es also an Leben der arktischen Landschaft keineswegs fehlt, so fehlt ihr doch auch nicht die Krone des Lebens, der Mensch. In der tiefsten Einöde des Polarwinters, wo das matte Dämmerlicht des Mittags keine Lebensspur beleuchtet, wo der Schnee die dürftige Vegetation begraben hat, und die Thiere, die in den Tagen des Sommers diese Wildniß belebten, im Winterschlaf ruhen oder sich freundlicheren Ländern zugewendet haben, bis auf einzelne Bären und Füchse etwa, die ihrer Heimat auch in der tiefsten Verödung treu blieben; da sind es Werke der Menschenhand, die allein noch an die unvergängliche Macht des Lebens erinnern. Große Steinplatten erheben sich, mauerartig übereinander gehäuft, mitten aus Eis und Schnee. Weiterhin auf einem Berge steigt sogar ein pyramidenartiges Gebäude auf, ganz aus solchen platten, schweren Steinen gebaut. Seine Mauern ragen mehrere Fuß tief in die Erde und umschließen einen domähnlichen Raum von 8 Fuß Höhe und Durchmesser. Auf mancher der niedrigen Landspitzen zeigen sich die zerfallenen Trümmer zahlreicher solcher Bauten. Es sind nicht einmal immer aufgehäufte Steine, sondern doppelte, in den Boden eingelassene Mauern, deren Zwischenräume gepflastert und mit Kies bedeckt sind. Knochen von Renthieren, Walrossen, Seehunden, die rings umher zerstreut liegen, beweisen vollends, daß einst menschliche Wesen in diesen Gebäuden hausten.

Menschen in dieser Wildniß! Ruinen menschlicher Wohnungen, wie sie wohl den Boden glücklicherer Länder bedecken, wenn der Würg-

engel der Geschichte über sie dahinzog, hier in dem ewigen Eise des Poles, an das selbst den Bären nur der Hunger fesselt! Dörfer hoch im Norden des Grinnelllandes, 13 Grade vom Pole! Wir wollen die seltsamen Menschen aufsuchen, die es wagten, an solcher Stätte ihre Heimat aufzuschlagen.

Weit hinauf in die Meere Grönlands folgen wir den Schiffen Dr. Kane's, bis zu jener Bucht des Smithsundes, in welcher er unter 78° 44′ Breite sein winterliches Asyl fand. Bis hierher hat das Menschengeschlecht seine äußersten Vorposten vorgeschoben. Hier wohnen noch Menschen, und hier, wo die Natur erstarrt, machen Liebe und Haß, Sorge und Hoffnung noch Herzen schlagen und Pulse klopfen, wie in den üppigen Fluren des Südens! Ja! es sind Menschen, diese seltsamen Gestalten, die dort aus den steinernen Hütten hervorkriechen. Sie gehören jenem Volke der Eskimo's an, die sich selbst stolz genug Innuits, Männer, nennen, und denen nur der Spott der benachbarten Indianer den Namen Eskimos, eine Verstümmelung von „Eskimantik", d. i. „Roh-Fisch-Esser" beilegte. Weithin durchstreifen sie die Insel- und Küstenländer des arktischen Amerika, von Grönland bis zur Behringsstraße, vom Grinnelllande bis zu den Südküsten von Labrador und den Sümpfen der Hudsonsbailänder in einer Längenausdehnung von mehr als 700 geogr. Meilen. Aber nur kümmerlich bevölkern sie diesen ungeheuren Wüstenraum, und der bevölkertste Theil ihrer Heimat zählt kaum 25 Menschen auf einer Quadratmeile.

Von kleiner Statur, aber wohlbeleibt und von kräftigem Bau, mit schwarzem, straffem, meist auf dem Scheitel geschorenem Haar, von Schmutz bedeckten, dunkelfarbigen, flachen Gesichtern, die Backenknochen vorspringend, die Augen klein, tiefliegend, die Nase breit, die ungewöhnlich langen Ohren und die schmalen Lippen durch elfenbeinerne Pflöcke verzerrt, der Mund zahnlos vom Kauen der Häute: so stellen sich uns diese Männer des Nordens vor. Ihre Kleidung besteht aus einem Oberrocke von Fuchs- oder Renthierfell und darunter einem andern Rocke aus Vogelfellen, die Federn nach Innen gekehrt, aus Hosen, hohen Stiefeln und Handschuhen, sämmtlich aus Bärenfell. Die Frauen unterscheiden sich von den Männern nur durch das gescheitelte Haar, durch die längeren, bis zur halben Hälfte hinaufreichenden Stiefel und durch einen an der Kopfbedeckung oder vielmehr an dem Oberrocke angebrachten Sack, worin sie ihre Kinder tragen. Ein widerlicher Thrangeruch macht ihre Annäherung fast unerträglich und ihre übliche Begrüßung durch Nasenreiben zur Pein.

Das sind die Vertreter des Menschengeschlechts am Pole, das die Erbauer jener Ruinen, die wir an den eisigen Gestaden bewunderten. Treten wir näher zu ihren Wohnungen. Hier in dieser baumlosen Oede, wo nicht einmal die Meeresfluth ihr Treibholz auswirft, hat der Eskimo kein andres Baumaterial als Erde und Steine. Darum wurden diese mächtigen Steinblöcke pyramidenartig übereinander gethürmt, mit Rasen- oder Moosstücken verbunden, oben durch einen Stein oder von einem flachen Dache aus Weidenzweigen und Erdstücken geschlossen. Durch einen langen, niedrigen, dunkeln Gang, der an beiden Enden mit Fel-



Eskimo's, Mann und Weib.

len verhängt ist, kriecht man in den innern Raum. Eine qualmende Thranlampe, aus Speckstein geschnitten und einige Moosbüschel statt des Dochtes tragend, verbreitet Licht und Wärme. An den Wänden ziehen sich die aus Stein gebauten Schlafstätten hin, 18 Zoll über dem Boden erhaben und mit oft von fernen Inseln geholtem Grase oder mit Fellen bedeckt. Halbnackte Weiber und Kinder hocken in der Mitte am Boden, mit der Zubereitung von Seehundfleisch oder damit beschäftigt, Häute mittelst Sehnen und Fischgräten zusammenzunähen. Der Herr dieser Hütte und dieser Frauen (denn unter vielen Eskimostämmen herrscht

Vielweiberei) nimmt seine Mahlzeit ein; sie besteht aus einem Stücke rohen Walroßfleisches, mit einem Trunke Thran gewürzt, der, wie er mit Recht behauptet, seine innere Wärme erhöht.

Beim ersten Eintritt in diesen Raum scheint der widerliche Geruch und die beängstigende Wärme den Aufenthalt darin unmöglich zu machen. Aber bald tritt an die Stelle des Widerwillens eine gewisse Behaglichkeit. Man sollte meinen, in solchem Stein- und Erdhause müßte eine ewige Feuchtigkeit herrschen; aber Dach und Wände sind 8 Monate lang gefroren. Man sollte meinen, durch das Beisammensein so vieler Menschen in einem so engen Raume, durch die Ausdünstung dieser unreinlichen Seehundshäute, Knochen und Sehnen müßte die Luft zu einem unerträglichen Grade verpestet werden. Aber das Klima schützt auch hier. Der Luftwechsel, den die enge Oeffnung beeinträchtigt, wird durch den Unterschied der Temperaturen drinnen und draußen beschleunigt. Die kleine Thranlampe erwärmt diesen engen Raum zu 14—15° C., während draußen oft eine Temperatur von 30—40° C. unter dem Gefrierpunkt herrscht. So strömt denn die kalte Luft mit großer Begier durch jede Oeffnung herein, und so oft die Thür geöffnet wird, sieht man sie in Form eines Nebels bis mitten in das Innere einströmen. Freilich mag es eine drückendere Luft sein, welche am Morgen diesen Raum erfüllt, wenn so viele Menschen hier geschlafen haben, bei verschlossener Thür, bei halbausgegangenen, qualmenden Lampen. Freilich mögen diese Hütten sich in Höhlen des Elends und des Ekels verwandeln, wenn das mildere Wetter den Schnee schmilzt und die Unreinlichkeiten rings um diese Wohnungen sichtbar macht, wenn das Dach vom Regen durchweicht wird, und die Feuchtigkeit in das Innere dringt, und wenn nun hier die Verwesung des Bluts und der Ueberreste geschlachteter Seehunde beginnt. Darum flieht auch der Eskimo im Sommer diese Stätten; er schlägt seine kegelförmigen Zelte aus Fellen auf, oder baut sich, wenn die Noth drängt, seine Hütten aus Schnee. Oft sind sogar Eis und Schnee selbst für den Winter das einzige Baumaterial der Eskimo's, namentlich an den sandigen oder sumpfigen Ostküsten des nördlichen Amerika. Im hohen Norden Grönlands werden sogar Walfischknochen kunstreich zum Bau der Hütten verwendet; während im Westen des Continents das zahlreiche Treibholz ein bequemeres Material selbst zum Baue größerer Häuser und sogar — Tanzlokale darbietet.

Einfach und roh wie seine Natur, ist auch die Lebensweise dieses Sohnes des Nordens. Jagd und Fischfang ernähren ihn. Das rohe oder gedörrte Fleisch und Fett von Bären, Seehunden, Walrossen ist

seine Hauptnahrung, und ein Gericht von Thran und Beeren steht auf seinem Küchenzettel obenan. Aber er bedarf von dieser Nahrung ungeheurer Quantitäten; Klima und Gewohnheit drängen ihn dazu. Reisende geben den täglichen Fleisch- und Thrangenuß auf 16 Pfund an. Seine Waffen sind hölzerne Speere und Wurfspieße, mit knöchernen Spitzen aus den Zähnen der Walrosse versehen, knöcherne oder hölzerne Bogen, mit Renthiersehnen bespannt, und Pfeile mit Steinspitzen. Sein größter Reichthum sind seine Schlitten und Kähne. Solch ein Schlitten ist, wo das Treibholz fehlt, oft ein wunderbares Kunstwerk. Zwischen 4 und 5 Fuß lang und 14 Zoll breit, ist er ganz aus einzelnen Stücken der Walroßzähne und aus dem Horn des Narwal gebaut, das in Stücke von 6 Zoll Länge zerschnitten und durch Sehnen zusammengeschnürt ist. Vieler Jahre Arbeit wird oft auf einen solchen Schlitten verwendet, und er wird darum sehr werthvoll gehalten und als kostbares Vermächtniß vom Vater auf den Sohn vererbt. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man einen Menschen, der einen guten Schlitten und ein Hundegespann besitzt, wenn er durch Alter ein lästiges Glied der Gemeinde geworden ist, zu einer Jagdpartie veranlaßt und ihn dann eine Strecke vom Lande todtschlägt und seines Schlittens beraubt. Die Boote der Eskimo's bestehen aus hölzernen Gestellen, die mit Walroßhäuten überzogen sind. Ihre Baidars oder Omiaks, ihre Weiberboote, sind oft 30 Fuß lang und fassen 15 — 20 Personen. Aufgeblasene Seehundshäute an den Außenseiten hindern das Umschlagen, und 15 Fuß lange Ruder treiben langsam und schwerfällig die Boote vorwärts. Die bei der Seehunds- oder Walfisch-Jagd gebräuchlichen Kayaks sind leichter, kleiner und ganz von Walroßhaut umschlossen, so daß der Mann nur in einem Loche in der Mitte sitzt und mit seinem Doppelruder wie mit einer Balancirstange das Gleichgewicht sichert.

Unbekannt mit jeder fremden Civilisation, — denn mancher Stamm hatte bis vor wenigen Jahren noch nie einen Weißen gesehen und staunte über die „wandernden Bäume" und „schnellgehenden Inseln", wie er die großen Schiffe nannte, — ist der Charakter des Eskimo ein Gemisch von natürlichen Vorzügen und natürlichen Lastern. Er ist gutmüthig, heiter, gastfrei, ehrlich gegen seine Stammesgenossen, aber im höchsten Grade zu Lügen und Diebereien gegen Fremde geneigt. Er besitzt Sinn für die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens; aber wenn auch der Frau eine gewisse Rücksicht zu Theil wird, so ist sie doch wesentlich seine Sklavin, der die Arbeit des Hauses gebührt, und schon im Kinde wird der Knabe gehätschelt, das Mädchen zur Sklavin erzogen.

Das Alter wird nicht geehrt, der schwache Greis sogar von den Eskimo's des östlichen Amerika's in öder Steppe zu langsamem Tode ausgesetzt. Kein gemeinsames Band verknüpft die Glieder einer Gemeinde oder eines Stammes, und nur Kühnheit oder Glück verschafft den Namen, nie aber die Macht eines Häuptlings.

Die Sprache der Eskimo's ist reich an Kehllauten, aber nicht übelklingend. Fast jeder Stamm hat seinen eigenen Dialect. Sie haben keinen Sinn für Musik, und ihre Lieder sind ohne Takt und ohne Melodie. Ihre Tänze sind unschöne Verrenkungen und Verzerrungen des Körpers. Aber sie entbehren doch nicht aller Intelligenz. Sie haben ihre religiösen Vorstellungen und ihre Zauberer; sie haben ihre Sagen, wenn auch keine Geschichte. Die Krähe, sagen sie, hat die Welt geschaffen, und der Sternhimmel ist in ihrer Phantasie mit Bären, Hunden und Seehunden bevölkert. Einen Beweis von der Intelligenz, deren sie fähig sind, erhielt M'Clure von einem Eskimo, der ihm auf Papier eine genaue Zeichnung von den Umrissen der ihm bekannten Küsten des Wollaston- und Victorialandes anfertigte.

Der Mensch des Nordens ist ein Kind seiner Heimat. Die Jagd, das Klima bilden seinen Charakter und seinen Geist. Aber wunderbar, auch diese einförmige Natur der Polarländer vermag Eigenthümlichkeiten zu schaffen, die sich nicht blos auf Sitten und Gebräuche, auf Kleidung und Wohnung beschränken, die ebenso die Farbe seiner Haut und den Bau seines Körpers, wie seinen Charakter, seine Sprache, seine Vorstellungen auf das Mannigfachste verändern. Der Eskimo Grönlands ist ein anderer als der von Labrador, der Eskimo am Mackenzie ein anderer als der am Nortonsund. Eskimo's verschiedener Küsten bedürfen zu ihrem Verkehr des Dolmetschers, und Nachbarstämme hassen und mißtrauen einander. So drückt die Natur der Heimat auch ihren rohesten Geschöpfen das Gepräge der Eigenthümlichkeit auf.

Viertes Kapitel.

Reiseleben am Pole.

Da, wo jetzt in ewigem Eis und Schnee Grönlands Hochländer und die Inseln des Parry-Archipels starren, erblicken wir in dem Bilde der Urzeit, das uns das Seherauge der Wissenschaft aus den Steinkohlenlagern der Insel Disko und der Melville-Insel erschloß, hochstämmige Bäume, phantastisch gestaltete Büsche, unermeßliche Wälder von kolossalem Schilf, welche die Gestade des dunkeln Oceans überschatten, mit dichter Nacht die weiten, stummen Moore umringen und in anmuthigen Gruppen die Hochlande jener Inseln bekränzen. Tiefes Schweigen brütet über dem Ganzen. Kein Vogel singt in den Zweigen, kein Wild ruht in den Schatten. In dem Ocean allein wohnt Leben. Hier hebt eine abenteuerliche Eidechse den ungeheuren Plattkopf träge unter den Wurzeln eines mächtigen Farrnkrauts empor, dort schießt ein Riesenhai blitzschnell durch die tosende Fluth. Polypen, seltsam gewundene Schnecken, glänzendfarbige Muscheln wimmeln in den seichten Buchten. Tausende wunderbarer Formen, die sich nicht mehr auf der Erde finden, bevölkern die stillen Gewässer; Geschlecht auf Geschlecht ging dahin, von Menschen nicht gesehen, von Jahrhunderten ohne Zahl nicht gekannt.

Lange ehe der Mensch den irdischen Schauplatz betrat, verblich jenes Gemälde der Vorzeit; warm gebettet ruhten Baum auf Baum, Gras auf Gras in ihrem Grabe. Der Sturm seufzte nicht mehr in ihren Häuptern, die aufkeuchende Erde schüttelte nicht mehr ihre Stämme. Eine weiße, eisige Decke verhüllte die Gräber. Aber der Mensch kam, er kam auch zu diesen Stätten des Todes. Er stieg hinab in die Tiefen der Erde, förderte die Mumien längstvergessener Pflanzen ans Licht der Sonne und machte sie zu seinen geschäftigen Dienern. Durch sie gewann er die Macht, über Wind und Wasser zu herrschen; ihr Odem führte seine Schiffe selbst in diese einst tropischen, jetzt eiserstarrten Regionen. An der Stelle des freundlichen Bildes der Urzeit erblicken wir jetzt das düstre der Gegenwart, in seinem Vordergrunde den Menschen auf der Höhe der Civilisation, im siegreichen Kampf mit den Gewalten der arktischen Natur.

Wissenschaftlicher Drang oder der Wunsch, dem Schicksal verschollener Vorgänger nachzuforschen, hat eine Schaar unerschrockener Männer in diese Einöden geführt. Glücklich haben sie sich Bahn gebrochen durch eiserfüllte, sturmbewegte Fluthen. Aber der Tag ist gesunken, der Winter hat das Meer in Fesseln geschlagen; den kühnen Wandrern ist Halt geboten. Umringt von wildgethürmten Eiskolossen, sehen wir sie nun beschäftigt, sich eine Stätte für die nahende Polarnacht zu bereiten. Das Schiff wird in ein Haus verwandelt. Ein hölzernes Gerüst, mit Segeltuch und Deckleinen überzogen, bildet das Dach. Einige Fenster gestatten den kümmerlichen Resten des Tageslichtes den Zutritt, und ein mächtiger Heizapparat verbreitet durch Röhrenleitungen Wärme in alle Räume des Gebäudes. Das Dach wird nun überdies mit 2 Fuß dicken Schneelagen bedeckt, und eine Mauer von Eisquadern, deren Fläche zugleich als Promenade dient, schützt ringsum die Seiten des Schiffes. Man ist auch nicht allein in dieser arktischen Landschaft. Dort jenseits der Eisfläche des Meeres verkündet aufwirbelnder Rauch eine zweite Gesellschaft. Da muß auch für den Verkehr gesorgt werden. Straßen werden abgesteckt und Wegweiser errichtet.

Ein Blick in die Vorrathskammer dieser Gesellschaft läßt keinen Gedanken an Mangel aufsteigen. Wenn wir diese gewaltigen Mengen von gesalzenem Fleisch, Zwieback, Mehl, Thee, Zucker, Chocolate, Citronensaft, eingemachten Gemüsen, Kartoffeln, Aepfeln, selbst präservirter Milch, Alles zu Tausenden von Pfunden, betrachten, so müssen wir unwillkürlich an den gewaltigen nordischen Appetit denken, der uns nur mit Schamgefühl eingestanden wird. Das Doppelte von dem, was man in der milderen Heimat für das Uebermaß des Bedürfnisses gehalten hätte, befriedigt hier kaum die Eßlust. Neben Thee, Zucker, Chocolate, Rum 2c. fast 2 Pfd. Schiffszwieback, 1 Pfd. Speck und 2 Pfd. Pemmican täglich! Man muß wissen, was Pemmican ist, um diese Provision beurtheilen zu können!

Name und Bereitungsweise des Pemmican ist von den nordamerikanischen Wilden entlehnt. Diese pflegen ihr Büffelfleisch in dünne Streifen zu zerschneiden, zu räuchern und zu trocknen, dann zwischen zwei Steinen über einer Büffel- oder vielmehr Bisamstierhaut zu zerreiben und dieses Fleischpulver mit Talg vermischt zu 85 — 90 Pfd. in Stierhäute einzuschlagen. Der Pemmican in diesem Winterlager civilisirter Männer ist sorgsamer zubereitet. Nur das beste Ochsenfleisch ward dazu gewählt, dieses in einer Malzdarre gedörrt und auf einer Mühle gemahlen. Außer geschmolzenem Speck hatte man zur Erhöhung

der Schmackhaftigkeit noch Korinthen und zerriebenen Zucker hinzugefügt, die ganze Masse endlich in zinnerne Gefäße eingestampft, durch einen Ueberguß von Schmalz gegen Verderbniß gesichert und zuletzt hermetisch verschlossen. Dauerhaftigkeit und Nährkraft sind die Vorzüge dieses Pemmican. Durch das Dörren wird das Gewicht des Fleisches um das Vierfache verringert, so daß zu einer einzigen Zinnbüchse von 85 Pfd. Gewicht außer 36¾ Pfd. Speck, 5 Pfd. Korinthen und 1¼ Pfd. Zucker 174 Pfd. Fleisch erforderlich sind. Natürlich erhöht sich dadurch auch der Geldwerth des Pemmican, von dem 1 Pfd. auf 18 Sgr. zu stehen kommt.

Wohlgerüstet geht die arktische Gesellschaft der einbrechenden Winternacht entgegen. Wir wollen es versuchen, einen Tag mit ihr zu verleben.

Strenge Ordnung und Regelmäßigkeit sind nirgends nothwendiger als hier, wo die kleinste Abweichung den Tod herbeiführen kann. Schlag 7 Uhr erheben sich Alle von ihrem warmen Pelz- und Deckenlager. Um 8 Uhr wird das Frühstück eingenommen, und nun machen sich die Führer, während die Uebrigen mit Reinigung des Schiffes beschäftigt sind, im Dienste der Wissenschaft an die Beobachtung der Instrumente. Hüten müssen sie sich dabei, irgend ein Instrument mit bloßen Händen anzufassen; denn das Thermometer zeigt am Morgen oft — 36° R. Bei solcher Kälte würde Jeder seine Hände, vielleicht sein Leben einbüßen, wer eine Flasche Alkohol mit bloßen Händen aufheben wollte; zerbrochen würde sie die furchtbarsten Zerstörungen anrichten. Durch die doppelten Pelzhandschuhe selbst fühlt man noch die Kälte des Metalls, und es begreift sich wohl, wie bei der Parry'schen Nordpolreise einem armen Artilleristen 4 Finger amputirt werden mußten, nur weil er eine Declinationsnadel angefaßt hatte.

Die Stille der Luft ladet ein, den Rest des Vormittags zu einem Spaziergange zu benutzen. Pelzkleider und Pelzstiefeln, Pelzhelme und Pelzmasken versprechen ja hinreichenden Schutz. Für die ersten zwei Minuten schließt Jeder die Lippen fest zusammen und athmet vorsichtig durch Nasenlöcher und Schnurrbart. Es ist eine trockne, scharfe, aber doch immer noch glimpfliche Luft, die man athmet. Bart, Augenbraunen und Wimpern überziehen sich schnell mit einer zarten, weißen, dichten Decke von Reif und Eisperlen. Wehe dem, der sich verleiten läßt, die Zunge hervorzustrecken; sie friert sogleich an diese Eiskruste fest, und eine schleunige Anstrengung und gehörige Nachhilfe mit der Hand ist erforderlich, um sie wieder frei zu machen. Hüte sich aber auch

Jeder zu sprechen! Denn das Kinn nimmt in dieser Atmosphäre die gefährliche Neigung an, vermittelst des Bartes an die obere Kinnlade anzufrieren. Auch die Augen dürfen, wenn irgend möglich, und wäre es für noch so kurze Zeit, nicht geschlossen werden. Es könnte sich



Die Einhausung eines Schiffes im Polareise.

ereignen, daß sie zufrören, und der Spaziergang im Dunkeln fortgesetzt werden müßte.

Allmälig ist es den Wanderern ganz behaglich geworden, und trotz der Nähe des Poles fangen sie an zu transpiriren. Dennoch dürfen sie sich nicht zu weit wagen. Denn jetzt erhebt sich ein leiser Wind. Wehe ihnen, wenn er sie fern von jeder Zuflucht überrascht hätte! Der Verlust einiger Glieder wäre mindestens die Folge ihrer Kühnheit gewesen, wenn nicht gar der schreckliche Kinnbackenkrampf jede Rückkehr selbst zum Leben abgeschnitten hätte. Hu! welche Umwandlung! Wie weggeblasen sind alle Ausdünstungen. Schneidend rieselt die Kälte am Nacken herunter, und ein Messer in der Tasche berührt bald kalt wie Eis, bald heiß wie Feuer. Halb betäubt, taumelnd wie Trunkene, gelangen die Spaziergänger am Schiffe an. Plötzlich raschelt einem der Männer etwas in seiner Renthierkappe wie ein Insekt. Nicht Schrecken, nein Staunen, jubelnde Freude ergreift ihn. Ein Insekt in dieser öden Wüste! Hier, wo kaum noch Robben und Füchse an das Dasein einer Lebenswelt erinnern, wo kein Vogel mehr in den Lüften schwebt, keine Wanze in den Decken, keine Made im Käse nistet, wo kein Pünktchen eines Lebendigen glitzert im Sonnenschein, keine Töne, die Leben verriethen, in der Luft schwimmen! Ein Insekt hier in der Welt des Eises, in einer Temperatur von — 36° R.! Er greift zu, er hält es zwischen den Fingern, es ist nur — eine gefrorne Feder!

Die Uhr zeigt erst auf Eins; noch ist es also eine Stunde bis zum Mittagsmahl, und es bleibt Zeit genug, einen Blick in die Speisekammer zu werfen. Da sieht es sonderbar aus. Eben öffnet man ein Faß mit getrockneten Aepfeln. Sie sehen aus wie ein mineralisches Conglomerat, wie Chalcedon beinahe. Man geht hier auch anders damit um, als unsre Hausfrauen und Köchinnen gewohnt sind. Mit einer schweren Axt zertrümmert man das Faß und schlägt nur einige Stücke des eßbaren Gesteins los, um sie in die Küche zum Aufthauen zu tragen. Ueberhaupt sieht es hier eher wie in einem Mineralienkabinet, als wie in einer Speisekammer aus. Das Sauerkraut gleicht dem Glimmer- oder Talkschiefer, die Butter dem Roggenstein, das Schweine- und Ochsenfleisch prächtigem florentinischen Mosaik. Aber nicht blos das Ansehen, auch die Härte theilen diese Speisen mit den Steinen. Nur mit Meißeln und Sägen, Brecheisen und Hebebäumen kann der Koch hier hantieren.

Die Glocke ruft jetzt zu Tisch. Wie vortrefflich munden diese Prachtstücke aus jenem Mineralienkabinet, zu denen sich heute auch

Renthierbraten und Suppen von Hasen und Ptarmigans, vor allem aber colossale Plumpuddings von 28 Pfd. Schwere gesellen! Dazu ist die Tafel geschmückt mit den geschmackvollsten Kunstwerken der Plastik, mit Sphinxen, abenteuerlichen Thiergestalten, phantastischen Bauwerken — selbst eine Britannia ist nicht vergessen, — alles freilich aus einem vergänglichen Material gemeißelt — aus Eis! Jetzt kommt das Dessert, — Eis natürlich in aller denkbaren Mannigfaltigkeit! Es gehört hier kein gelernter Conditor dazu, Eis zu bereiten. Ein starker Punsch gefriert in wenigen Augenblicken. Einige mit Zucker bestreute Moosbeeren, mit etwas Butter und siedendem Wasser vermischt, liefern ein vortreffliches Fruchteis. Man hat auch nicht zu fürchten, daß es auf der Tafel zerfließe. Solch arktisches Eis servirt man auf Besenstielen, und solch ein Eiscylinder ist so hart, daß man einen Ochsen damit todtschlagen könnte. Aber freilich gilt es auch damit fertig zu werden. Es ist nicht leicht, in dieses Eis mit dem Messer einzudringen, noch weniger, es mit dem Löffel zum Munde zu führen, ohne daß die Zunge sich daran ansaugt und natürlich auch ein Stück Haut daran läßt.

Die Gesellschaft ist nicht mehr unerfahren und wird damit fertig. Die Tafel wird aufgehoben, und der Rest des Tages gehört der Unterhaltung und dem Vergnügen. Die Vergnügungen bilden keineswegs den unwichtigsten Theil des Lebens in dieser arktischen Einöde, wo eine heitere Stimmung die erste Bedingung der Gesundheit ist, und Sorge und Mißmuth zu gefährlichen Krankheiten werden. Sittliche Kraft, geistiges Leben sind hier Bedingungen der Existenz. Kälte und Hunger sind erst gefährlich, wenn sie sich mit jenem heimlich schleichenden Feind der sonnenlosen Tage, der Langeweile, verbinden.

Noch ist der Muth gegen diesen Feind ungebeugt. Da gibt es musikalische Aufführungen, Bälle und selbst Maskenbälle, mit denen man ihn niederkämpft, wissenschaftliche Vorträge nicht über, sondern gegen die Langeweile. Da gibt es selbst eine „illustrirte arktische Zeitung", die hier in dieser Eisöde redigirt und gedruckt worden. Sogar eine theatralische Vorstellung ist angekündigt, und es wird dazu Besuch aus dem benachbarten Winterlager erwartet. Die Gäste treffen allmälig ein, und was haben sie zu erzählen! Denn solch ein Besuch ist immer ein Abenteuer. Da erzählen die Einen, wie sie einen offnen Meeresarm im Boote durchschifften, und wie sie dann, da sie den Rand des festen Landeises erreicht zu haben glaubten, das Boot zurückschickten. Nach dreistündiger Wanderung aber sehen sie sich plötzlich vor

einer breiten Wasserstraße und bemerken zugleich, daß sie auf ein Eisfeld gerathen sind, das nach Osten, zur Barrowstraße zu treiben anfängt. Scheinbar rettungslos verloren, springen sie auf eine kleine, abgerissene Eisflarde, die jeden Augenblick zertrümmert werden kann, und indem sie sich ihrer Gewehre als Ruder bedienen, erreichen sie glücklich das feste Eis, um — noch zurecht zum Theater zu kommen. Da erzählen Andere, wie sie sich früher bei einer ähnlichen Gelegenheit nur mit Hülfe ihrer Halkett's retten konnten, leichter Gummiböte, die zusammengelegt auf den Schultern eines einzigen Mannes über das Eis getragen werden können, dessen rauhe Oberfläche jedes andere Boot zerreißen würde, um dann aufgeblasen in das Wasser gelassen zu werden. Wieder ein Anderer erzählt, wie er einst auf der Heimkehr aus dem Theater von einem dichten Nebel überfallen wurde und sich in einem Labyrinth von Eismassen verirrte, die gleich den Steinblöcken auf dem Hofe eines Steinmetzen auf und neben einander lagen, so daß er bei jedem weitern Schritte hätte fürchten müssen, Hals und Beine zu brechen. Erschöpft suchte er sich an der windstillen Seite eines großen Eisblocks sein Lager, grub seine Füße bis zu den Knieen in Schnee und fiel in einen sanften Schlaf. Da um Mitternacht weckte ihn der Glanz eines Nordlichtes, in dessen Scheine er seine Wanderung fortsetzte und, nachdem er 25 Stunden ohne Nahrung in einer Kälte von — 22° R. ausgehalten hatte, glücklich zu seinem Schiffe gelangte.

Durch solche Erzählungen vorbereitet, begibt sich die Gesellschaft zum Theater. Es ist auf dem Verdeck unter dem Schutze des Schneedaches aufgeschlagen. Schon der erste Eindruck ist ein überraschender. Die tropischen Blumen und Früchte auf dem Vorhang stehen im seltsamsten Kontrast zu den Schneebildsäulen an beiden Seiten des Orchesters. Die Scene wird eröffnet mit einem Lieblingsstücke dieses arktischen Publikums, einer phantastischen Parodie auf die eigene Situation. Da müssen die arktischen Majestäten sich manchen Spott gefallen lassen, und ihre bösen Geister, Bär und Eisberg, Hunger und Skorbut, werden selbst auf die Bühne beschworen. Ein Lustspiel folgt, ein Lustspiel mit Gartendecorationen in dieser Atmosphäre! Trotz Zuhörerschaft und Acteurs, trotz Lampen und Lungen, trotz Dach und Fach, ist die Temperatur in diesem Raume nicht über — 27½° R. gebracht. Die Atmosphäre ist so dicht, daß man die Schauspieler nur eben sehen kann. Jede leidenschaftliche Erregung macht sich durch Dampfwolken sichtbar. Die Hände dampfen, die Köpfe rauchen, und wenn der Schauspieler wartend und sinnend dasteht, steigt in Ringeln der Dunst von seinem

Halse auf. Und dennoch lacht und jubelt und klatscht man, wie in dem Theater irgend einer Residenz.

Auch das Schauspiel ist zu Ende, das Nachtmahl eingenommen; die Gäste rüsten sich zur Heimkehr, die Bleibenden zur Ruhe. Bald herrscht feierliche Stille auf dem Schiffe; das trübe Licht auf dem Deck und der Schritt des einsamen Wachtpostens sind die einzigen Zeichen des Lebens.

Wohl nicht in jedem Winterlager arktischer Reisender verfließen die sonnenlosen Tage wie dieser. Wehe, wenn der Sommer die eisigen Schranken nicht bricht und die drohenden Eiskolosse entführt! Wehe, wenn der Zaubergeist des Nordens dieses Schiff in einen Kerker verwandelt und diese heute noch so rüstigen Leute zu seinen Gefangenen erklärt! Dann streckt der Hunger seine Geierkrallen aus, und die Nahrung des Eskimo's, das rohe Fleisch von Bären und Robben, wird vielleicht zum Leckerbissen für die Unglücklichen, die sich Tage lang mit dem Benagen von Häuten und Fellen begnügen mußten. Dann fordert der Skorbut seine Opfer unter der erschöpften Mannschaft und raubt selbst die Kraft zur Flucht, wenn solche noch möglich wäre.

Die einförmige Winternacht geht endlich zu Ende; die Stunde der Erlösung aus der eisigen Gefangenschaft schlägt. Eine seltsame Aufregung, ein wildes Durcheinanderrennen am Bord des eingewinterten Schiffes, Jubelrufe, Umarmungen bezeichnen den lange ersehnten Moment. Hoch vom Mastbaum herab verkündet die Stentorstimme des Hochbootsmannes das Ereigniß, das diese arktischen Helden aus ihrer winterlichen Ruhe aufscheucht, das Wiedererscheinen der Sonne nach hunderttägiger Winternacht. Alles eilt im fröhlichen Gedränge, voll begeisterter Hoffnungen, auf den Strickleitern des Takelwerks emporzuklimmen, um den Glanz des neuen Lebens, das sich jetzt mit einem Male zu eröffnen scheint, durch eigene Anschauung zu begrüßen!

Es ist freilich kein lieblicher Frühlingstag, auf den die Göttin des Tages die ersten Strahlenblicke sendet; es ist ein rauher, strenger Wintertag, dieser 7. Februar unter dem 75° nördl. Br. Die Kälte erreicht gerade jetzt erst ihren höchsten Grad, die Dämonen des Nordens scheinen jetzt erst das furchtbare Maß ihrer Schrecken ausschütten zu wollen. Wunderbar, kein Märzschnee vermag die Frühlingsregungen unseres Herzens niederzuschlagen, und selbst die wachsenden Schauer der Polarkälte hemmen nicht die mit der Wiederkehr des Tageslichts erwachende Lebenslust und Thatkraft des kühnen Nordpolfahrers! Dem Winter wird trotz alles Grimmes Lebewohl gesagt; alle Sorge ver-



Aufbruch einer arktischen Schlittenexpedition.

stummt, alle Krankheit flieht, und muthig und kampflustig schlägt wieder das schon ermattete Herz. Jetzt kommt die Zeit der Arbeit, der That, jetzt ist es aus mit der trägen Ruhe, dem läppischen Spiel; es gilt sich zum Kampfe zu rüsten, in das Feld zu ziehen. Denn die Aufgabe, für welche diese wunderbaren Menschen so unsägliche Opfer brachten, ist in der That ein Feldzug der schlimmsten Art, ein Feldzug gegen die arktischen Elemente. Es gilt einem unsichtbaren, tückischen Feinde, der hinter jeder Eisklippe, in jedem Lüftchen, jedem Sonnenstrahl lauert. Das Ziel dieses Kampfes aber, das ist die Durchforschung des unbekannten Innern dieser Polarwelt, die vor Jahren eine Schaar theurer Landsleute, Brüder, Freunde und Verwandten spurlos verschlungen hat.

Ja, das sind Kriegsrüstungen, die hier unsern Blicken begegnen. Ja, das ist der Scharfblick des Feldherrn, mit dem jetzt der Führer dieser Schaar alle die Transport-, Vertheidigungs- und Angriffsmittel mustert, die, in der fernen Heimat vorbereitet, jetzt aus den Tiefen des Schiffsraums herbeigeschafft werden. Ja, das ist die Vorsicht des Kriegers, mit der diese Männer jetzt die Kraft ihrer Sehnen prüfen, mit der sie jedes Stück ihrer Rüstung untersuchen, ob es auch in den bevorstehenden Gefahren sich bewähren werde.

Nach wochenlanger Arbeit sind die Vorbereitungen vollendet, und die wohlgerüstete Schaar erwartet den Befehl zum Aufbruch. Es ist ein seltsamer Anblick, der sich uns darbietet. Etwa 50 Männer, in ihrer warmen, aber keineswegs mit den bescheidensten Ansprüchen der Eleganz und Mode zu vereinbarenden Kleidung, sind um eine Anzahl schwer bepackter, plumper Schlitten versammelt, von denen nur zwei eine Bespannung zeigen, die aus heulenden, großen Neufundländer Hunden besteht, während die übrigen verrathen, daß sie ihre Bespannung in diesen Männern selbst finden werden. Eine Schlittenfahrt! Man verbinde mit diesem Worte hier nicht die gewohnten Begriffe von Behaglichkeit und Lust, von einem schnellen Dahinfliegen über eine spiegelnde Fläche zu dem warmen Heerde eines Freundes. Eine Schlittenfahrt ist hier eine gefahrvolle, abenteuerliche Reise über eine vielleicht 80 Meilen lange Wüste, über Eisblöcke, über gähnende Spalten, versteckte Löcher, über Felsen und Sümpfe, eine mühevolle, erschöpfende Arbeit, die den Menschen zum Zug- und Lastthier macht, ein schleppender Marsch, bei dem man von Glück sagen muß, wenn man täglich 2 Meilen zurücklegt, und als dessen Ziel ein Nachtlager im Schnee unter dem erstarrenden Hauche des Polarhimmels winkt, ein Nachtlager,

von dem man sich nur ermattet zu neuer Anstrengung erhebt. Man hat den Schlitten einmal, ähnlich wie das Kameel als Schiff der Wüste, so als Schiff dieser Eiswüste bezeichnet, und in der That, in diesen mit Eis und Schnee bedeckten Landschaften, die keinen Lebensunterhalt, kein Obdach, geschweige denn irgend eine menschliche Wohnstätte darbieten, ist es der Schlitten, von dem nicht allein das Fortkommen, sondern selbst das Leben der Reisenden abhängt; der Bruch eines Schlittens würde unabwendbar den Untergang der Mannschaft nach sich ziehen.

Betrachten wir nun diese verhängnißvollen Fahrzeuge! Da gewahren wir nichts von der Zierlichkeit und Leichtigkeit jener Schlitten, auf denen sich wohl unsere Damen winterlich belustigen. Solidität, Schwere, Massenhaftigkeit, das sind ihre augenfälligen Tugenden! Auf 12 Fuß langen, 1½ Zoll dicken und etwa 10 Zoll hohen, mit Eisen beschlagenen Läufen 2½ Fuß breite Querhölzer und darauf ein niedriges, zu einer unförmlichen Länge ausgedehntes Gestell, das ist ein arktischer Schlitten. Auf diesem 440 Pfund schweren Fahrzeug ruht die gewaltige Last alles dessen, was das Bedürfniß von 8 Menschen auf einer vierzigtägigen Reise in dieser furchtbaren Einöde erheischt. Dazu gehören nicht allein die Mundvorräthe und alle zur Bereitung und zum Genuß der Nahrung erforderlichen Geräthe, die Wäsche und Kleidungsstücke, sondern auch die Zelte, die zur Zeit der Rast das einzige Obdach bieten sollen, die Hülfsmittel zum Aufschlagen derselben, die Werkzeuge für die Arbeiten im Schnee bei Herrichtung des Lagerplatzes, die Mackintoshdecken, die als Schlafstätten im Schnee, und die wollenen Säcke, die statt der Betten dienen sollen, dann ein Schießgewehr, ein Sextant, ein Schreibzeug, einige Blechcylinder, um Urkunden der Anwesenheit hier und dort niederzulegen, und endlich alle die tausend Kleinigkeiten, die dem civilisirten Menschen zur Gewohnheit, ja vielleicht zur Sicherung des Lebens und der Gesundheit unentbehrlich geworden sind. Ueber dem Ganzen schwebt endlich das zur Ueberfahrt über offene Wasserstellen unerläßliche Gutta=Percha=Boot, auf eisernen Stäben an den vier Ecken des Schlittens befestigt, wie ein schützendes Dach über dem beweglichen Schlittenhause.

Aber das Seltsame dieses Schlittenwunders ist noch nicht erschöpft. Um mit vollem Rechte das Schiff der Eiswüste zu heißen, trägt es auch das Segel eines Schiffes, damit es vom Winde gebläht, dem Menschen die mühsame Arbeit des Ziehens erleichtere. Ja selbst große Drachen von geölter Leinwand hat man mitgenommen, die, in die

Luft emporsteigend, den Lauf des Fahrzeugs befördern und zugleich in weiter Ferne den Gefährten zum Signal dienen sollen.

Unter dieser Last der Bedürfnisse ist die Last des Schlittens auf die bedenkliche Höhe von 1400 Pfund gestiegen. Aber die ernste Aussicht, im Schweiße des Angesichts dieses schwerfällige Fahrzeug vielleicht im wilden Schneesturm über unwegsame Klippen dahin zu schleppen, hat doch noch in den Herzen dieser gestählten Männer einer gewissen ritterlichen Romantik Platz gelassen. Jeder Schlitten führt seinen bedeutsamen Namen, jeder seine Flagge, die, geschmückt mit dem Malteser- oder Georgs-Kreuz oder dem Wappen irgend einer heimatlichen Grafschaft, stolz vom obern Verdecke flattert; jeder Schlitten führt sogar seinen Wahlspruch, sein „Nil desperandum“ oder „Respice finem.“

Aber diese arktischen Kreuzfahrer haben auch ihre Taktik. Nirgends gilt es mehr, die Kräfte zu sparen, zu theilen, um in das Herz des feindlichen Landes zu dringen. Die Mundvorräthe sind nur auf 40 Tage berechnet, und da höchstens ein tägliches Vordringen von etwa 10 engl. M. (2⅙ d. M.) zu erwarten steht, so müßte die Expedition schon mit 200 engl. M. (43½ d. M.) sich ein Ziel gesetzt sehen. Durch geschickte Taktik weiß man das Doppelte zu ermöglichen. Die ganze Expedition besteht aus 7 Schlitten. Einer davon ist bestimmt, während der ersten 5 bis 6 Tage die übrigen 6 mit dem erforderlichen Mundvorrath zu versorgen, dann zum Winterlager zurückkehren, neue Vorräthe einzunehmen und diese an jener Station zur Verproviantirung der rückkehrenden Mannschaften zu vergraben. Dadurch ist schon der Vortheil erreicht, daß die übrigen 6 Schlitten mit vollständigen Vorräthen von einem 50 bis 60 engl. Meilen weiter entfernten Punkte aufbrechen können und auch nur bis dahin mit ihren Vorräthen auszureichen haben. Die übrigen 6 Schlitten werden auf der Weiterreise abermals in 3 Partien getheilt; je zwei sollen sich 10 Tage lang, also auf einer Strecke von etwa 100 engl. Meilen zusammenhalten, so daß der eine, ähnlich wie jener erste Schlitten, nur als Begleit- und Proviantschlitten für den andern dient, ihm unterwegs Lebensmittel gewährt und bei der Rückkehr am 10ten Tage einen 10tägigen Proviant eingräbt. So sind noch 3 Schlitten übrig, die auf einem 150 Meilen von dem Winterlager entfernten Punkte mit vollständigem 40tägigem Vorrath, mit rüstiger Mannschaft — denn die Kranken und Maroden können mit dem Begleitschlitten zurückkehren — ihre weiteren Operationen beginnen, weitere 200 Meilen in die arktische Einöde vordringen können.

Es ist eine kalte, trübe Aprilnacht, in welcher diese kühnen Männer ihren arktischen Kreuzzug antreten. Ein wildtosender Schneesturm hatte in den letzten Tagen jeden Gedanken an eine solche Schlittenfahrt fern gehalten, und noch brausen die letzten furchtbaren Stöße dieses Sturmes über die öde Schneefläche daher. Seine Wuth hat den Schnee zu scharfen, harten Rücken zusammengeweht, und mühsam schleppen die Männer ihre Last über das rauhe Terrain. Nach wenigen Stunden schon sind ihre Kräfte erschöpft; es wird Halt gemacht und das Nachtlager aufgeschlagen. Da ruhen nun diese trotzigen Helden unter luftigem Zelte auf dem eisigen Boden, über den sie ihre Mackintoshdecken gebreitet haben, mit ihrer ganzen Kleidung, die Stiefeln ausgenommen, in 7 Fuß lange, aus wollenen Decken zusammengenähte Säcke gesteckt. Trotz aller Müdigkeit kommt kein Schlaf in ihre Augen; das Toben des Wetters, die furchtbare Kälte verscheuchen diesen milden Tröster. Unerquickt erhebt man sich nach wenigen Stunden vom Lager, unter unsäglichen Schmerzen preßt man die Füße in die Stiefeln, die vom Frost zusammengelaufen und eisenhart geworden sind. Man bedarf der Bewegung und macht sich von Neuem auf den Weg.

Die Sonne ist aus den dunkeln Wolken am Horizonte hervorgetreten. Ihre Strahlen aber wärmen nicht, sie schießen sengend in das erstarrte Antlitz; sie leuchten nicht, sondern blenden. Wohin man blickt, schimmert Alles in weißem, strahlendem, blendendem Glanze. Vergebens richtet sich das Auge von der Erde zum Himmel, um einen Ruhepunkt, einen dunkeln Schatten zu erspähen. In unbegrenzter Fülle und mit unbarmherziger Gewalt ergießt sich das Sonnenlicht aus dem wolkenlosen Aether durch die stille, kalte Atmosphäre. Am Abend stellt sich ein dumpfer Schmerz im Augapfel ein, den der Reisende anfangs der übermäßigen Anstrengung zuschreibt. Aber allmälig fühlt er das Auge sich wie mit einer Decke überziehen, die sich mehr und mehr verdichtet und die Gegenstände immer matter und matter erscheinen läßt, bis sie zuletzt die tiefste Finsterniß umhüllt. Am Morgen sieht sich der Reisende erblindet. Das ist das furchtbare Uebel der „Schneeblindheit", furchtbar in dieser Lage, rings umgeben von endloser Schneewüste, Tagereisen entfernt von der Behausung des Schiffs, hülflos inmitten gleich leidender Gefährten. Zum Glück schwindet das Uebel so schnell wieder, als es gekommen.

So sehen sich denn unsere Reisenden genöthigt, Tag in Nacht zu verwandeln, durch die Nacht zu wandern, am Tage zu ruhen, vom Sonnenschein erwärmt auf ihrem kalten Lager. Lassen wir sie hinzie-

hen auf ihrer mühevollen Bahn, wo nicht die Tücke des Wetters und des Bodens allein Gefahren bringt, wo auch die Unvorsichtigkeit sich mit dem Tode rächt. Dort bringt ein rückkehrender Schlitten ein solches Opfer der Unvorsichtigkeit! Heimlich und gegen den Willen seiner Oberen hatte der Mann es sich einfallen lassen, die ledernen Stiefeln unter seinen Pelzgamaschen anzubehalten; keine ärztliche Hülfe wird ihn nun retten, der Frost hat ihn gezeichnet, und der Tod wird ihn in ein einsames Grab an den Gestaden des Polarmeeres betten. Lassen wir sie dahin ziehen, ihre edle und doch so hoffnungslose Aufgabe zu erfüllen. Lassen wir sie ihre steinernen Denksäulen aufrichten, ihre von Blechbüchsen umschlossenen Urkunden niederlegen an Orten, die nie eines Menschen Fuß betrat! Lassen wir sie ihre kleinen Luftballons emporsenden, um durch sie bedruckte Papierstreifen in weite Ferne auszustreuen, die künftigen Besuchern dieser Länder die Anwesenheit dieser kühnen Mannschaft verkünden werden! Die sie suchen, die Unglücklichen, sind leider auf immer von den Pforten der schrecklichen Polarwelt verschlungen.

Düster sind die Bilder, die ich aufzurollen versuchte, ob sie die erhabenen Schrecken des Eises oder grüne Frühlingslandschaften, ob sie Scenen des Thierlebens oder Stätten menschlicher Thatkraft zu zeichnen versuchten. Düster sind sie, ob die Scherze des Winterlagers oder die ernsten Abenteuer einer Schlittenfahrt ihren Vordergrund bilden, ob sie das Schiff im Kampfe mit Wogen und Eisbergen schildern oder fest gebannt auf ein mächtiges Eisfeld, das es willenlos mit sich hinwegführt, mitten im Sturm und durch gigantische Eisfelsen, und das die Gefangenen dennoch „ihr Eisfeld“ nennen und fast mit Wehmuth zertrümmern sehen. Ja es sind düstere Bilder, und der einzige Lichtstrahl, der auf sie fällt, das ist der Lichtstrahl menschlichen Geistes, menschlicher Thatkraft und menschlicher aufopfernder Liebe!

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte der älteren Polarreisen.

So wenig es befremden kann, durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechts einen Zug der Sehnsucht nach einem paradiesischen Eden, nach Gold- und Wunderländern hindurchgehen und zu den großartigsten und wunderbarsten Unternehmungen begeistern zu sehen, so seltsam erscheint es, den Schauplatz solcher abenteuerlichen Unternehmungen und heldenmüthigen Kämpfe auch auf ein Gebiet verrückt zu sehen, das sonst als die Heimat nächtlichen Grauens, als eine Einöde des Todes und eisiger Erstarrung bekannt ist. Man könnte versucht sein, dabei an jene räthselhafte Abenteuerlust zu denken, welche einst im Mittelalter die Menschen trieb, sinn- und zwecklos Gefahren und Leiden aufzusuchen, um nur die Fülle ihrer Kraft austoben zu lassen. Aber die Geschichte der Polarreisen ist in der That eine bedeutungs- und inhaltsvollere; sie ist ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der „Ideen der Menschheit." Mag es auch zunächst die Bewunderung des Muthes und der Ausdauer in diesen Leiden und Kämpfen, mag es das grauenhafte Schicksal einzelner unterliegender Helden sein, welches namentlich in der letzten Zeit ein so allgemeines Interesse an dem Drama dieser Unternehmungen erregte, so zieht sich doch ein tieferer und allgemeinerer Gedanke durch diese Geschichte hindurch, der freilich, durch Aeußerlichkeiten zurückgedrängt, aus dem Bewußtsein der Meisten entschwunden scheint.

Der Hang zum Wunderbaren und der Trieb nach Erwerb, eitle Ruhmsucht und Golddurst waren es, welche zuerst den Menschen in die unwirthlichen Wüsten der nordischen Meere verlockten und bis heute noch oft genug begleiteten. Gleich jener fabelhaften Insel St. Brandon, welche die Bewohner von Madeira alljährlich gegen Westen auftauchen sahen, zauberte die Phantasie den Völkern des Alterthums an ihrem eng begrenzten Horizonte ein Wunderland nach dem andern. So lange die Erde nach der Homerischen Dichtung nichts anderes war, als eine von den Wassern des Oceanus umflossene Scheibe, die wegen der Last der üppigen Vegetation der Tropengegenden ein wenig nach Süden hinneige, verlegte man jene Wunderländer an die Ränder dieser Scheibe.

Dort lagen das Elysium und die Inseln der Seligen, dort wohnten die Hyperboreer und das Volk der gerechten Aethiopen. Dort lag die Atlantis des Solon, die Meropis des Theopomp und das große Saturnische Festland des Plutarch, auf welchem Briareus den schlummernden Saturn bewacht. Dort an den äußersten Grenzen der Erdscheibe dachte man sich die höchste Fruchtbarkeit und das mildeste Klima, die höchste physische Kraft und Sittenreinheit der Bewohner. Dorthin also drängte die Sehnsucht, sei es durch den Phasis nach Osten oder die Säulen des Briareus oder Herkules nach Westen.

Aber der geographische Horizont des Alterthums erweiterte sich allmälig. Gewinnsucht, Abenteuerlust, Wißbegierde und Zufall vereinigten sich, eine lange Reihe von Entdeckungen herbeizuführen. Hanno drang nach Süden, Pytheas nach Norden über die Säulen des Herkules vor. Allmälig machte auch die Vorstellung einer auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Erdscheibe der Idee von der Kugelgestalt der Erde Platz. Damit wechselten auch die Träume von den fernen Wunderländern ihre Gestalt. Zwei Gedanken traten immer bestimmter in den Vordergrund: das Vorhandensein eines großen Continents jenseits des atlantischen Meeres und die Möglichkeit einer unmittelbaren Schifffahrt von den europäischen Küsten zu den Gestaden Indiens. Das Alterthum vererbte seine Dichtungen und Sagen dem Mittelalter, und die wirklichen Erlebnisse vermischten sich mit diesen Dichtungen. Was nur irgend jenen Glauben an die fernen Wunderländer oder an eine Meeresverbindung mit Indien zu unterstützen schien, das wurde mit Begeisterung erfaßt. Der Philosoph Seneka hatte in einer seiner Tragödien an sich bedeutungslose Worte gesprochen, die aber durch einen gewissen Schwung des Ausdrucks den Werth einer Prophezeihung erlangten. „Einst, wenn der Oceanus seine Bande zerrissen haben und der weite Erdkreis offen stehen wird", hatte er gesagt, „dann wird in künftigen Jahrhunderten das Meer neue Länder enthüllen, und Thule wird nicht mehr der äußerste Punkt der bekannten Welt sein."

Solche Prophezeihungen fanden eine Bekräftigung darin, daß der Zufall von Zeit zu Zeit wirklich Zeugen jener unbekannten Länder an die europäischen Küsten führte. So erzählt Corn. Nepos, und Mela und Plinius erzählen es ihm nach, daß Metellus Celer während seines Proconsulats in Gallien von einem Könige der Bojer, Bätier oder Sueven einige Indier zum Geschenk erhalten habe, welche, durch Stürme aus dem indischen Ocean verschlagen, an die Küsten von

Deutschland getrieben worden seien. Bei der Unbekanntschaft der Alten mit den Meeren und Ländern im Norden von Europa war es natürlich, daß man gerade in dieser Richtung vorzugsweise den Weg nach Indien suchte. Die Verbindung des kaspischen Meeres mit der Ostsee war ja eine Ueberlieferung, die bereits von den Feldzügen Alexanders sich herschrieb. Im Mittelalter richtete sich sogar der Blick mit einer gewissen Vorliebe auf jene nordischen Gegenden. Dort lag jetzt das fabelhafte saturnische Meer der Alten, die Kleber- oder Lebersee oder das Meer der Finsternisse, mit dem man durch die kühnen Fahrten der Normannen und Friesen auf ihren Raub- und Fischerzügen allmälig einige Bekanntschaft erlangte. Freilich waren die Vorstellungen, die man sich davon bildete, in einem Zeitalter, dessen eigentlicher Charakter die Vermischung von Traum und Wirklichkeit ist, phantastisch genug. Bei der völligen Unkenntniß mit den klimatischen Verhältnissen der Erde und ihren Ursachen übertrug man auf dieses Meer die Wunder der alten Dichtungen und verlegte dorthin die seligen Inseln der Alten. Zwei Heilige des 6. Jahrhunderts suchten dort das Paradies der Insel Ima. Aber man drang doch allmälig tiefer in die Geheimnisse der nordischen Meere ein, man entdeckte die Orkaden, die Faröer und gelangte selbst weit über das äußerste Thule, über Island hinaus. Dafür bürgt eine Erzählung Adam's von Bremen in seiner Kirchengeschichte. Zur Zeit des Bischofs Bezelinus Alebrandus, also um das Jahr 1035, erzählt er, herrschte in Friesland die Ueberzeugung, daß auf dem geraden Wege zwischen den friesischen Küsten und dem Pole kein Land zu treffen sei. Friesische Seefahrer unternahmen es, diese Ansicht zu prüfen. Sie fuhren über die Nordsee hinaus in den sogenannten Trichter, das Meer zwischen Norwegen und Schottland, ließen die Orkaden zur Linken und passirten Island. Von da wandten sie sich gerade nordwärts und kamen an die „äußerste Nordaxe der Erde." Plötzlich umgab sie die finstere Nacht des rauhen Oceans, eine heftige Strömung erfaßte sie und verschlang einige von den Schiffen. Die andern entkamen in eine günstigere Strömung, die sie der Eisregion wieder entführte. Hier trafen sie unerwartet eine hohe, von Klippen umschlossene Insel. Sie landeten und fanden Menschen in unterirdischen Höhlen schlafend, vor denen unermeßliche Schätze von Gold und Metallen lagen. Im Begriff, einen Theil dieser Schätze mit sich zu nehmen, sahen sie sich bald von gewaltigen Riesen verfolgt, welche von großen Hunden begleitet waren, die einen der Friesen zerrissen. Die andern erreichten glücklich ihre Schiffe und kehrten nach

Bremen zurück. So fabelhaft diese Schilderung klingt, trägt sie doch das Gepräge einer gewissen Wahrheit. Vielleicht gelangten sie bis zu jenem Punkte des 83° n. Br., von welchem alle Ebben nordwärts laufen, und das würde die Strudel und Strömungen erklären, von denen sie berichten. Die Insel, auf der sie landeten, war jedenfalls eine der Shetlands= oder Orkney=Inseln, in deren unterirdischen Wohnungen, den sogenannten Piktenhäusern, damals zahlreiche skandinavische und dänische Seeräuber hausten.

Ein halbes Jahrhundert vor dieser friesischen Irrfahrt waren aber bereits viel wesenhaftere Entdeckungen jenseits des „finstern" Meeres gemacht worden, und jenseits des äußersten Thule hatte sich sogar ein ziemlich reges Kolonialleben entfaltet. Der Isländer Erik Rauda war im Jahre 932 oder 982 nach Grönland gekommen und hatte jene skandinavischen Niederlassungen an der Südwestküste gegründet, die nach einer dreihundertjährigen traumhaften Existenz ebenso traumhaft verschwanden. Der Isländer Bjarn Herjolfsson war auf der Ueberfahrt nach Grönland von heftigen Nordoststürmen verschlagen an die mit üppiger Vegetation bedeckten Küsten des amerikanischen Festlandes gerathen, und es scheint, als ob die Reisen nach Vinland, Markland und Hallyland 130 Jahre lang unausgesetzt von den nordischen Seefahrern betrieben wurden, die vielleicht selbst bis Nordkarolina hinabkamen und sicher eine Station für den Fischfang an der Mündung des Lorenzstromes unterhielten. Aber freilich alle diese Entdeckungen und Niederlassungen waren längst spurlos verloren, als gegen das Ende des 15. Jahrhunderts die kühnen Reisen eines Marco Polo, Pegoletti und Conti und die wunderbaren Gerüchte von den Goldländern Cathai und Zipango im fernen Osten Asiens von Neuem den Blick über das Meer hinauslenkten. Columbus entdeckte Amerika. Aber es scheint, als ob jene südwestliche Richtung, in der er es fand, nicht die ursprüngliche, wenigstens nicht die einzige gewesen, in der er es suchte. Die Vorstellung von einem Herübergreifen der asiatischen Küsten im Norden und von einer Verbindung des chinesischen und des „finstern" Meeres war zu allgemein, und die Sagen und Prophezeihungen des Alterthums wiesen zu bestimmt nach Norden, als daß er diesen Weg nicht vorzugsweise versucht hätte. In einer späteren Schrift erzählt er ausdrücklich, daß er lange vor seiner großen Entdeckung eine Reise nach dem „Tile" der Alten oder dem Frisland der damaligen Zeit, nach Island gemacht habe, und in jenem denkwürdigen Briefe, den er, als er mit Fesseln beladen, auf Befehl des Franzisko de

Bobadilla nach Cadiz zurückgebracht wurde, an eine Freundin schrieb, deutet er durch die Versicherung, daß man einst zum arktischen Pole gelangen werde, ganz bestimmt diese Richtung seines Suchens an.

Der Gedanke an eine nordwestliche Fahrt nach Indien war am lebendigsten in dem kühnen Seefahrer Johann Cabot, dem die Lorbeeren seines Landsmannes Columbus keine Ruhe ließen, bis er von dem Könige Heinrich VII. von England für sich und seine drei Söhne die Vollmacht und die Mittel erlangt hatte, im Nordwesten suchen zu dürfen, was Columbus im Südwesten gefunden hatte. Am 24. Juni 1497 entdeckte er das Festland der Neuen Welt, die **Prima Vista** der Küste von Labrador. Im folgenden Jahre verfolgte sein Sohn Sebastian diese Entdeckung nach Norden in einem von schwimmenden Eisschollen bedeckten Meere wahrscheinlich bis zu dem hohen Breitegrade der Insel Cumberland, nach Süden bis zur äußersten Spitze von Florida. Es waren freilich keine Gold- und Gewürzländer, die man hier fand, aber der Reichthum an Stockfischen, welche das Meer an der Küste von Neufoundland darbot, wurde später wenigstens ein ebenso mächtiger Antrieb für die Unternehmungslust des nördlichen Europa, als es damals das Gold Mexico's und Peru's für Südeuropa war. Zu jener Zeit war es gleichwohl wirklich noch Golddurst, welcher die Entdecker auch in jene nordischen Meere führte. Durch die fortschreitenden Entdeckungen im Süden begann nämlich allmälig die Ueberzeugung fest zu werden, daß die neuentdeckte Welt keineswegs das gesuchte Indien sei, daß es vielmehr gleichsam eine Barre sei, welche die Natur quer über den Weg nach Indien gezogen habe. Die Entdeckung Centralamerika's und damit die Vereitelung der Hoffnung, eine Durchfahrt zwischen dem nördlichen und südlichen Kontinente Amerika's zu gewinnen, wandte den Blick immer mehr nach Norden. Eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu finden, war von jetzt an das Hauptziel der Bestrebungen fast aller Völker Europa's. Die Portugiesen verfolgten zuerst die von den Engländern in Folge politischer Unruhen aufgegebenen Entdeckungen Cabot's. Caspar Cortereal fand auf zwei Reisen 1500 und 1501 Terraverde, einen Theil der Küste von Labrador, und drang bis zum Eingange in die Hudsonsbai, wahrscheinlich bis zur Frobisher-Straße vor; aber er verschwand auf der Rückfahrt mit seinem Schiffe sammt den geraubten Eskimo's, denen man das Schicksal der Sklaverei zugedacht hatte. Eine spanische Expedition zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt scheiterte durch den Tod König Ferdinands. Die Engländer waren es nun,

welche die Ausführung dieser schwierigen Aufgabe übernahmen, und Sebastian Cabot erreichte im J. 1516 bereits die Hudsonsstraße, obgleich er am weitern Vordringen durch die Meuterei seines Schiffsvolks verhindert wurde.

Es begann nun eine Reihe der kühnsten und wunderbarsten Expeditionen, die oft unterbrochene, aber immer wieder aufgenommene Aufgabe der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt zu lösen, die von einem Volke auf das andere mit der Herrschaft zur See gleich wie eine Erbschaft überging.

Ein Versuch der Franzosen unter Cartier und dem Abenteurer de Roberval, der bereits zum Vicekönig von Canada und zahllosen neuen Ländern ernannt war, sich in Canada festzusetzen, verunglückte durch den Uebermuth, mit dem man die Feindseligkeiten der Indianer herausgefordert hatte. Für die Engländer begann eine neue Zeit der Thätigkeit zur See mit der Thronbesteigung Eduards VI., der in seiner Begeisterung für die Schifffahrt den greisen Sebastian Cabot nach England rief und ihn veranlaßte, sich an die Spitze eines Vereins unternehmender Londoner Handelsleute zu stellen. Auf Cabot's Anregung wurde eine Expedition ausgerüstet, welche im Nordosten das bisher im Nordwesten vergeblich gesuchte Ziel verfolgen sollte. Am 20. Mai 1553 trat diese Expedition, die aus 3 kleinen Schiffen bestand, unter der Leitung Sir Hugh Willoughby's die „Reise nach Cathai" an. Anfangs war die Reise glücklich, und man erreichte bereits im Juli Wardöehuus, den letzten Vorposten der europäischen Civilisation in Norwegen. Aber am Nordkap ward durch einen furchtbaren Sturm eines der Schiffe von den andern getrennt, und Willoughby setzte mit den beiden übriggebliebenen die Reise bis Nowaja Semlja fort. Hier verhinderte das Eis jedes weitere Vordringen nach Norden. Willoughby kehrte nach Wardöehuus zurück und versuchte nun längs der öden Küste des russischen Lapplands weiter vorzudringen. Zwei Jahre später fanden russische Fischer hier die Leichen Willoughby's und der ganzen durch Hunger und Kälte getödteten Mannschaft seiner beiden Schiffe. Wenige Wochen später waren selbst diese Schiffe sammt ihren Leichen auf der Rückfahrt nach England in den Wellen des finstern Meeres versunken. Glücklicher war Chancelor, der verlorene Gefährte Willoughby's. Nach seiner Trennung von Jenem war er gerade nordwärts gesteuert und in ein unbekanntes Meer gelangt, wo es endlich keine Nacht mehr gab und ewiger Sonnenschein über der mächtigen See herrschte. Zuletzt fuhr er in das Weiße Meer

ein und landete bei Archangel, wo er von den erstaunten Fischern freundlich empfangen und mit Lebensmitteln versehen wurde. Von hier aus erwirkte er sich die Erlaubniß, Moskau zu besuchen, und legte bei diesem Besuche den Grund zu jenem einträglichen Handel, welcher seitdem zwischen England und Rußland betrieben wurde. Es bildete sich auf seine Veranlassung in England eine „moskowitische Kompagnie", die eine Reihe neuer Unternehmungen nach dem Nordosten ausrüstete. Eins dieser Schiffe drang unter Stephan Burrow im J. 1556 bis über die Mündung der Petschora hinaus in die Waigatz-Straße vor; aber die Schwierigkeiten und Gefahren, welche die ungeheuren Eismassen hier entgegensetzten, verleideten den Engländern allmälig diese Fahrten nach Nordosten.

Man sollte in der That glauben, daß die bisherigen Erfahrungen die Hoffnung, auf diesem nordöstlichen Wege eine Handelsstraße nach Indien zu entdecken, gänzlich niedergeschlagen haben müßten. Aber keineswegs; die Holländer nahmen den von den Engländern aufgegebenen Plan wieder auf. Am 5. Juni 1594 verließen 4 kleine Schiffe, von unternehmenden Kaufleuten ausgerüstet und von einem der tüchtigsten Seeleute Hollands, von Wilhelm Barentz geführt, den Texel, um in das Eismeer hinauszusteuern. Barentz drang mit dem einen Schiffe bis zu der äußersten Spitze von Nowaja-Semlja, dem Eiscap, unter 77° n. Br. vor, wo Eismassen ihm den Weg versperrten. Die drei anderen Schiffe unter der Führung von Cornelis Nay segelten durch die Waigatzstraße in das Karische Meer. Hier, in diesem eisfreien Meere glaubte man den Weg nach Indien gefunden, und bereits im folgenden Jahre liefen 7 reich befrachtete Schiffe unter dem Befehl von Barentz aus, um den Handel zu eröffnen. Aber schon das Eis der Waigatzstraße setzte ihnen ein Ziel. Dennoch machten die Holländer noch einen Versuch. Am 15. Mai 1596 ging Barentz zum dritten Mal unter Segel und steuerte jetzt geraden Wegs nach Norden. Am 19. Juni landete er unter 80° 11′ n. Br. auf der Insel Spitzbergen. Dann wandte er sich wieder nach Nowaja-Semlja, wurde aber hier in der Nähe des Kap Nassau während eines dichten Nebels vom Eise umschlossen und mußte mit 17 Gefährten in dieser furchtbaren Einöde überwintern. Fast 11 Monate dauerte diese Gefangenschaft, Barentz selbst erlag ihren Schrecken, und nur 12 seiner unglücklichen Gefährten kehrten, von russischen Fischern befreit, in die Heimat zurück.

Als die Engländer im Nordosten das gesegnete Cathai nicht zu finden vermochten, begannen sie es wieder im Nordwesten zu suchen.

Martin Frobisher war es, der im J. 1576 in dieser Richtung die Reihe der so zahllose Menschenopfer verschlingenden Unternehmungen eröffnete. Mit 3 armseligen Fahrzeugen von 10, 30 und 35 Tonnen Gehalt wagte er die gefahrvolle Nordfahrt, und zwei von diesen hatte er an der Südküste Grönlands bereits verloren. Dennoch gelang es ihm, in jene Straße einzufahren, welche noch heute nach ihm den Namen führt. Hier glaubte er nun die lange gesuchte Durchfahrt entdeckt. Aber nicht diese Entdeckung, auch nicht der geraubte Eskimo, den er nach England brachte, sondern etwas, das er ganz zufällig mit sich nahm, war es, was für lange Zeit eine wahrhaft fieberhafte Aufregung in England hervorrufen sollte. Es war ein schwarzes, glänzendes Mineral, das Frobisher auf der Küste von Labrador gefunden hatte, und das selbst die englischen Münzwardeine für goldhaltig erklärten. Schon träumte man von einem Goldreichthum des Nordens, der ein Indien und Peru aufwiegen sollte, schon sah man üppige Kolonien in diesem neuen Goldlande erblühen, und bald schwamm eine zahlreiche königliche Flotte auf dem Meere, um Bergleute, Soldaten, Edelleute und Handwerker aller Art in dieses neue Paradies zu tragen. Aber von Stürmen verschlagen, kehrte diese Flotte im elendesten Zustande nach England zurück; das vermeintliche Gold, das sie gelockt hatte, war übrigens nichts als Schwefelkies.

Der Gedanke an eine Kolonisation der neuentdeckten Länder war durch den vermeintlichen Goldfund einmal angeregt, und im J. 1583 verließ eine Expedition von 5 Schiffen mit 260 Mann unter der Führung Humphrey Gilbert's, der dazu von der Königin Elisabeth gegen das Versprechen, den 5ten Theil alles zu findenden Goldes an die Krone abzugeben, die Erlaubniß erhalten hatte, Englands Küsten, um Besitz von Neufoundland zu ergreifen. Aber nur zwei dieser Schiffe erreichten Neufoundland, und in einer stürmischen Nacht verschwand auch die Barke, welche den kühnen Eroberer trug, spurlos in den Wellen.

Es würde ermüden, wollte ich alle die vergeblichen Versuche schildern, welche gemacht wurden, in der Richtung nach Norden den Weg nach Indien zu finden. Im J. 1585 bildete sich abermals eine englische Gesellschaft zu diesem Zwecke, und John Davis, der die Führung ihrer Schiffe übernahm, gelangte zwar in den nach ihm benannten Meeresarm, glaubte auch die ersehnte Durchfahrt mehrmals entdeckt, wurde aber stets durch Stürme und Nebel verhindert, weiter darin vorzudringen. Dieses stete Fehlschlagen aller Versuche im Nordwesten wie im Nordosten lenkte zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Blick auf

jene direkte Richtung nach Norden, in welcher man bisher noch am weitesten ungehindert vorgedrungen war, und so beauftragte die moskowitische Compagnie im J. 1607 Heinrich Hudson, den Weg nach Indien gerade über den Pol hinweg zu suchen. Aber auch dieser kam nicht über Spitzbergen hinaus und ward durch Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr gezwungen. Dennoch versuchte er es im folgenden Jahre von Neuem, aber im beständigen Kampfe mit Eis und Nebeln gelangte er nur bis Nowaja-Semlja. Noch vergeblicher war seine nordwestliche Fahrt, die er 1609 im Auftrage der holländisch-ostindischen Compagnie unternahm, und die nur die Entdeckung der Küste von Newyork und des Hudsonsstromes zum Resultat hatte. Auf seiner letzten Fahrt im Auftrage zweier reichen englischen Privatleute glückte es ihm, durch die nach ihm benannte Hudsonsstraße in das weite, offene Becken der Hudsonsbai einzulaufen. Aber am 10. August 1610 war sein Schiff im Eise eingefroren, die Lebensmittel waren fast aufgezehrt, und als das Thauwetter eintrat, brach eine Meuterei unter seinen Matrosen aus, die dem großen Seefahrer ein grauenvolles Ende bereitete. Mit 8 kranken Matrosen in ein kleines Boot geworfen, ward er in die Schrecken der wilden Polarnatur hinausgestoßen. Von seinen letzten Leiden und seinem Tode weiß Niemand zu erzählen. Aber auch die Mörder erreichte ihr Fluch, die meisten wurden von Eskimos erschlagen, nur wenige kehrten, fast vom Hunger aufgezehrt, nach Irland zurück.

Die Entdeckung Hudson's reizte von Neuem die Unternehmungslust der Engländer. Zwei Jahre darnach überwinterte bereits Thomas Button an den Küsten der Hudsonsbai, und eine Expedition der moskowitischen Compagnie entdeckte 1615 in dem Foxkanal einen Ausweg aus der Hudsonsbai. Aber die nordwestliche Durchfahrt schien auch auf diesem Wege noch nicht erreicht. Deshalb erhielt Wilhelm Baffin im J. 1616 den Auftrag, die Davisstraße gerade hinauf zu segeln und sich dann nach Westen und Süden zu wenden, um Japan zu erreichen. Er durchforschte die nach ihm benannte Baffinsbai bis zu 77½° n. Br., entdeckte ihre verschiedenen seitlichen Einfahrten, den Walfischsund, Smithsund und Jonessund, und erblickte zum ersten Mal jenes Thor des Schreckens, den Lancastersund, der damals aber vom Eise gesperrt war, durch welchen später die großen nordischen Entdecker der Neuzeit auf den Schauplatz ihrer Heldenkämpfe und Leiden einliefen. Im J. 1631 entdeckte Luke Fox auch den nordwestlichen Ausgang der Hudsonsbai, aber die Briefe, die er an den Kaiser von Japan bereits mitgenommen hatte, brachte er unbestellt zurück.

Hatte auch die Entdeckung der Hudsonsbai Indien keineswegs näher gebracht, so wurde sie doch die Veranlassung zu einer der großartigsten und einträglichsten Unternehmungen. Ein französischer Reisender, de Grosseliez, war zu Lande an die Küsten des den Franzosen damals unbekannten Meeres gelangt und hatte dadurch den Plan gefaßt, Niederlassungen und Handelsposten für den Pelzhandel in jenen fernen Gegenden zu gründen. Von seinem Vaterlande zurückgewiesen, veranlaßte er im J. 1669 durch den Prinzen Rupert die englische Regierung zur Gründung jener bis auf den heutigen Tag mit beispiellosen Vorrechten und Monopolen ausgestatteten Hudsonsbai-Compagnie. In demselben Jahre bereits ward am Rupertfluß die erste Niederlassung in diesem ungeheuren, an Flächenraum Europa übertreffenden Ländergebiete, dem man damals den Namen des Rupertslandes gab, gegründet.

Ein volles Jahrhundert hindurch waren alle ferneren Unternehmungen über den Norden der Hudsonsbai hinaus erfolglos. Zwei Schiffe, die ausgesandt wurden, reiche Schätze von Kupfer, die an einer nördlichen Küste der Hudsonsbai liegen sollten, zu holen, gingen spurlos verloren, und alle Versuche, die Verlornen aufzusuchen, waren vergeblich. Erst 50 Jahre später fand man ihre Ueberreste auf der einsamen Marmorinsel, und Eskimos erzählten später das grauenvolle Ende dieser unglücklichen Reisenden. Zwei Sommer und Winter hatten sie auf jener Insel im Eise geweilt, und die beiden Letzten hatten noch tagelang weinend von einem hohen Felsen nach Rettung ausgeschaut.

Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts begann man durchdachter und planmäßiger die nordischen Entdeckungen zu betreiben. Bisher hatte man nur vom Atlantischen Meere aus die Versuche zur Durchfahrt gemacht; von dem nördlichen Theile des Stillen Meeres wußte man noch nichts. Es entstand nun die Frage, ob nicht die beiden großen Continente, Amerika und Asien, dort zusammenhingen, so daß die Davis- und Hudsonsstraße, wie die Waigatzstraße vielleicht nur in große Meerbusen führten, welche das Eismeer in diese Continente eingeschnitten hätte. Diese große Frage konnte nur vom Stillen Meere aus gelöst werden. Peter der Große war es, der noch auf seinem Todtenbette die Hand an dieses Werk legte. Auf seinen Befehl verließ unter Veit Behring's Leitung am 5. Februar 1725 eine zahlreiche Expedition Petersburg, durchreiste das weite Sibirien und ging im Juli 1728 zu Ochotsk unter Segel. Zwei Jahre hinter einander versuchte Behring vergeblich, die amerikanische Küste zu erreichen. Erst auf seiner 3ten Fahrt im J. 1741 erblickte er den mächtigen St. Elias-

Berg auf dieser Küste, und gewann er die Ueberzeugung von einer wirklichen Trennung der beiden Continente. Es war eine der furchtbarsten aller dieser Fahrten. Sturm und Kälte, Krankheit und Mangel an Lebensmitteln und Wasser vereinigten ihre Schrecken. Schon glaubte man sich verloren, als eine gewaltige Woge das Schiff über einen Felsendamm hinweg in eine ruhige Bucht der Behringinsel schleuderte. Hier auf dieser öden Insel mußte man überwintern. Behring selbst mußte auf einer Tragbahre an das Land geschafft werden. Mit 30 seiner Gefährten ereilte ihn hier in Gestalt von Kälte und Hunger der Tod. Behring's Ende war grauenvoll. In der Höhle, in welcher er lag, rollte beständig Sand von oben herab und bedeckte seine halberstarrten Glieder, auf denen er ihn liegen ließ, weil er ihn wärmte. So fand man seine Leiche fast völlig vom Sande bedeckt, fast lebendig begraben. Es ist bekannt, daß erst der große Weltumsegler James Cook im J. 1777 die Entdeckung der Behringsstraße vollendete und durch sie in das Polarmeer bis zum Eiskap vordrang.

Wie hier vom Stillen Ocean aus die wichtige Frage der Trennung der beiden Continente gelöst wurde, so versuchte man nun auch von dem Innern der Hudsonsbailänder aus die zweite wichtige Frage zu lösen, ob das Eismeer wirklich die Nordküsten Amerika's bespüle. Die Aufsuchung der Kupfergruben, von denen die Indianer so viel zu erzählen wußten, gab die Veranlassung. Der eisenfeste, muthige Samuel Hearne unternahm die gefahrvolle Reise. Zwei Mal ließen ihn seine indianischen Begleiter im Stich; erst auf der dritten Reise, im J. 1771, erblickte er den nach Norden fließenden Kupferminenfluß und widerlegte dadurch die bis dahin herrschende Meinung, daß der amerikanische Continent sich ununterbrochen bis zum Pole erstrecke. Achtzehn Jahre später entdeckte Alexander Mackenzie den zweiten nordwärtsfließenden Strom dieser Gegend, der nach ihm benannt wurde, und erblickte an seiner Mündung zum ersten Male das Eismeer. So war allerdings noch immer keine Durchfahrt nach Indien gefunden, aber es war doch wenigstens das Dasein eines Meeres im Norden der Continente nachgewiesen, und man hatte bereits angefangen, ihre nördlichen Küsten von Osten und Westen her zu verfolgen.



Sechstes Kapitel.

Das wissenschaftliche Problem der nordwestlichen Durchfahrt.

Mehr als drei Jahrhunderte waren verflossen, seit Johann Cabot den ersten Versuch machte, den Engländern den Weg nach Indien durch die Schrecken des nördlichen Polarmeeres zu bahnen, und noch immer war diese Aufgabe nicht gelöst trotz der reichen Geldmittel, trotz der Tausende von Menschenleben, die man ihr geopfert hatte. Das neunzehnte Jahrhundert hatte, wie auf so manchem Gebiete, auch hier eine schwierige Erbschaft anzutreten. Es war in der That eine seltsame Erbschaft. Ihr reeller Werth war allmälig fast auf Nichts zusammengeschmolzen, während die Schwierigkeiten und Gefahren ihrer Besitzergreifung sich in erschreckendem Maße gesteigert hatten. Das Problem der nordwestlichen Durchfahrt hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine völlige Umgestaltung erlitten.

Allerdings hatten die bisherigen Bemühungen zur Entdeckung zahlreicher Küsten und Landschaften geführt. Aber diese Länder des Nordens hatten nichts von jenem blendenden Aeußern der spanischen und portugiesischen Entdeckungen im Süden des amerikanischen Continents. Nicht Gold noch Silber, nicht glänzende Paläste noch volkreiche, für Handel und Verkehr geeignete Landschaften lockten und lohnten die Entdecker. Nirgends bot sich ein Antrieb, nirgends ein Ersatz für die namenlosen Leiden in diesen starren, eisigen Einöden. Die Träume arktischer Goldländer, auf welche die Indianer zur Zeit des Columbus hingewiesen, und welche Frobisher an den Küsten von Labrador schon gefunden zu haben glaubte, waren längst erloschen. Freilich hatte man solche Länder immer nur nebenbei zu finden gehofft, und das Hauptstreben war auf den Seeweg nach Cathai und Zipango gerichtet gewesen. Aber war dieses Streben selbst nicht vollends ein wahnwitziges? Um die gefahrvollen Straßen um das Cap Hoorn oder das Cap der guten Hoffnung zu vermeiden, wollte man sich durch die gefahrvolleren Schrecken eines Eismeeres hindurchschlagen. Von dem Standpunkte der geographischen Wissenschaft jener Jahrhunderte erscheint das Unternehmen keineswegs so sinnlos, als es heute erscheinen müßte. Man wußte

damals so wenig vom Norden der Erde, und selbst die verworrenen und widersprechenden Berichte der älteren Expeditionen klärten darüber so wenig auf, daß man noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts an einen Zusammenhang Nowaja-Semlja's mit Grönland auf der einen und mit der großen Tartarei auf der andern Seite glauben konnte. Man suchte daher auch die nordwestliche Handelsstraße nach Indien durchaus nicht in hohen Breiten. Man dachte sich selbst noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die zu findende „Straße" als einen breiten, völlig eisfreien Kanal, der mitten durch das amerikanische Festland, durch metall- und pelzreiche, wohlbevölkerte Länder hinlaufe und irgendwo in Californien münde. Man wähnte die einzige Schwierigkeit in der Auffindung des östlichen Eingangs, der wahrscheinlich in der Hudsonsbai liege, und zu dem man allerdings einstweilen sich durch eiserfüllte Meere durcharbeiten müsse. Es half nichts, daß immer düsterere Schatten den kühnen Unternehmungen folgten; die Hoffnung tauchte immer wieder auf, sobald ein vielgenannter erfahrener Seefahrer die Absicht aussprach, in jenen Schreckensgegenden sein Glück zu versuchen. Das zeigte sich noch, als Cook auf seiner dritten großen Reise den Auftrag erhielt, von der Behringsstraße her die nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen. So wenig wagte man an seinem Erfolge zu zweifeln, daß die englische Regierung bereits ein Schiff in die Davisstraße absandte, um ihn dort zu empfangen. Als aber die verwaisten Gefährten des großen Weltumseglers heimkehrten und die niederschlagenden Berichte über das Mißlingen jener Fahrt, die furchtbaren Schilderungen der Mühseligkeiten und Gefahren in den Eismassen jenseits der Behringsstraße verkündeten, da wurde die Hoffnungslosigkeit fast allgemein. Man gab es auf, noch länger einem Phantom nachzujagen, und Georg Forster sprach das entscheidende Wort aus: „Fest steht das Faktum, daß die Unmöglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt in einer schiffbaren Meeresgegend erwiesen ist, und fest wird es stehen, bis eine neue Katastrophe der Erde Neptuns und Pluto's Reichen neue Grenzen absteckt."

So schloß mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch auf dem Gebiete der arktischen Unternehmungen eine große Epoche ab. Das Aufsuchen einer nordwestlichen Verkehrsstraße nach Indien war aufgegeben, und an die Stelle des praktischen Problems trat nunmehr das wissenschaftliche. Wenn schon die unermüdliche und unerschrockene Ausdauer in Verfolgung jenes praktischen Zieles in Verwunderung setzte, so wird es noch viel unbegreiflicher scheinen, daß die theoretische Frage

noch weit mächtiger die Leidenschaften und die Thatkraft der Völker in Bewegung setzte, daß ihr weit größere Opfer an Geld und Menschenkräften gebracht wurden, als kaum irgend einer praktischen Frage. Wie reichen Gewinn auch die Wissenschaft aus den großen arktischen Expeditionen der letzten funfzig Jahre gezogen haben mag, sind die neuen Linien, die man auf den Karten verzeichnet, die neuen Thier- und Pflanzenformen, die man in seine Systeme eingetragen hat, sind die Aufschlüsse, welche man über klimatische, Strömungs-, magnetische Verhältnisse der Erde gewonnen hat, im Stande, auch nur ein Menschenleben aufzuwägen? Freilich sind Menschenleben schon für nichtigere Zwecke vergeudet worden; aber hier handelt es sich um bewußte Opferung großer, heldenmüthiger Männer. Wir stehen hier vor einem jener seltsamen Räthsel, deren die Geschichte so manches darbietet, und deren Lösung allein in den innersten Tiefen der Menschennatur zu finden ist. Es erinnert an jene griechisch-ägyptische Sage von der Sphinx, deren Räthsel zu lösen Hunderte kühner Jünglinge auszogen, wiewohl sie wußten, daß das Mißlingen mit dem Tode bestraft ward. Solch eine Sphinx thront seit Jahrhunderten dort auf den Eisfeldern der Polarwelt, und so Viele sie auch in den Abgrund schleuderte, immer folgten Andere, begierig, die verhängnißvolle Lösung zu versuchen. Diese Opfer haben die Ehre der englischen Nation an diese Frage geknüpft, und so kam zu allen den Motiven, die nach einander jene Kreuzzüge gen Norden geleitet hatten, Golddurst, Handelsinteresse, Wissensdrang, endlich auch die Eifersucht einer seeherrschenden Nation, welche die ihr überkommene Aufgabe nicht ungelöst andern Nationen und andern Jahrhunderten überlassen mochte.

Aber das wissenschaftliche Problem der nordwestlichen Durchfahrt hatte auch äußerlich eine andere Gestalt angenommen. Es hatte bestimmtere Umrisse, engere Grenzen bekommen. So negativ auch die Ergebnisse der bisherigen Polarfahrten gewesen waren, so hatten sie immer enger und enger die Punkte zusammengedrängt, zwischen welchen man suchen mußte. Baffinsbai und Behringsstraße waren die beiden Ausgangspunkte für jede künftige Forschung, und dazwischen lagen bereits einige andere bekanntgewordene Punkte, die Meeresflächen an den Mündungen des Kupferminen- und Mackenzieflusses, für welche man Verbindungen mit jenen Ausgangspunkten suchen konnte. Als die englische Regierung im J. 1743 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling ausschrieb für die Entdeckung einer Durchfahrt nach dem „westlichen und nördlichen Ocean von Amerika", glaubte sie noch die Hudsonsbai als

Ausgangspunkt festsetzen zu müssen. Als sie 33 Jahre später zu Cooks Gunsten diese Preisausschreibung, die damals nur für Privatfahrzeuge galt, auch auf Regierungsschiffe ausdehnte, sah sie sich genöthigt, auch jene Beschränkung auf die Hudsonsbai aufzuheben. Damals fügte sie aber noch einen zweiten Preis von 5000 Pfund für dasjenige Schiff hinzu, welches dem Nordpol auf einen Grad nahe kommen würde; so sehr stand man noch unter dem Einflusse der Anschauungen früherer Jahrhunderte, welche von einem eisfreien Meere am Pol und einer direkten Fahrt über den Pol nach Japan träumten. Als die englische Regierung im Jahre 1818 jene Preisausschreibung erneute, setzte sie den kleineren Preis für die Erreichung des 110. Längengrades, d. h. der Mitte des Weges zwischen der Davis- und Behringsstraße fest. Soviel bestimmter hatte das Problem sich gestaltet.

Das wissenschaftliche Problem endlich hatte es nicht mehr mit einem leeren Phantom zu thun. War auch keine Handelsstraße zu finden, an einer Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean war kaum zu zweifeln. Man hatte ja das Polarmeer an einzelnen Punkten bereits erblickt; man hatte eine mächtige Südströmung in der Davisstraße beobachtet, welche sich nur auf den Abfluß eines großen Meeresbeckens deuten ließ; man war gewaltigen Eisbergen an der Westküste Amerika's begegnet, die sich in diesen milderen Regionen nicht gebildet haben konnten, sondern aus einem östlicheren Meere durch Strömungen herabgetrieben sein mußten. Es schien keinem Zweifel zu unterliegen, daß eine ungeheure Inselwelt sich von der Behringsstraße bis zur Davidsstraße erstrecke, und durch diese Inselwelt galt es nun den Durchweg zu finden.

Der Charakter der Unternehmungen war dadurch ein ganz anderer geworden. Wir sehen nun nicht mehr jenes planlose, abenteuerliche Umherfahren früherer Jahrhunderte. Wir sehen nun bald gleichzeitig mehrere Expeditionen zu gemeinsamem Ziele ausgehen, sehen Stationen errichten, an welchen Lebensmittel niedergelegt werden, sehen Winterlager aufschlagen, von denen aus Schlittenexpeditionen unternommen werden, sehen eine Expedition nach der andern die Forschung da aufnehmen, wo die andere sie beendet hatte. Statt der kleinen Barken von 10 bis 30 Tonnen Gehalt, mit denen einst Frobisher, Davis, Hudson ihre Entdeckungsfahrten unternahmen, erblicken wir bald in jenen Meeren eiserne Schiffe von 300 bis 400 Tonnen Gehalt, ausgerüstet mit allen Bequemlichkeiten und Schutzmitteln gegen die furchtbare Natur des Nordens, mit Lebensmitteln für mehrere Jahre, bald selbst begleitet

von Dampfschiffen, welche, unabhängig von Strömung und Winden, die Schiffe schnell durch jeden offnen Kanal zu führen bereit sind. So beginnt sich eine Thätigkeit auf dem furchtbarsten Schauplatz der Erde zu entwickeln, wie sie nie zu einer Zeit geahnt wurde, in der man noch praktische Zwecke dort zu erringen hoffte. Es ist eine thaten- und schicksalsreiche Tragödie, die mit dem Jahre 1818 ihren Anfang nimmt und vielleicht heute noch nicht ihr Ende erreicht hat.

Kaum waren jene politischen Stürme, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts ganz Europa erschütterten, vorübergerauscht, so erwachte auch wieder mit den Erinnerungen an das alte Lieblingsproblem in England der Eifer für nordische Entdeckungen. Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, daß dieser Eifer gerade damals einen lebhaften Anstoß von Außen erhielt. Es verbreiteten sich nämlich im Jahre 1817 allerlei Gerüchte von einer plötzlichen Auflösung der ungeheuren Eisfelder, welche seit undenklichen Zeiten die Zugänge zum Polarmeere verschlossen hatten. Schiffe, welche von Amerika herüberkamen, waren bis zum 40° n. Br. herab zahllosen Trümmern dieser Eisfelder begegnet und von mächtigen Eisinseln tagelang in ihrem Laufe gehemmt worden; und diese Eismassen sollten ganze Felsen, ganze Berge von Schutt, Sand und Treibholz nach Süden führen. Rückkehrende Walfischfahrer berichteten von warmen Sommern und milden Wintern, die jene Auflösung in den grönländischen Meeren bewirkt hätten, und Scoresby, einer der ausgezeichnetsten und unterrichtetsten Seefahrer und Walfischjäger aller Zeiten, hatte zwischen dem 78 und 80° n. Br. eine Fläche von 18000 engl. □M. völlig eisfrei gesehen.

Unter dem Einflusse dieser günstigen Berichte versuchte es John Barrow, Sekretär der Admiralität, von Neuem die allgemeine Aufmerksamkeit jener geheimnißvollen Region des Nordens zuzuwenden. Er wandte sich an die Ehre der englischen Nation, und indem er die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten stimmte, zwang er auch die Regierung, eine neue Thatkraft zu entwickeln. So ward er die Seele einer Reihe der denkwürdigsten Entdeckungsfahrten in das nördliche Eismeer. Jetzt oder nie, glaubte man, sei die Zeit gekommen, den Pol zu erreichen und die Durchfahrt aus der Baffinsbai in das unbekannte große Polarmeer zu erzwingen. Die englische Regierung erneuerte zunächst am 8. Mai 1818 jene Akte, welche dem Entdecker des nördlichen Seeweges einen Preis von 20,000 Pfd. St. verhieß, und rüstete gleichzeitig zwei Expeditionen nach dem Nordwesten und nach dem Pole aus.

John Roß war es, welcher die Leitung der nordwestlichen Expedition erhielt und gleichsam als arktischer Pionier die Reihe jener denkwürdigen Polarfahrten eröffnete. Unter seinen Befehlen stand als Führer des zweiten Schiffes der Lieutenant William Edward Parry. Die Aufgabe dieser Expedition war die Untersuchung der Baffinsbai und der von Baffin benannten Sunde. Aber John Roß löste seine Aufgabe schlecht. Unter furchtbaren Kämpfen mit Eis und Sturm gelangte er nahe zum 76° n. Br. und entdeckte das sogenannte „arktische Hochland.“ Flüchtig eilte er an den Sunden vorüber, und nur in den Lancastersund, den er völlig vom Eise frei fand, segelte er einige 20 d. Meilen weit hinein, trat aber dann unter dem Unwillen seiner ganzen Mannschaft mit der Erklärung, daß er dort eine Hügelkette erblickt habe, die er Krokerberge nannte, den Rückweg an. Das Endresultat seiner Unternehmung war die Versicherung, daß die Baffinsbai, von allen Seiten von Land umschlossen, nirgends einen Ausgang zu einer nordwestlichen Durchfahrt eröffne.

Nicht minder erfolglos war die nach dem Pol bestimmte, unter den Befehl Davy Buchan's gestellte Expedition. Lieutenant John Franklin befehligte das begleitende Schiff, und mit ihm segelten zwei andere später mit Ruhm gekrönte Männer, Back und Beechey. Die Expedition gelangte kaum über Spitzbergen hinaus und wurde selbst durch einen Sturm, der die Schiffe in das sich über einander thürmende Packeis schleuderte, verhindert, den Rückweg über Grönland einzuschlagen.

So waren die beiden ersten Unternehmungen des neuen Jahrhunderts durch Mißlingen bezeichnet; aber sie waren die Vorschule der beiden Helden dieser Polarfahrten, Parry und Franklin.

So lange die Geschichte erzählen wird von den Leiden und Thaten jener muthvollen Männer, welche der Forscherdrang unseres Jahrhunderts hinaustrieb in die eisigen Regionen des Poles, eine Aufgabe zu erfüllen, für deren Lösung drei Jahrhunderte vergebliche Opfer gebracht hatten, so lange wird sie die Heldennamen nennen: Parry und Franklin.

William Edward Parry, dieser unerschrockene, scharfsinnige, umsichtsvolle Seemann, voll bewunderungswürdiger Ausdauer, reich an Geist und wissenschaftlichen Kenntnissen, wie ihn Barrow schildert, ist geboren zu Bath am 19. December 1790, als der Sohn eines gefeierten Arztes und Schriftstellers. Als Kadet sehen wir ihn

bei der Blokade von Brest sich die Achtung aller Seemänner erwerben, als Lieutenant sich auszeichnen in den Kämpfen gegen die dänischen Kanonenboote in der Ostsee im J. 1808. Ein gefahrvoller Auftrag führte ihn zum Schutze des Walfischfangs im J. 1811 zum ersten Male in das Polarmeer bis zum 76° n. Br. hinauf. Dann sehen wir ihn vom J. 1813 an mehrere Jahre lang in den amerikanischen Gewässern kreuzen, und kaum nach England zurückgekehrt, beginnt er im J. 1818 seine ruhmvolle Thätigkeit im Dienste jenes vielgenannten Problems der nordwestlichen Durchfahrt. Innerhalb neun Jahren sehen wir ihn fünf Mal in jene traurigen Einöden aufbrechen, und sechs von jenen neun Jahren jenseits des Polarkreises verleben. Schon diese Ausdauer, wäre sie auch nicht von so glänzenden Erfolgen gekrönt gewesen, würde ihm den Namen eines „arktischen Helden" sichern.

Das Resultat der Roß'schen Expedition hatte zu sehr allen Erwartungen und selbst aller Wahrscheinlichkeit widersprochen, als daß man sich dabei begnügen konnte. Die Admiralität rüstete daher im J. 1819 abermals zwei Schiffe aus, den Hekla und den Griper, deren Führung sie Parry und Lieutenant Liddon anvertraute. An ihrem Bord befanden sich mehrere Männer, welche durch spätere Entdeckungen ihre Namen berühmt machten, Sabine, Beechey, James Clarke Roß und Hoppner. Der Auftrag, welchen Parry erhielt, lautete dahin, den Lancastersund soweit als möglich nach Westen und Süden zu erforschen und nur, wenn er dort auf unüberwindliche Hindernisse stoße, sich in den Jones- oder Smithsund zu wenden. Mit Vorräthen auf zwei Jahre versehen, gingen die Schiffe am 8. Mai 1819 unter Segel. Am 3. Juli passirten sie den Polarkreis, und kühn steuerte Parry mitten durch die furchtbar treibenden Eiskolosse der Baffinsbai hindurch, dem Lancastersunde zu, in den er am 1. August mit frischem Ostwinde einfuhr. Im raschen Siegeslaufe drang er jetzt vorwärts. Da, wo Roß die Krokerberge gesehen hatte, zeigte sich eine weite Meeresbucht, und weiter im Westen öffnete sich das eisfreie Meer der Barrowstraße. Erst an ihrem Ende hemmte eine feste Eisschranke den Lauf des Entdeckers. Er wandte sich daher südlich und segelte in die Prinz-Regents-Einfahrt hinein, bis auch hier undurchdringliche Eismassen ein Ziel setzten. Hier machte man die erste Bekanntschaft mit einer neuen bedenklichen Gefahr dieser nordischen Meere. Die Magnetnadel versagte den Dienst; sie wurde träge, unregelmäßig in ihren Schwankungen. Die 12 Jahre später erfolgte Entdeckung des magnetischen Poles in der Nähe dieser Straße gab die Erklärung dieser Erscheinung, die den

Seefahrer unter diesem oft Wochen lang mit Nebeln und Wolken bedeckten Himmel auch noch seines letzten Leitsternes beraubt. Von der Prinz-Regents-Einfahrt wandte sich Parry an der Wellingtonstraße vorbei abermals gegen Westen. Bald hatte er die nördlichen Inseln, die er Cornwallis, Bathurst, Byam-Martin nannte, im Rücken, und am 4. September war der 110° westl. L. überschritten, jenes Ziel, auf dessen Erreichung die Regierungsakte den Preis von 5000 Pfd. St. ausgesetzt hatte. Am 5. September landete Parry an der Südküste der Melville-Insel, und zum ersten Male seit der Abfahrt von England ließ er die Anker fallen. Der bald mit allen seinen Schrecken hereinbrechende Winter zwang ihn hier in einer geschützten Bucht, die seitdem den Namen des „Winterhafens" führt, das Winterlager aufzuschlagen.

Zehn volle Monate lagerten hier 94 muthige Männer an einem der traurigsten, ödesten Plätze der Erde, fern von der Heimat, fern von allem Lebendigen, in einer mit Schnee und Eis bedeckten Wildniß, von furchtbaren Stürmen umtobt. Hier galt es, die ganze Kraft des Geistes zu entfalten, um sich im Kampfe gegen das Klima und seinen mächtigsten Verbündeten, die Langeweile, zu behaupten. Als mit dem Ende des October Renthiere und Moschusochsen vor den Schrecken des Winters nach Süden entflohen, und selbst der Polarhase sich verbarg, um Füchsen und Wölfen allein die starren Schneefelder zu überlassen, als am 15. November die Sonne zum letzten Male niederging, und nun eine 84tägige furchtbare Nacht sich über die Landschaft lagerte, da begann Parry's bewunderungswürdigste Thätigkeit. Er ließ die Schiffe überdachen zum Schutz gegen Wind, Schnee und Kälte; er ließ Boote und Tauwerk an's Land schaffen, um freien Raum auf dem Verdeck für die tägliche Bewegung der Matrosen zu gewinnen. Er sorgte für Ordnung und Reinlichkeit, für Ventilation der Schlafstätten und zweckmäßige Kleidung. Er sorgte aber namentlich auch für Beschäftigung und selbst heitere Unterhaltung seiner Mannschaft. Er richtete ein Theater ein, welches Beechey leitete, begründete eine Zeitung, welche Sabine redigirte. Dann wurde eine Sternwarte erbaut, und Sabine stellte magnetische und meteorologische Beobachtungen an. So lange noch Wild vorhanden war, wurde auch die Jagd geübt, und Signalstangen auf den Bergen zeigten den Weg zum Winterhafen, der in dunkeln Nächten den Rückkehrenden auch durch Raketen bezeichnet wurde. So verging der fürchterliche Winter, dessen Kälte am 16. Febr. 39° R. erreichte. Mit dem Mai trat milderes Wetter ein, die ent-

flohene Thierwelt kehrte zurück; Gräser und Saxifragen begannen zu keimen. Parry legte sogar ein Gärtchen an, in dem aber nur Radieschen gediehen und Erbsen in's Kraut schossen. Eine Landreise machte ihn mit der Ausdehnung der Melville-Insel nach Norden bekannt. Am 1. August schlug die Stunde der Erlösung. Das Eis brach, und am 15. August steuerten die befreiten Schiffe abermals in das unbekannte Meer hinaus. Aber eine undurchdringliche Eisschranke hemmte nach Westen und Süden den ferneren Lauf. Im Angesicht des Bankslandes trat Parry den Rückweg aus dem von ihm „Nordgeorgien", später mit vollem Recht die „Parry-Inseln" genannten Archipel an, und erreichte England ohne den Verlust eines Menschen, der glücklichste aller bisherigen Polarfahrer. Es war der Gipfelpunkt dieser Entdeckungen, dem bald um so niederschlagendere, düsterere Ereignisse folgen sollten.

So erfolgreich die Reise Parry's auch gewesen war, so war doch die Hoffnung auf ein weiteres Vordringen in dieser Richtung durch die festen Eismassen der Banksstraße ziemlich erschüttert worden. Dagegen glaubte Parry nach seinen Erfahrungen in der Prinz-Regent-Einfahrt die ersehnte Durchfahrt nun in niedrigeren Breiten suchen zu müssen. Wenn namentlich jene Einfahrt, wie er vermuthete, mit der Hudsonsstraße, vielleicht durch Sir Thomas Rowe's Welkome-Straße in Verbindung stand, so ließ sich dadurch der bedeutende Umweg durch die überdies so gefahrvolle Baffinsbai vermeiden. Diese letztere Frage ließ Parry keine Ruhe, und bereits am 8. Mai 1821 sehen wir ihn abermals in See gehen. Die Admiralität hatte ihm die beiden Schiffe Fury und Hekla, letzteres unter der Führung des bereits durch Entdeckungsreisen in Afrika bekannten Lieutenant Lyon anvertraut. Aber auf dieser Fahrt begünstigte ihn das Glück nicht wie früher. Schon am Eingange der Hudsonsstraße hielten ihn Strömungen und Eisberge Wochen lang auf. Unter zahllosen Gefahren durch ein Gewirr von Inseln und Treibeis, von heftigen Strömungen fortgerissen, oft in undurchdringlichen Nebel gehüllt, drang er endlich durch die Frozenstraße bis zur Repulsebai vor. Tausend Fuß hohe Felsen umschlossen diese Bucht, und Parry sah sich bald überzeugt, daß hier eine Verbindung mit dem Polarmeer nicht zu suchen sei. Jetzt versuchte er nach Norden vorzudringen, aber von Stürmen aufgehalten, überraschte ihn bereits am Südostrande der Halbinsel Melville der nordische Winter, und er mußte auf der sogenannten Winterinsel seine Sicherheit suchen. Der Winter verfloß hier unter ähnlichen Beschäftigungen wie auf der Melville-Insel. Selbst musikalische Unterhaltungen kamen hinzu, und der

Verkehr mit Eskimo's gewährte dieses Mal ein neues Interesse. Am 8. Juli des folgenden Jahres begann die Entdeckungsthätigkeit von Neuem. Die Schiffe wurden vermittelst eines Kanals, den man durch das Eis sägte, befreit und segelten nun nordwärts. Aber mächtige Eismassen hinderten jedes Vordringen, und Parry mußte sich zu einer Landreise entschließen. Auf dieser erblickte er am Nordende der Melville-Halbinsel eine schmale, von Osten nach Westen laufende Straße, die er Fury- und Hekla-Straße nannte, und die im Westen mit einem weiten Meere in Verbindung stand. Aber alle Bemühungen, die Schiffe durch das Eis in diese Straße zu bringen, waren vergeblich, und zum zweiten Male mußte Parry sein Winterlager aufschlagen. Er that es auf der Insel Iglulik am Eingange jener Straße. Zehn Monate lang dauerte dieses Mal die Gefangenschaft, und doch mußte man noch einen Kanal von der Länge einer halben Stunde durch das Eis sägen, um die Schiffe zu befreien. Gern hätte Parry jetzt das eine Schiff nach England zurückgeschickt, um mit dem andern und den Lebensmitteln des erstern noch ein drittes Jahr in den arktischen Regionen zu bleiben. Aber die Besorgnisse der Aerzte für die Gesundheit der Mannschaft zwangen ihn zur Rückkehr, und er erreichte am 10. October 1823 England, wo man ihn bereits verloren gegeben hatte.

Parry vermochte nur wenige Monate zu rasten. Am 19. Mai 1824 ging er abermals mit dem Hekla und der Fury, letzterer unter Hoppners Befehl, und begleitet von dem jüngeren James Clarke Roß, unter Segel, um in der Prinz-Regents-Einfahrt den Weg zum großen Polarbecken zu suchen. Die Admiralität hatte dies Mal gleichzeitig vier Expeditionen ausgesandt, die einander unterstützen und ergänzen sollten. Lyon sollte von der Hudsonsstraße aus die Nordküsten des Continents bis zum Kupferminenfluß erforschen; Franklin sollte mit Richardson und Back zu Lande von der Mündung des Mackenzieflusses gegen die Behringsstraße vordringen, und von dort sollte ihm Beechey zur See begegnen. Parry wurde schon in der Prinz-Regents-Einfahrt vom Eise eingeschlossen und überwinterte im Port Bowen. Im folgenden Jahre war die Fahrt sogar noch unglücklicher, und die Fury wurde vom Eise so furchtbar mitgenommen, daß sie als Wrack zurückgelassen werden, und Parry mit dem Hekla allein zurückkehren mußte. Auch Lyon war nicht über die Welkome-Straße hinausgekommen und nur wie durch ein Wunder der furchtbarsten Lebensgefahr in einem von Sturm erregten, dicht mit Nebeln bedeckten, seichten

Meere, in welchem der Compaß überdies seinen Dienst versagte, entronnen.

Dies wiederholte Mißlingen lenkte zwar für eine Zeit lang den Entdeckungseifer von der bisher eingeschlagenen Richtung ab, vermochte aber den Muth und die Hoffnung nicht niederzuschlagen. Scoresby, der bereits mehrmals auf dem Walfischfang in sehr hohe Breiten des Spitzbergischen Meeres vorgedrungen war, hatte berichtet, daß er dort Eisfelder von ungeheurer Ausdehnung und so glatt und ohne alle Spalten und Hervorragungen gesehen habe, daß ein Wagen meilenweit ohne Anstoß darüber hätte hinfahren können. Diese Mittheilung brachte in Parry einen der abenteuerlichsten Pläne zur Reife. Er wollte es versuchen, mit eigenthümlich eingerichteten Booten, die zugleich als Schlitten dienen sollten, über die Spitzbergischen Eisfelder zum Pole vorzudringen. Die Admiralität gab ihre Zustimmung. Es wurden Boote von leichtem, festem Holz mit wasserdichten Räumen für Lebensmittel und wissenschaftliche Werkzeuge und einem Mast von Bambusholz erbaut, welche auf Schlittenkufen gesetzt und daher beliebig als Boote und Schlitten benutzt werden konnten. Am 4. April 1824 ging diese seltsame Expedition an Bord des Hekla unter Segel. Parry war begleitet von Crozier und dem jüngeren Roß. Unter heftigen Stürmen kam man im Juni nach Spitzbergen. Hier ließ man die Renthiere zurück, die man von Hammerfest in Norwegen für die Schlitten mitgenommen hatte, da ohnedies die günstigste Zeit für eine „Reise zum Pole" bereits verstrichen war. Nach einer 3tägigen Bootfahrt kam man an das Eis. Das sah aber anders aus, als es Scoresby beschrieben hatte. Es war mit großen Blöcken übersäet und von zahllosen Kanälen durchschnitten, die ein häufiges Umladen der Schlitten nöthig machten. Bisweilen war es so scharf, daß es die Sohlen wie mit Messern zerschnitt; dann erschwerte wieder fußtiefer Schnee das Fortschleppen der Schlitten. Oft mußten die Leute auf allen Vieren kriechen, um die Schlitten fortzuschieben; Regengüsse machten oft vollends jedes Vordringen unmöglich. Natürlich reiste man nur in der Nacht, so weit bei einer nicht untergehenden Sonne von Nacht zu reden ist, da der Schnee in der Nacht fester war, und man von der blendenden Tagessonne die Schneeblindheit fürchten mußte. Unter den unsäglichsten Mühsalen, oft auf oder zwischen Schollen, die wild von Stürmen umhergetrieben wurden, unter Regen, Schneegestöber, Nebel drang man bis zum 82° 45′ n. Br. vor. Hier machte Parry die niederschlagende Entdeckung, daß der Wind die Eismassen beständig

nach Süden trieb, und auf jede weitere Hoffnung verzichtend, beschloß er die Umkehr. Am 21. August erreichte die Expedition Spitzbergen wieder, nachdem sie in 60 Tagen 580 engl. Meilen auf den schwimmenden Eisflarden des nordischen Meeres zurückgelegt hatte. Es war die kühnste, aber auch die letzte Unternehmung Parry's im Norden. Nachdem er noch eine Zeit lang ein höheres Amt in Neu-Südwales verwaltet hatte, kehrte er nach England zurück, um im Dienste der Admiralität den Abend seines bewegten Lebens in Ruhe zu genießen.



John Franklin.

John Franklin ist der tragische Held des großen arktischen Drama's, das in dem letzten Jahrzehend so tief die Gemüther der ganzen gebildeten Welt erschütterte, und dessen letzte Scene, die Leidens- und Todesstätte von 138 muthvollen Männern, noch immer die eisigen

Nebel des Nordens den theilnahmsvollen Blicken verschleiern. Geboren im J. 1786 zu Spilsbury in Lincolnshire, trat er bereits im J. 1800 in britischen Seedienst. In der Kanonade von Kopenhagen im J. 1801 und in der Schlacht von Trafalgar kämpfte er mit. Im J. 1803 nahm er Theil an der Entdeckungsreise des Cap. Flinders in der Südsee und litt hier an den Korallenriffen der Catobank Schiffbruch. Später sehen wir ihn bei der Blokade von Vliessingen und der Expedition gegen New-Orleans thätig. Im J. 1818 eröffnete er unter Buchan seine arktische Laufbahn, die seinen Namen gleich unsterblich gemacht hat durch seine Thaten wie durch seine Leiden. Er war ein Mann von außerordentlicher Klarheit, Entschiedenheit und Ausdauer, dabei von tiefem Gemüth und Alles gewinnender Leutseligkeit.

Die mißglückte Expedition nach Spitzbergen unter Buchan hatte der britischen Admiralität gezeigt, daß, wenn sie einst eines Mannes von Kraft, Muth und Geistesgegenwart bedürfe, sie ihn nirgends anders zu suchen habe, als in Franklin. Als sie daher im J. 1819 beschloß, gleichzeitig mit jener Expedition Parry's, welche die nordwestliche Durchfahrt durch den Lancastersund suchen sollte, eine Landexpedition von den Hudsonsbailändern aus an die von Hearne und Mackenzie erreichten Küsten des Polarmeeres zu senden, in der eitlen Hoffnung, daß beide Expeditionen dort zusammentreffen sollten, übergab sie Franklin die Leitung derselben. Diese Wanderung steht an Gefahren und Leiden so einzig in der Geschichte der Entdeckungen da, daß wir uns eine eingehendere Schilderung nicht versagen können.

Am 30. August 1819 landete Franklin mit seinen Gefährten, Dr. Richardson, Georg Back und zwei Matrosen Hepburn und Hood, nach einer gefahrvollen Schifffahrt an der York-Factorei, einem Posten der Hudsonsbai-Gesellschaft. Von hier aus gelangten sie, nachdem sie einen Weg von 700 engl. Meilen größtentheils auf Booten zurückgelegt und dabei 10 Ströme und 9 See'n passirt hatten, nach Fort Cumberlandhouse am Fichteninsel-See, wo sie einen Theil des Winters zubrachten und die Vorbereitungen zu der ferneren schwierigen Reise vollendeten. Noch mitten im rauhen Winter dieser nordischen Gegend bei einer Kälte von 32—36° R. unter dem Gefrierpunkt brach Franklin mit Back und Hepburn abermals auf und gelangte am 20. März nach dem 840 engl. Meilen entfernten Fort Chipewyan am Athabaskasee. Hier erwarteten sie die günstigere Jahreszeit. 16 canadische Reisediener und einige Indianer wurden hier gewonnen, sich der Expedition anzuschließen, und nachdem auch Richardson und

Hood von Cumberlandhouse eingetroffen waren, brach man am 18. Juli auf, um noch rechtzeitig die Mündung des Kupferminenflusses zu erreichen, an welcher man das Winterlager aufzuschlagen dachte. Aber man hatte seine Kräfte überschätzt. Nach einer Wanderung von 550 engl. Meilen mußte Halt gemacht werden, und in der Nähe eines kleinen Sees errichtete man jene Hütte, welche Franklin Fort Enterprise nannte, und die später für ihn ein „Haus des Elends, Jammers und Wehs" werden sollte. In dieser Hütte mußte man bis zum 14. Juli des folgenden Jahres verweilen, und man benutzte diesen Winteraufenthalt, um sich mit Lebensmitteln zu versehen und mit einem Häuptling der Kupferindianer und einem Beamten der Nordwest-Compagnie die Verproviantirung des sogenannten Forts für den Herbst zu verabreden.

Die Mündung des Kupferminenflusses wurde am 18. Juli 1821 glücklich erreicht, und es begann nun die abenteuerliche Fahrt auf zwei gebrechlichen Nachen von Birkenrinde mitten durch die treibenden Eismassen der Polarsee. 42 Tage dauerte diese Fahrt. Franklin steuerte zuerst durch den Krönungs-Golf nach Osten, umschiffte das Cap Barrow, untersuchte den Arktischen Sund, in welchen sich der Hoodfluß ergießt, dann das Bathurst-Inlet, und als er sich endlich wieder in offner See zu finden glaubte, war es wieder eine weite Bucht, der Melville-Sund, die ihn umschloß. Hier an einer Spitze, die er die Umkehrspitze nannte, nöthigte ihn der elende Zustand der Boote, an die Rückkehr zu denken. Mit der unbeabsichtigten Durchsuchung der vielen tief in das Land einschneidenden Buchten war die kostbare Zeit verstrichen. Man war nur um 7½ Längengrade nach Osten vorgedrungen, und die Repulsebai, die man sanguinisch genug zu erreichen gehofft hatte, lag noch fernere 21 Grade im Osten. Die Lebensmittel waren fast aufgezehrt, von der Jagd war wenig zu hoffen, und so beschloß man den kürzesten Weg einzuschlagen, nach dem Arktischen Sund zurückzukehren und am Hoodflusse entlang, wo man Wild zu finden hoffte, Fort Enterprise zu erreichen. Die Zeit der Entdeckungen war vorüber, die Zeit der Leiden sollte erst beginnen. Von dem Hoodflusse aus, der in zahlreichen donnernden Kaskaden durch eine tiefe Schlucht zum Meere hinabstürzt, war Fort Enterprise in einigen 80 Stunden zu erreichen. Aber gleich in den ersten Tagen traten furchtbare Schneestürme ein, welche die Wanderer zwangen, Tage lang bei einer Kälte von 23° R. ohne Feuer am Boden zu liegen. Endlich mußten sie trotz des Sturmes, der so stark war, daß er die

Leute, welche die Boote trugen, mehrmals zu Boden warf, die Wanderung fortsetzen. Von Kälte und Hunger fast erschöpft, mußten sie bald durch lockeren, tiefen Schnee, bald durch halbgefrorne Sümpfe bis an die Knie im Wasser waten. Endlich war es möglich, wieder ein Feuer anzuzünden, und nun wurde der letzte Rest der Vorräthe, aus Pfeilwurz und Bouillontafeln bestehend, verzehrt. Nach drei schrecklichen Wochen kamen sie in eine Hügelgegend, deren Felsen von einer von den Canadiern Tripe de Roche genannten Flechte (**Gyrophora**) bedeckt waren. Diese zwar nährende, aber ekelhaft schmeckende und keineswegs gesunde Nahrung rettete die Wandrer vor dem Hungertode. Einmal glückte es ihnen, auch einen Moschusochsen zu schießen, und mit wahrem Heißhunger verzehrten sie selbst den Magen und die Eingeweide dieses Thieres. Aber das Leiden sollte noch ein weit grauenhafteres Maß erreichen. Am 26. September kamen sie an das Ufer des Kupferminenflusses. Doch die Canadier hatten während jener Wanderung im Sturm die Boote im Stich gelassen. Wie sollte man nun diesen 400 Fuß breiten Strom überschreiten? Acht Tage lag man vergeblichen Plänen nachsinnend am Ufer. Die Kälte war furchtbar, jene Flechte war nicht mehr zu finden, und die isländische Flechte zu bitter, um sie zu genießen. Kaum wird der Leser den Jubel begreifen, mit welchem die Entdeckung Richardson's begrüßt wurde, als er eines Tags unter dem Schnee Haut und Knochen eines von Wölfen verzehrten Renthiers fand. Diesen Unglücklichen gewährten sie eine Mahlzeit. Man brannte die Knochen und kochte die Haut mit dem Leder einiger entbehrlicher Schuhe zu einem Brei. Einige Tage später war man so glücklich, selbst einige Renthiere zu schießen, und nun gab es wieder Festtage in dieser Zeit des Leidens. Aber noch immer lag man rathlos am Ufer des Stromes, und die Hungersnoth war bald wieder da. Das Floß, das man aus Weidenholz baute, erwies sich als zu schwer, und es mangelte überdies an Rudern, es zu lenken. Der Versuch Richardson's, durch das eiskalte Wasser zu schwimmen, kostete ihm beinahe das Leben. Kaum vermochten sich die Meisten vor Entkräftung noch auf den Füßen zu erhalten. Da gelang es Hepburn, vermöge dieser nie verlegnen Geschicklichkeit des englischen Matrosen, einen Kahn aus Weidenruthen zu flechten, der mit getheerter Leinwand überzogen wurde. Mit Hülfe dieses Fahrzeugs gelangten sie über den Strom. Back wurde nun mit drei der kräftigsten Leute vorausgesandt, um von Fort Enterprise Indianer zu Hülfe zu schicken. Richardson, Hood und Hepburn blieben mit den Schwächsten an

einer geschützten Stelle zurück. Franklin eilte mit den neun übrigen Gefährten, von denen aber vier bald gleichfalls zurückblieben, dem Fort Enterprise zu. Das Fort war jetzt nur noch sechs deutsche Meilen entfernt. Aber was war das für eine Entfernung für diese halb erstarrten Menschen, die keine andere Nahrung hatten, als einen Brei vom Leder abgetragener Schuhe! Volle vier Tage brauchte man, um diese kurze Strecke zurückzulegen. Endlich war das ersehnte Ziel erreicht! Aber welche furchtbare Enttäuschung wartete hier der Unglücklichen! Das Fort war leer, keine Spur von Menschen oder von Vorräthen zu entdecken. Es war ein erschütternder, herzbrechender Augenblick für diese abgehungerten, erstarrten Männer. Lange Zeit saßen sie stumm in den trostlosen Anblick versunken da; endlich brachen die Thränen der Verzweiflung aus.

Sieben und zwanzig furchtbare Tage verlebten sie in dieser „Hütte des Jammers.“ Einige Renthierhäute, welche bei ihrem früheren Aufenthalte von ihnen weggeworfen waren, einige Knochen, die sie noch in der Asche fanden, das Pergament, welches die Glasscheiben in den Fenstern ersetzte, waren ihre einzige Nahrung. Franklin machte zwar den Versuch, mit zwei Begleitern das über 200 englische Meilen entfernte Fort Providence zu erreichen, wohin Back mit seinen Leuten nach einer im Fort zurückgelassenen Nachricht weiter gegangen war, freilich bei seiner Schwäche mit geringer Aussicht auf Erfolg. Die Kälte war furchtbar und noch empfindlicher durch den schneidenden Wind. Kaum eine deutsche Meile konnte am ersten Tage zurückgelegt werden. Am zweiten Tage zerbrach überdies Franklin durch einen Sturz von einem Felsen seine Schneeschuhe und mußte fast buchstäblich nach Fort Enterprise zurückkriechen. Hier trafen nun allmälig auch die mit Richardson zurückgebliebenen Gefährten ein. Der Hunger hatte bereits ihre Reihen gelichtet, und selbst der Mord in seiner scheußlichsten Gestalt hatte unter ihnen gewüthet. Eines Tages brachte ein Irokese von einem Jagdausfluge ein Stück Fleisch mit, das er gegen Richardson für das eines Wolfes erklärte. Aber dieser erkannte es für Menschenfleisch, und es stellte sich bald heraus, daß der Irokese bereits drei seiner Gefährten hinterrücks gemordet und verzehrt hatte. Die eigne Sicherheit gebot ihnen die gewaltsame Tödtung dieses Menschen.

Die Lage der Unglücklichen wurde immer verzweifelter. Sie glichen nur noch lebendigen Leichen, und ihre Stimmen klangen wie Grabesstimmen. Niemand besaß mehr die Kraft, ein Gewehr zu halten oder zu zielen, und zahlreiche Renthiere weideten ungefährdet vor den

Augen der Verhungernden. Einmal glückte es Hepburn, ein Huhn zu schießen, und dieses Huhn war das erste Fleisch, das sie genossen, nach 31 Tagen! Die Canadier erlagen endlich stumpfsinnig dem Hunger. Ihre Leichen blieben in der Hütte neben den Lebenden, die zuletzt selbst kaum noch die Kraft besaßen, sich von einer Seite zur andern zu wenden. Da hört man einen Flintenschuß; es ist das Signal der Rettung. Indianer, welche Back zur Hülfe gesandt, nahen mit Lebensmitteln. Nur vier der muthigen Entdecker erleben diese Rettung, Franklin, Richardson, Hepburn und der Canadier Adam. Nach 16 Tagen sind sie stark genug, den Schreckensort zu verlassen. Am 16. November brechen sie auf, auf das Liebreichste von den Indianern geleitet, und bald kommen ihnen mit Hunden bespannte Schlitten entgegen, welche man von Fort Providence ausgesandt hatte, die Unglücklichen aufzunehmen.

Welche Seelengröße gehört dazu, in solchen Leiden sich aufrecht zu erhalten! Und dennoch — welch ein Beweis von Muth und hingebender Thatkraft! — kaum sind drei Jahre seit jener Schreckenszeit verflossen, und abermals sehen wir Franklin bereit, in jene arktischen Wildnisse einzudringen! Seine junge Frau lag auf dem Sterbebette, als er am 16. Februar 1825 von ihr schied. Aber groß denkend wie er, übergab sie ihm, fast schon mit dem Tode ringend, noch eine Flagge, die sie in den trüben Stunden ihrer Krankheit heimlich für ihn gestickt hatte, mit der Bitte, dies letzte Werk ihrer Hand an den Küsten des Polarmeeres zu entfalten. Das ist ein Blick in das Familienleben großer, der Wissenschaft geweihter Männer, wie er im Verlauf dieser Darstellungen uns noch manchmal gestattet sein wird!

Die Expedition, zu welcher Franklin von der Admiralität aufgefordert war, stand, wie bereits letzthin erwähnt wurde, in Verbindung mit jenen gleichzeitigen Unternehmungen Parry's in der Prinz-Regent-Einfahrt, Lyon's in der Welcomestraße und Beechey's in der Behringsstraße. Man hoffte, die Resultate dieser vier Expeditionen sollten einander ergänzend die ersehnte Aufgabe der nordwestlichen Durchfahrt lösen. Parry und Lyon sollten von Osten her jenen Punkt an der amerikanischen Nordküste erreichen, bis zu welchem Franklin auf jener berühmten Landreise vorgedrungen war. Franklin sollte von der Mündung des Mackenzieflusses auf Booten theils nach Osten bis zur Mündung des Kupferminenflusses, theils nach Westen gegen die Behringsstraße vordringen, wo Beechey ihm zur See entgegen kommen sollte.

Bereits im August war Franklin, dem sich wieder Richardson und Back angeschlossen hatten, am Bärensee. Während man hier das Winterlager aufschlug, fuhr Franklin mit einigen Gefährten den Mackenziefluß hinunter, um den Stand des Eises zu erkunden. Er hatte dieses Mal statt der leichten indianischen Nachen aus Birkenrinde Boote aus England mitgenommen, theils aus festem Mahagoniholz gebaut, theils aus leichtem Eschenholz und mit dem bekannten Mackintoshzeug überzogen. Am 14. August erreichte Franklin die Mündung des Mackenzie. Von dem Felsengipfel der Insel Garry schaut er hinaus auf den Meeresspiegel, der eisfrei in ruhiger Majestät sich vor ihm ausbreitet. Im Südwesten erblickt er die dunkeln Umrisse der Felsengebirge, die ihm die Richtung seines Zieles weisen. Hier pflanzt er, von Wehmuth und freudiger Hoffnung ergriffen, die Flagge seiner sterbenden Frau auf. Am 5. September kehrte Franklin nach dem Winterlager am großen Bärensee zurück, das seine Gefährten Fort Franklin genannt hatten. Hier waren bald 60 Menschen beisammen aus allerlei Nationen, Engländer, Schotten, Canadier, Eskimo's, Chipewyans, Hundsrippen- und Hasenindianer mit Weibern und Kindern. Am 28. Juni des folgenden Jahres begann nun die eigentliche Unternehmung. An der Mündung des Mackenzie theilte sich die Expedition. Richardson ging mit zwei Booten und zehn Mann nach Osten, um die Mündung des Kupferminenflusses zu erreichen, und er löste seine Aufgabe glücklich binnen Monatsfrist. Franklin und Back wandten sich mit zwei Booten und 14 Mann gegen Westen und gelangten, vielfach von Eis und Nebeln gehindert, bis zu 149° 37′ w. L. Hier kehrten sie um, ohne zu ahnen, daß an demselben Tage, nur 75 Stunden entfernt, am Cap Barrow ein von Beechey ausgesandtes Boot ihrer harrte. Am 1. September waren sämmtliche Theilnehmer der Expedition wieder im Fort Franklin vereinigt. Sie hatten in wenigen Wochen eine Küstenstrecke von 22 Längengraden erforscht. Noch einen Winter verlebten sie in Fort Franklin, eifrig mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt, von welchen sie selbst eine Kälte von 40° nicht zurückschreckte. Im Frühling des Jahres 1827 kehrte Franklin in seine Heimat zurück, in der man ihn ehrenvoll empfing.

Achtzehn Jahre der Ruhe folgten diesen Leiden und Anstrengungen, welche Franklin theils als Befehlshaber eines Kriegsschiffes im Mittelmeere, theils als Gouverneur von Vandiemensland verlebte. Aber diese Kolonialverwaltung mit ihren kleinlichen Quälereien und Verant-

wortlichkeiten war kein Amt für einen Mann wie Franklin. Sein Leben verdüsterte sich, und mit seiner Heiterkeit drohte er seine Leutseligkeit einzubüßen. Wie einen Ruf der Erlösung begrüßte er darum im Jahre 1845 jenen Auftrag der Admiralität, der ihn, den 60jährigen Mann, abermals in die arktische Wildniß sandte. Es war seine letzte Fahrt, es war die Erfüllung seines furchtbar tragischen Geschickes!

Parry's Fahrt in den Melvillesund, auf welcher er den 110° der Länge westlich von Greenwich überschritt, war der Glanzpunkt aller jener Unternehmungen gewesen, welche die englische Regierung in einer Reihe von 10 Jahren unter so stolzen Hoffnungen und mit so bedeutenden Kosten zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt aussandte. Man hatte die bewährtesten, die kühnsten, die scharfsinnigsten Führer gewählt, man hatte nichts versäumt, die Schiffe mit Allem auszustatten, was die Erfahrung für den Aufenthalt in arktischen Meeren als erforderlich gelehrt hatte; und doch war seit Parry's glücklicher Fahrt keine der Expeditionen viel über den Lancastersund und die Hudsonsstraße vorgedrungen, und selbst die, welche durch einen mehrjährigen Aufenthalt in diesen Meeren das Glück zu ertrotzen versucht hatten, waren unter unsäglichen Gefahren gleichsam nur aus einem Eisgefängniß in das andere gewandert. Nach so niederschlagenden Erfahrungen glaubte die englische Admiralität sich endlich die Pflicht auferlegt, von jeder ferneren Verfolgung dieses so gefahrvollen und zugleich nutzlosen Zieles abstehen und selbst jede Anregung oder Begünstigung derartiger Unternehmungen versagen zu müssen. Durch eine am 15. Juli 1828 erlassene Bestimmung wurden daher sogar die früher ausgesetzten Preise förmlich zurückgezogen. Es schien, als sollten die Pforten zu den schreckenvollen Geheimnissen des arktischen Meeres für immer verschlossen werden.

Es lebte aber damals in England ein Mann voll brennenden Ehrgeizes und unerschütterlichen Muthes, der einen Flecken von seinem Seemannsnamen abzuwaschen hatte. Dieser Mann war John Roß. Die Erfolglosigkeit seiner ersten Fahrt in die Baffinsbai, die man öffentlich seinem Eigensinn und seiner Nachlässigkeit schuld gab, hatte mit einem Schlage seinen glänzenden Seemannsruf vernichtet und ihm das Vertrauen der Admiralität entzogen. Alle seine Bemühungen, von dieser eine Gelegenheit zu erlangen, um durch neue Thaten die Schmach der Croker-Berge in Vergessenheit zu bringen, waren vergeblich. Die glücklichen Erfolge Parry's ließen ihm vollends keine Ruhe. Er

brannte nach der Ehre, die Lösung dieser dreihundertjährigen und seinem Vaterlande zur Ehrenschuld gewordenen Frage zu vollenden. In diesem leidenschaftlichen Drange erklärte sich Roß bereit, 3000 Pfd. Sterl. von seinem eigenen Vermögen für eine Polarexpedition aufzuwenden, und dieser Opfersinn veranlaßte den reichen Kaufmann Felix Booth, ihm noch 17,000 Pfd. zu demselben Zwecke zur Verfügung zu stellen. Durch dieses glänzende Anerbieten sah sich Roß in Stand gesetzt, das kleine Dampfschiff „Victory" anzukaufen, mit 19 Matrosen zu bemannen und mit Lebensmitteln auf 3 Jahre auszurüsten!

Am 23. Mai 1829 trat John Roß in Begleitung seines Neffen, James Clarke Roß, der sich bereits bei den Parry'schen Expeditionen einen bedeutenden Ruf als tüchtiger und wissenschaftlich gebildeter Seemann erworben hatte, die gefahrvolle Reise an. Schon nach wenigen Wochen zeigte sich aber die Untauglichkeit des Dampfschiffes. Seine Radkasten hinderten beim Vordringen durch die treibenden Eismassen, seine Maschinen waren fast völlig unbrauchbar, und ein Sturm zerschmetterte vollends den schwachen Vordermast. So sah man sich genöthigt, schon an der grönländischen Küste anzulaufen, um das Schiff auszubessern. Dennoch gelangte man noch im August in die Prinz-Regent-Einfahrt und fand hier die wohlerhaltenen Lebensmittel und Boote der vier Jahre vorher hier gescheiterten und von Parry zurückgelassenen Fury. Am 1. Oct. war man bis zum 70. Breitengrade nach Süden vorgedrungen, als undurchdringliche Eisschranken der Fahrt ein Ziel setzten. An der Küste eines neuentdeckten Landes, welches Roß nach dem Namen seines hochherzigen Gönners Boothia Felix nannte, wurde das Winterlager aufgeschlagen. Zwei volle Jahre lag man hier im Eise gefangen, zwei furchtbare Winter, in denen die Kälte bis auf 50° R. unter dem Gefrierpunkt stieg, verlebte man in dieser traurigen Wüstenei. Man benutzte diese Zeit zu Wanderungen über den schmalen, gebirgigen Isthmus, welcher Boothia Felix mit dem Festlande verbindet, und zur Untersuchung der westlichen Küsten längs der James-Roß-Straße, die man bis auf 120 Meilen von der bekannten Umkehrspitze Franklin's verfolgte.

Die wichtigste That während dieses Aufenthaltes, und die allein geeignet war, das ganze Unternehmen zu einem bedeutungsvollen für die Wissenschaft zu machen, war die Auffindung des magnetischen Nordpols durch James Roß. Schon Parry, Franklin und Lyon hatten früher zahlreiche magnetische Beobachtungen gemacht, welche die Lage dieses Poles mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen ließen. Roß

hoffte seinen Fuß auf diesen interessanten Punkt der Erde setzen zu können. Um sich von der Wirklichkeit des erreichten Zieles zu überzeugen, dazu gab es ja ein einfaches Mittel: Eine frei aufgehängte Magnetnadel, eine sogenannte Inclinationsnadel, mußte sich an diesem Punkte senkrecht zur Erde stellen. Die zwei Jahre gezwungener Muße benutzte nun James Roß zu sorgfältigen magnetischen Beobachtungen. Endlich sagten ihm seine Berechnungen, daß er sich nur noch 7 Stunden von diesem Pole entfernt befinde. Mit geringen Lebensmitteln versehen und von wenigen Gefährten begleitet, brach er auf. Seine Rechnungen führten ihn an die Westküste von Boothia Felix in die Nähe des Cap Adelaide am Ausgange der James-Roß-Straße. Am 1. Juni 1831 betrat er den berechneten Platz. Die Natur hatte kein Denkmal errichtet, um diesen Mittelpunkt einer ihrer geheimnißvollsten Kräfte zu bezeichnen. Es war eine öde, flache Küste, die sich erst eine halbe Stunde landeinwärts zu niedrigen Hügeln erhob. Hier pflanzte James Roß die britische Flagge auf und nahm in seines Vaterlandes Namen Besitz vom magnetischen Nordpol. Ein aus Kalksteinen errichteter Hügel bedeckte die Blechbüchse, welche die schriftliche Urkunde dieser großen wissenschaftlichen Entdeckung umschloß. Es war ein stolzes Gefühl, mit welchem man diese an sich nichtssagende Feierlichkeit vollzog. Das Bewußtsein des errungenen Erfolges hielt jeden Gedanken an erlittene und noch bevorstehende Leiden fern. Der Ort, welchen Roß bezeichnete, lag unter 70° 5′ 17″ nördl. Br. und 96° 46′ 45″ westl. L. Es war allerdings nicht ganz genau der magnetische Pol selbst; denn die Magnetnadel wich noch um eine Minute von der senkrechten Stellung ab.

Erst im Herbst 1831 gelang es, die Victory aus dem Eise zu befreien; aber vergeblich waren alle Anstrengungen, über die östliche Spitze von Boothia Felix hinaus zu kommen. Lebensmittel besaß man nur noch für ein Jahr. Man mußte sich daher endlich entschließen, jene Stelle aufzusuchen, an welcher man die Vorräthe der gestrandeten Fury wußte. Mit schwerem Herzen trennte sich der alte Roß zum ersten Male in seiner 42jährigen Seemannslaufbahn von seinem Schiffe. Nach einer furchtbaren Wanderung über rauhes Eis und felsiges Land erreichten sie den rettenden Ort. Hier verlebten sie den vierten arktischen Winter. Erst im Sommer 1833 gelang es ihnen, auf Booten den Eingang des Lancastersunds zu erreichen, in der Erwartung, hier zufällig von einem Schiffe, etwa einem Walfischfänger aufgenommen zu werden. Ein Schiff war bereits an ihnen vorbei gesegelt, ohne sie

zu bemerken. Da nahte ein zweites, es setzte ein Boot aus und: „die Isabella von Hull, einst vom Kapitain Roß befehligt!“ so rief der Steuermann den Namen des rettenden Schiffes entgegen. „Der Kapitain Roß bin ich selbst, und das ist die Mannschaft der Victory!“ antwortete überrascht John Roß. Der Steuermann war erstaunt und erwiderte ungläubig in barschem Tone, dieser Roß sei ja bereits seit zwei Jahren todt. In der That hatte man in England die Mannschaft der Victory längst zu den Todten gerechnet. Die Isabella, dasselbe Schiff, welches John Roß im J. 1818 auf seiner ersten mißlungenen arktischen Fahrt getragen hatte, war ausgesandt, nicht sie zu retten, sondern die Spuren ihres Unterganges zu suchen. Es war ein seltsames Zusammentreffen, und noch seltsamer der Contrast zwischen diesen bärtigen, von Schmutz bedeckten, in die Felle wilder Thiere gehüllten, bis auf die Knochen abgemagerten Menschen und ihren wohlgenährten und wohlgekleideten Rettern. „Seit langer Zeit an ein kaltes Bett auf hartem Schnee oder nacktem Felsen gewöhnt“, erzählt Roß selbst, „konnten nur Wenige auf dem guten Lager schlafen, das uns endlich wieder zu Theil geworden.“

Nach einer Abwesenheit von 4½ Jahren traf Roß wieder in London ein. Die Leiden und Opfer der Expedition wurden von der Regierung belohnt. Aber außer der Entdeckung des magnetischen Nordpols war eigentlich nichts erreicht worden. Eine Menge von neuen Küsten, Vorgebirgen, Buchten, Meeresarmen und Inseln waren entdeckt und benannt worden; aber das Problem der nordwestlichen Durchfahrt war dadurch um keinen Schritt seiner Lösung näher gerückt.

Während Roß und seine Gefährten in den arktischen Wüsten verschollen waren, versäumte die englische Regierung nichts zu ihrer Rettung. Die Isabella wurde in die Barrowstraße und Prinz-Regent-Einfahrt geschickt, gleichzeitig aber auch eine Bootexpedition beschlossen, welche durch die Hudsonsbailänder den großen Fischfluß hinabgehen und mindestens die Nordostküsten des Continents untersuchen, womöglich aber die Fury- und Hekla-Straße, ja wohl gar die Prinz-Regent-Einfahrt erreichen sollte. Back, der einstige Begleiter Franklin's und Richardson's, eilte aus Italien herbei, die Führung dieser Expedition zu übernehmen. Dr. King, ein tüchtiger Arzt und Naturforscher, und drei Matrosen schlossen sich ihm an; Canadische Jäger sollten die Mannschaft vervollständigen.

Am 8. August 1833 traf Back im Fort Resolution am Großen Sclavensee als dem Ausgangspunkt seiner Unternehmung ein. Längs

der schauerlichen Felsenufer dieses See's, die oft zu 1200 Fuß senkrecht aufsteigen, ging anfangs die Fahrt hin. Dann begann eine mühselige Landwanderung, man mußte zahlreiche kleine See'n, Stromschnellen, Wasserfälle überschreiten, und endlich am 31. August war der große Fischfluß erreicht, der später von dieser Fahrt her den Namen des Backflusses erhielt. Aber dieser Strom war keineswegs für ein schwa-



Die Auffindung des magnetischen Nordpols durch James Roß.

ches Fahrzeug geeignet. Seine gefährlichen Stromschnellen und Wasserfälle hatten bald den Kahn völlig unbrauchbar gemacht, und so mußte man sich entschließen, den Rückweg zu Fuß anzutreten, — eine furchtbare Wanderung über spitze Steine, an Abgründen hin, wo der leiseste Fehltritt den Tod drohte. Es war eine eigenthümliche, schauerliche

Landschaft, wie sie der amerikanische Norden bisher noch nicht den kühnen Abenteurern gezeigt hatte. „Es war“, so schildert Back selbst, „nicht die finstere und rauhe Schönheit, die man oft in den Alpen zu bewundern hat, und noch weniger die schöne Abwechselung zwischen Hügel und Thal, zwischen Wald und Flur, welche den Reiz einer europäischen Landschaft bildet. Hier hielt kein Gegenstand das umherschweifende Auge auf, das ungehindert endlose Linien abgerundeter Felsenhügel überblickte, deren Abfälle vielfach zerrissen waren und so excentrische Formen bildeten, daß keine Feder sie zu beschreiben vermag. Die ganze Gegend glich einem vom Sturmwinde gepeitschten Ocean, den plötzlich eine allmächtige Kraft in Stein verwandelt hatte. Nur hie und da wuchs spärlich etwas braunes oder dunkelgrünes Moos, das einen Gegensatz zu der todten Oede bilden konnte, allein auch das war vom Brande verdorrt, und die grauen oder schwarzen Stämme der Bergfichten, die in wilder Unordnung am Boden umherlagen, erschienen mir als Leichname einer dahin geschwundenen Vegetation. Es war ein Gemälde gräßlichen Ruins.“ Zu den Gefahren und Mühseligkeiten dieser Felswanderung kam noch die furchtbare Plage der Sandfliegen. Wenn die Reisenden in Schluchten hinabstiegen oder Sümpfe durchwateten, wurden sie von so unermeßlichen Schaaren dieser kleinen Fliegen überfallen, daß buchstäblich die Luft verfinstert und jedes Sehen und Sprechen, fast das Athmen unmöglich wurde. „Wo nur irgend die Haut entblößt war“, erzählt Back, „da saßen sie dicht neben einander, flogen in Mund und Nasenlöcher und versetzten uns schmerzhafte Stiche. Von unsern Gesichtern floß das Blut herab, als wäre es mit Blutegeln bedeckt; der Schmerz brannte wie Feuer, war von Entzündung begleitet und hatte einen Schwindel im Gefolge, der uns halb toll machte.“

Endlich erreichte man den großen Sclavensee wieder. Hier hatte inzwischen ein Beamter der Hudsonsbai-Compagnie das Winterhaus errichtet, das man Fort Reliance nannte. Es sollte wieder ein Aufenthalt des Jammers und Elends werden. Die Scenen, die sich hier darboten, vermag keine Feder zu schildern. Die vorhergegangenen furchtbar strengen Winter hatten das Wild aus diesen Gegenden verscheucht und damit die Indianer ihres einzigen Nahrungszweiges beraubt. In großen Schaaren kamen sie nun verhungernd herbeigezogen, eine Rettung suchend, die ihnen doch kaum gewährt werden konnte. Dort hatte der Eine von ihnen so eben Weib und Kind getödtet und labte sich

nun an ihrem noch rauchenden Fleische. Hier lag in dumpfer Verzweiflung eine Mutter, ihr sterbendes Kind beschwichtigend, das an ihrer vertrockneten Brust hing! Das waren grausenhafte Scenen. Dabei erreichte die Kälte eine Höhe, wie sie noch nie von arktischen Reisenden erlebt war, eine Höhe von 59° R. Quecksilber, Rum, Aether selbst erstarrte, das Holz bekam Risse, und den Menschen sprang die Haut auf.

Endlich brachte das Frühjahr die Erlösung, und mit ihm kam die Nachricht von der glücklichen Errettung der Roß'schen Expedition. Back hatte also nur noch eine Hälfte seiner Aufgabe zu lösen. Im Juni begann er die gefahrvolle Stromfahrt den Backfluß hinunter, einen der reißendsten Ströme der Erde, der auf einem vielfach gekrümmten Laufe von 530 Meilen durch ein baum- und strauchloses Land zahllose See'n und 83 Wasserfälle und Stromschnellen bildet. Back erreichte die Mündung des Stromes, aber alle Versuche, weiter vorzudringen, scheiterten an den gewaltigen Eismassen. Gegen Ende Septembers erreichte er Fort Reliance wieder und kehrte von hier im März 1835 nach England zurück.

Im J. 1836 segelte Back noch einmal in die arktischen Regionen hinaus, um im Auftrage der Admiralität von der Repulsebai aus die Lücken auszufüllen, welche für die Wissenschaft zwischen der Prinz-Regent-Einfahrt, der Fury- und Hekla-Straße und der zuletzt erforschten Mündung des Backflusses bestanden. Sein Unternehmen war resultatlos. Dagegen glückte es in den Jahren 1837 bis 1839 zwei Beamten der Hudsonsbai-Gesellschaft, Peter Warren Dease und Thomas Simpson, die ganze amerikanische Nordküste von jenem äußersten westlichen Punkte, welchen Beechey erreicht hatte, bis zur Mackenziemündung und von der Mündung des Kupferminenflusses bis zur Mündung des Backflusses und der Westküste von Boothia Felix in Booten zu befahren. Durch sie war eine ununterbrochene Fahrstraße von der Behringsstraße bis zu dem großen Meeresbecken, in welches der Backfluß sich ergießt, nachgewiesen, und parallel mit dieser lief wenige Grade nördlich eine andere Straße, die durch den Lancastersund in die Baffinsbai hinaus führte. So schien das große Problem der nordwestlichen Durchfahrt seiner endlichen Lösung nahe gekommen und nur noch des Nachweises einer Verbindung dieser beiden parallelen Straßen zu bedürfen, die in der That schon durch die Prinz-Regent-Einfahrt angedeutet schien.

Ehe diese Lösung aber eintrat, sollte eine Katastrophe sich ereignen, welche bisher völlig fremde Interessen reiner Menschlichkeit auf diesem Gebiete der Entdeckungen zur Geltung brachte.

Siebentes Kapitel.

John Franklin und die Franklinsucher.

Mehr als 50 Expeditionen hatte England bereits in die eisigen Regionen des Poles ausgesandt, fast ebenso viele waren von andern Nationen ausgegangen, und noch immer war die große nordische Aufgabe nicht gelöst, noch immer die nordwestliche Durchfahrt nicht erkundet. Da kehrte im J. 1843 Kap. James Roß von jener großen 4jährigen Entdeckungsreise zurück, die er mit den Schiffen Erebus und Terror in die südlichen Polarmeere unternommen hatte. Die glücklichen Erfolge dieser Fahrt, welche durch die Entdeckung eines antarktischen Continents, des Victorialandes mit seinen mitten aus ewigem Eise hervorbrennenden Feuerbergen, gekrönt war, belebten noch einmal den fast erloschenen Entdeckungseifer für den hohen Norden. Der nun mehr als 80jährige John Barrow war es, welcher diesen Eifer zur hellen Flamme anfachte. Am Abende seiner langen, verdienstvollen Amtsthätigkeit ergriff er noch einmal das Wort, um seinen alten Lieblingsgedanken, das Problem der nordwestlichen Durchfahrt, seiner Nation an's Herz zu legen. Er zeigte, wie wenig noch zur Erreichung des Zieles fehle, wie bis auf wenige dunkle Punkte durch die bisherigen Expeditionen die gesuchte Straße bereits fast aufgedeckt sei. Er legte es fast als einen Akt nationalen Selbstmordes aus, wenn England die Ernte so unsäglicher Mühen und Opfer fremden Nationen überlassen wolle. Er wies zugleich nach, wie gering nach den letzten Erfahrungen, Dank der im Laufe der Jahrhunderte erlangten Kenntniß des Nordens und der verbesserten Schifffahrt, die Gefahren einer solchen letzten entscheidenden Expedition seien. Die ergreifende Beredtsamkeit des greisen Seehelden verfehlte ihren Erfolg nicht. Noch einmal flammten die alten Hoffnungen auf, noch einmal gewann

der abenteuerliche Forscherdrang die Oberhand über den praktischen, nüchternen Sinn des modernen England. Die Gesellschaft der Wissenschaften erklärte sich für das Unternehmen, und in der Admiralität gewann es vier gewichtige Stimmen, die Parry's, James Roß', Franklin's und Sabine's. Beide Körper vereinigten sich zu seiner Ausführung.

Noch nie war eine Expedition mit einer solchen Sorgfalt und Umsicht und mit solchem Aufwande ausgerüstet worden, und noch nie hatte eine Expedition mit solcher hoffnungsvollen Zuversicht die englischen Küsten verlassen, als die, welche den 6. Mai 1845 unter dem Befehle John Franklin's in See stach, die nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen. Es war in der That, als gälte es nur, eine langsam und unter tausend Wechseln gereifte Frucht mühelos zu pflücken. Man hatte die beiden Schiffe Erebus und Terror, die sich so vortrefflich in den südlichen Eismeeren bewährt hatten, für diese Fahrt bestimmt. Unter der Leitung des Schiffsbaumeisters Rice waren sie nach den besten Erfahrungen auf's Neue zum Kampf gegen die Eismassen ausgerüstet worden. Jedes Schiff hatte eine kleine Schrauben-Dampfmaschine erhalten, die zugleich so eingerichtet war, daß sie nach Bedürfniß aufgezogen und niedergelassen werden konnte. Denn man hatte bereits erfahren, wie wichtige Dienste Dampfschiffe in diesen wilden Regionen zu leisten vermögen, wo oft widrige Winde oder Windstillen die Segelschiffe Tage lang aufzuhalten vermögen und die günstige Zeit versäumen lassen, in der man durch die engen Kanäle in eisfreie Meeresbecken hätte gelangen können. Außerdem waren die Schiffe mit den vorzüglichsten Instrumenten, mit Büchersammlungen und Allem versehen worden, was zur Belehrung und Erheiterung in der düstern Nacht des arktischen Winters beitragen konnte.

Die Auswahl der Mannschaften war nicht schwer. Matrosen und Offiziere drängten sich zur Theilnahme an dieser Fahrt. Es schien, als ob die furchtbaren Leiden früherer Expeditionen in Vergessenheit gerathen seien, als ob man nur noch des glänzenden Ruhmes jener arktischen Helden der letzten Jahrzehende gedächte, die man wie die Paladine des Mittelalters verherrlichte. Wissenschaftlich gebildete Männer, Naturforscher, erfahrene Reisende boten ihre Dienste an. So bildeten die 138 Männer dieser Expedition eine auserwählte Versammlung, wie sie wohl noch nie ein Schiff getragen hatte. Unter den Offizieren hatte der eine bereits 4 Winter im Eise des Poles zugebracht, ein anderer zahlreiche Walfischfahrten mitgemacht; einer hatte

sich in der Euphratexpedition ausgezeichnet; ein vierter war Mitglied der Niger-Expedition gewesen. Alle waren von Muth und Begeisterung erfüllt, und Niemand bis auf den geringsten Matrosen war anders als durch freien Entschluß Bewohner dieser Schiffe geworden. Zu Führern der Expedition hatte man J. Franklin und Crozier, den Begleiter Parry's auf seinen drei letzten Polarfahrten und James Roß' auf seiner antarktischen Entdeckungsreise, erwählt. Franklin sehnte sich, den düsteren Bann abzuschütteln, von welchem er sich durch seine peinlichen Verhältnisse als Gouverneur von Vandiemensland bedrückt fühlte. Im Kampf mit den Elementen des Nordens hoffte er die alte Freudigkeit und Frische seines Geistes wieder zu gewinnen. Zwar trug man anfangs Bedenken, einem nunmehr 60jährigen Manne eine so gefahrvolle Aufgabe anzuvertrauen. Aber Franklin's Name war von zu gutem Klange. Der Reichthum seiner Erfahrungen und seiner Kenntnisse, seine Bildung, sein Muth, seine Ausdauer, dazu die kindliche Zartheit seines Sinnes und die tiefe Empfänglichkeit für fremde Leiden, das waren zu wohlbekannte Eigenschaften, als daß sie nicht den Namen dieses Mannes geradezu zu einer Art von National-Garantie für das Gelingen dieser Expedition gemacht hätten.

Die Instruction, welche die britische Admiralität für diese Expedition entwarf, wies Franklin an, so schnell als möglich die westliche Seite der Baffinsbai und den Lancastersund zu erreichen, um durch die Barrowstraße in den Melvillesund vorzudringen. Man hoffte, daß er auch jenseits der Melvilleinsel keinerlei Hindernisse vorfinden und in kurzer Zeit auch die 900 engl. Meilen lange Strecke bis zur Behringsstraße zurücklegen werde. Deshalb sollte er keine Zeit damit verlieren, etwa südliche oder nördliche Ausgänge der Barrowstraße zu untersuchen. Auch wurde er von dem augenscheinlich unnützen Versuche abgemahnt, jenseits des Cap Dundas an der Melvilleinsel in südwestlicher Richtung vorzudringen, da Parry dort mehrere Jahre hinter einander auf undurchdringliche Eisschranken gestoßen sei. Sollte er indessen früher irgendwo diesen angedeuteten Weg sich durch feste Eismassen versperrt sehen, so solle er zwischen den Inseln Devon und Cornwallis durch jene später unter dem Namen des Wellingtonkanals so verhängnißvoll gewordene Straße sich eine Durchfahrt in das offene Meer zu erzwingen versuchen. Gelinge es ihm nur, über den 120sten Längegrad, also über jene in unbekannte Breiten hinauf sich erstreckende Inselwelt hinaus zu kommen, so hoffte man, seien die eigentlichen Schwierigkeiten überwunden, und Franklin werde schnellen Laufes

längs der bisher stets eisfrei gefundenen amerikanischen Nordküste die Behringsstraße erreichen können. Dann solle er sich sofort den Sandwichsinseln zuwenden und einen Offizier mit Berichten über seine Entdeckungen nach Panama senden. Im Uebrigen überließ man dem Unternehmungsgeiste Franklin's freien Spielraum. Man vertraute seiner Umsicht und Sorgfalt die Gesundheit seiner Mannschaft und die Erhaltung seiner Schiffe, namentlich in Betreff der Winterquartiere und des Verkehrs mit feindseligen Eskimo's. Man forderte ihn endlich auf, von Zeit zu Zeit versiegelte Flaschen oder kupferne Cylinder in's Meer zu werfen, in welchen Papiere mit den Resultaten seiner wissenschaftlichen Forschungen niederzulegen seien.

Von den Segenswünschen der Nation und von den Hoffnungen der Wissenschaft begleitet, verließ die Expedition am 19. Mai 1845 den Hafen von Greenhithe. Ein Transportschiff folgte ihr bis zu den Walfischinseln und wurde von dort am 12. Juli mit Depeschen und Briefen zurückgesandt. Diese Briefe athmen die ungetrübteste Heiterkeit und das freudigste Vertrauen. In übersprudelndem Humor fordert Commodore Fitzjames seine Freunde auf, künftig ihre Briefe an ihn über Petersburg nach Kamtschatka zu adressiren, wo sie ihn unfehlbar am sichersten treffen würden, und der Eismeister Blenky schreibt seiner Frau, sie solle ihn vor 5 bis 6 Jahren nicht zurückerwarten, da an dem Gelingen der Unternehmung kein Zweifel sei, wohl aber Zeit erforderlich sein werde. Wenige Tage nach dem Datum dieser Briefe, am 22. und 26. Juli, trafen noch zwei Walfischfänger mit der Expedition zusammen, und auch sie wissen nicht genug von der freudig erregten, zuversichtlichen Stimmung der Mannschaft zu erzählen. Der Letztere, Cap. Dannett, fand die beiden Schiffe an einem schwimmenden Eisberge verankert, und er berichtet selbst, daß das günstige Wetter im Verlauf der nächsten drei Wochen ein rasches Vordringen zum Lancastersunde in Aussicht stellte.

Zwei Jahre verflossen seitdem, ohne daß irgend eine Kunde von Franklin einlief, und die stolze Zuversicht, mit welcher man einst die Expedition ausgerüstet, wich bald einer düsteren, unheimlichen Stimmung. Noch wagte man nicht, diesen Ahnungen bestimmte Gestalt zu geben. Ein spurloses Verschwinden von Schiffen im Eismeer war ja in neueren Zeiten unerhört. Wie sollte nun vollends eine so glänzend, mit den bewährtesten Hülfs- und Sicherungsmitteln ausgerüstete Expedition rettungslos bis auf den letzten Mann vernichtet sein? Man gedachte zwar der Gefahren der Eisstürme, der Gefahr

des Erdrücktwerdens zwischen zwei zusammenstoßenden Eisbergen. Aber auch aus einem solchen Begegniß ersah man bei einer so beherzten und geübten Mannschaft keine Besorgniß; hatten sich doch schon Tausende von Walfischfängern nach Zertrümmerung ihrer Schiffe über die Eisfelder gerettet und glücklich die Heimat wieder erreicht! Man redete sich sogar ein, günstige Anzeichen in diesem Ausbleiben von Nachrichten sehen zu müssen. Aus dem Innern jenes Eislabyrinths oder des fernen Polarbeckens, welches Franklin's Schiffe jetzt vielleicht durchfurchten, war ja eine Kunde viel schwieriger zu geben, als bei einem gehinderten Vordringen oder gar einer gezwungenen Rückkehr. Franklin's Charakter war ja überdies der Art, daß er gewiß Alles aufbot, sein Ziel zu erreichen, und daß er nicht davor zurückschreckte, einige Jahre mehr auf diese Aufgabe zu verwenden. Auch gestattete ihm das ja seine Ausrüstung, die allerdings nur auf drei Jahre berechnet, doch reichlich auf vier bis fünf Jahre ausreichen konnte.

Der Erste, welcher der immer düsterer werdenden Ahnung Worte lieh, war der Nestor der arktischen Seefahrer, John Roß. Schon am 28. September 1846 bestürmte er die Admiralität mit der Bitte, ihm eine Expedition zur Auffsuchung der Vermißten anzuvertrauen. Man wies ihn freundlich zurück. Aber John Roß ließ nicht nach mit Drängen und berief sich auf vertrauliche Aeußerungen Franklin's, welche ein Abweichen von seiner mitgenommenen Instruction wahrscheinlich machen sollten. Die arktischen Autoritäten, die man zu Rathe zog, erklärten sich entschieden gegen eine solche Annahme, als mit dem offnen Charakter Franklin's unvereinbar. John Roß wandte sich nun mit seinen Plänen und Befürchtungen an die Gesellschaft der Wissenschaften und die geographische Gesellschaft. Es begannen neue Erörterungen, die Oeffentlichkeit bemächtigte sich der Sache, und bald war die Theilnahme der ganzen Nation lebendig. Die Admiralität mußte endlich dem Drängen der öffentlichen Meinung nachgeben und beschloß Rettungsexpeditionen auszusenden, wenn auch das Ende des Jahres 1847 keine Kunde von den Vermißten bringe.

Nun aber trat erst die Schwierigkeit der Rettung in's volle Licht. Wo sollte man die Vermißten suchen? Nach dem Wortlaute der Instruction konnte Franklin im Westen der Barrowstraße eine dreifache Richtung, eine südliche, eine westliche oder eine nordwestliche, eingeschlagen haben. In welche Kanäle oder Buchten oder Meeresbecken einer dieser Wege ihn geführt hatte, war unberechenbar. Ja der Kanal, dessen offenes Fahrwasser ihn zur Einfahrt verlockt hatte, konnte

sich hinter ihm geschlossen haben und nun jedem Späterkommenden starre Eiswälle entgegenhalten. Noch verwickelter wurde die Rettungsaufgabe, wenn man an die möglichen, durchaus in dem Rechte des Befehlshabers einer solchen Expedition liegenden, ja vielleicht durch Zufall gebotenen Abweichungen von der Instruction dachte. Immer bestimmter tauchten verschiedene Privatäußerungen Franklin's und seiner Gefährten auf, welche auf eine Absicht Franklin's hindeuteten, der Reihe nach alle Sunde und Kanäle zu versuchen, die irgend welche Hoffnung eines Zugangs zum offnen Polarmeere erwecken möchten. Dazu kam die Erinnerung an die sanguinischen Pläne der jüngeren Mannschaft dieser Schiffe, deren Mancher bereits von einer arktischen Reise um die Welt geträumt hatte.

In diesem Chaos der Vermuthungen mußte die Admiralität ihre Instruction als den einzigen leitenden Faden festhalten. Die erfahrensten arktischen Seefahrer einigten sich zu der Ansicht, daß Franklin irgendwo jenseits des Cap Walker aufgehalten oder mit seinen Fahrzeugen eingefroren sein werde. Dorthin also mußte sich zunächst die Nachsuchung wenden. Zugleich aber wollte man auch nicht versäumen, das nordamerikanische Küstengebiet erforschen zu lassen, wohin jedenfalls die Vermißten im Falle des Verlustes ihrer Fahrzeuge ihre Zuflucht genommen haben mußten.

Der Herbst des Jahres 1847 ging zu Ende; die letzten Walfischfahrer kehrten aus der Davisstraße heim; aber Niemand brachte eine Kunde. Von der amerikanischen Nordküste kehrte Dr. Rae zurück, der im Dienste der Hudsonsbaigesellschaft eine kühne Entdeckungsreise nach der Melvillehalbinsel und dem Golf von Boothia ausgeführt hatte; auch er hatte keine Spur von dem Schicksal Franklin's aufgefunden. Da begann jene lange Reihe von großartigen und heldenmüthigen Unternehmungen, die als unvergeßliches Denkmal von Menschenliebe und muthvoller Aufopferung in alle Zeiten glänzen wird, eine Reihe von Unternehmungen, die keinen Zweifel und keine Engherzigkeit aufkommen ließ, die Nationen zum Wetteifer anregte und Private und Regierungen zu freigebigen Spenden begeisterte!

Der Plan des großen Rettungswerkes war in solcher Großartigkeit und mit solcher Umsicht und Sorgfalt angelegt, daß sich die Hoffnungen für Franklin und seine Gefährten neu belebten und hoben. Man hatte sich eine dreifache Aufgabe gestellt. Zuerst galt es, die Gegenden, welche den Vermißten, wenn sie wirklich bereits ihrer Fahrzeuge durch irgend ein Mißgeschick beraubt waren, zur nächsten Zuflucht

dienen mußten, nicht blos zu durchforschen, sondern auch mit Lebensmitteln zu versorgen. Ferner erschien es nothwendig, den Vermißten auf den wahrscheinlich von ihnen eingeschlagenen Wegen nachzufolgen. Endlich mußte man ihnen auch von dem Zielpunkte ihrer Reise, von der Behringsstraße her entgegenzukommen suchen.

Durch das Gelingen der drei Expeditionen, welche diese dreifache Aufgabe erforderte, war die Erkundung fast der ganzen amerikanischen Nordküste des Wollastonlandes, der Barrowstraße, des Melvillesundes und der südlichen Theile jener Inselwelt gesichert, von deren Gestaltung das Gelingen einer Durchfahrt fast allein noch abzuhängen schien. Allen drei Expeditionen war, wenigstens für einen Theil ihrer Mannschaften, als letzter Vereinigungspunkt das Mackenziedelta angewiesen, wohin die erste Expedition unmittelbar ihren Lauf richtete, jede der beiden andern aber mittelst Boote oder Schlitten Streifpartien absenden sollte.

Der Schauplatz des ersten Theiles dieses Rettungswerkes umfaßte das ungeheure nördliche Küstengebiet des amerikanischen Continents. Ueber die Wahl des Mannes, welchem man diese schwierige Aufgabe anvertrauen sollte, konnte man keinen Augenblick im Zweifel sein. John Richardson, der Freund und Gefährte Franklin's auf jener furchtbaren Wanderung nach der Mündung des Kupferminenflusses, hatte sich freiwillig zur Uebernahme bereit erklärt. Als Begleiter wählte dieser den so eben von seiner kühnen und erfolgreichen Entdeckungsreise in eben jenen amerikanischen Polarstrichen zurückgekehrten John Rae, Handelsaufseher der Hudsonsbai-Compagnie, einen Mann von seltner Tüchtigkeit, der, von der allgemeinen Bewegung für die Vermißten hingerissen, keinen Augenblick Bedenken trug, den eben überstandenen Gefahren auf's Neue zu trotzen.

Schon im Sommer 1847 begannen die Vorbereitungen für diese wichtige Expedition. Namentlich wurden Boote mit Mannschaften und Vorräthen an den Mackenziefluß vorausgeschickt, damit Richardson und Rae im Sommer 1848 ohne weiteren Verzug von dort aus ihre Aufgabe beginnen konnten. Eine besondere Sorgfalt wurde auf Bereitung der Lebensmittel verwendet, die ja zugleich zur Verpflegung der Vermißten an zahlreichen Plätzen eingegraben werden sollten. Es galt, ein Nahrungsmittel zu schaffen, das bei möglichst geringem Umfang und Gewicht doch den reichlichsten und gesündesten Nahrungsstoff enthielt. Als solches wählte Richardson den Pemmican, dessen Bereitungsweise von den nordamerikanischen Eingeborenen entlehnt, aber nun

durch die Hülfsmittel der Civilisation wesentlich verbessert wurde. Den Hauptbestandtheil dieses Pemmican liefern die besten Stücke des dicken Ochsenfleisches, die in dünne Streifen geschnitten, von Fett und Sehnen gereinigt und so ausgetrocknet werden, daß sie zerrieben werden können. Die nordamerikanischen Indianer hängen diese Fleischstreifen in Rauch, um zugleich die Fliegen abzuwehren, und zerreiben sie zwischen zwei Steinen über einer Bisamstierhaut, vermischen das Fleischpulver dann mit einer gleichen Gewichtsmenge von Talg oder Schmalz und schlagen die Masse dann in Quantitäten von 80 bis 90 Pfd. in Stierhäute ein. Richardson benutzte eine große Malzdarre zum Austrocknen des Fleisches und ließ die trocknen Stücke in einer Mühle in Mehl verwandeln. Zur Erhöhung der Schmackhaftigkeit wurde außer geschmolzenem Speck auch Korinthen und Zucker hinzugefügt. Diese Masse wurde endlich zu je 85 Pfund in zinnerne Büchsen eingestampft und durch einen Ueberguß von Schmalz, wie durch hermetischen Verschluß der Büchsen gegen jede Verderbniß gesichert. Man erhielt so ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel von vierfach größerem Nahrungsgehalt, als ein gleiches Gewicht des besten Fleisches, das zugleich für lange Jahre Dauerhaftigkeit versprach und in der That bewährte.

So vortrefflich alle Vorbereitungen getroffen waren, und so glücklich sich auch anfangs Alles zu dieser Expedition anließ, so stellte sich doch bald mannigfaches Mißgeschick ein. Erst wurden die Transportschiffe, welche die Boote und Vorräthe nach der Yorkfactorei bringen sollten, durch den verspäteten Eisgang der Hudsonsbai lange Zeit aufgehalten. Dann zeigten in Folge eines ungewöhnlich trocknen Sommers die nördlichen Flüsse einen so niedrigen Wasserstand, daß man genöthigt war, einen Theil der aus England herübergeschafften Vorräthe zurückzulassen. Dazu kam, daß durch das Fehlschlagen der letzten Büffeljagden im ganzen Gebiete der Hudsonsbailänder ein drückender Nahrungsmangel herrschte, so daß voraussichtlich ein Theil des für die Verproviantirung der Vermißten bestimmten Pemmicans zum Unterhalt der Rettungsmannschaft verwendet werden mußte. Endlich trat eine ganz unerwartete Abneigung aller Bewohner der Hudsonsbailänder gegen jede Theilnahme an der Expedition hervor, und selbst das Versprechen unverhältnißmäßig hohen Lohnes fruchtete kaum.

Am 25. März 1848 verließen dennoch Richardson und Rae England, und am 13. Juni trafen sie bereits in Cumberlandhouse am Fichteninsel-See ein. Hier hatte die Transportmannschaft den Winter

zugebracht, war aber bereits wieder aufgebrochen und nur durch den Unfall, daß eine Seuche sie sämmtlicher Packpferde beraubte, und Gepäck und Boote nun auf den Schultern der Männer getragen werden mußten, an der Erreichung des Mackenzie- oder vielmehr Athapeskaflusses, wie dieser Strom in seinem oberen Laufe heißt, gehindert worden. Richardson und Rae holten daher bald ihre Transportmannschaft ein und setzten mit einem auserlesenen Theil derselben ihre Reise auf dem Mackenzieflusse fort, während sie den andern Theil an den großen Bärensee sandten, um dort ein Winterhaus für ihre Aufnahme nach der Rückkehr vom Eismeere zu errichten. Am letzten Juli erreichten die Reisenden das Mackenziedelta, und bald schwammen sie in das Eismeer hinaus. Bis zum Cap Bathurst war das Meer ziemlich eisfrei und Küsten und Inseln von zahlreichen Eskimo's belebt, bei denen man aber vergeblich nach Spuren oder Nachrichten von Franklin und seinen Gefährten forschte. Als man aber weiter gegen Osten vordrang, begann der Kampf mit dem wildtobenden Treibeis. Vergeblich versuchte man über die Dolphin- und Union-Straße das jenseitige Wollastonland zu erreichen, und schmerzlich wandten sich die Blicke auf die so nahe und doch so unerreichbare Küste, die, wenn sie, wie die Vermuthung nicht so fern lag, die vermißte Schaar trug, sie mit unlöslichen Banden an ihr Elend fesselte. Immer schwieriger wurde das Vordringen. Boote und Vorräthe mußten nun längs der wilden, felsigen Küste getragen werden; ein Boot ließ man bereits zurück, und nur die Hoffnung, jenseits des Kap Krusenstern an der Mündung des Kupferminenflusses wieder offenes Fahrwasser zu finden, trieb noch vorwärts. Aber vergebliche Hoffnung! So weit das Auge reichte, blickte es auch dort nur auf eine eisbedeckte, tosende See! Schon trat neues Frostwetter ein, wechselnd mit düstern Nebeln und Schneegestöber; schon verkündete das Brausen des Nordwindes das Nahen des arktischen Winters. Eskimo's anzutreffen, von denen man Nachrichten hätte einziehen können, war schon seit dem Cap Parry aufgegeben. So wurde denn die Rückkehr beschlossen, in düsterer, niedergeschlagener Stimmung; denn man hatte fruchtlos alle diese Mühen getragen. Zwei Boote, die Zelte, eine Menge von Kochgeschirren und andere Geräthschaften, die man mit so großem Kraftaufwande bis hierher getragen hatte, wurden zurückgelassen und der Zerstörung der Elemente preisgegeben.

Am 3. September traten die 18 Männer ihren beschwerlichen Rückweg an, und am 15. September erreichten sie das inzwischen er-

baute Winterhaus am Bärensee. Von hier aus sandte Richardson mit schwerem Herzen den ersten Bericht über sein Mißgeschick nach Europa. Am 7. Mai des folgenden Jahres kehrte er selbst nach England zurück und überließ es seinem Gefährten Rae, noch einmal den Versuch zu wagen, die Küsten des Wollastonlandes zu erreichen. Aber auch dieser Versuch scheiterte an den wilden Eismassen der Polarsee. So war das Endergebniß dieser so hoffnungsvoll begonnenen Expedition ein überaus niederdrückendes. Man hatte nichts erkundet, als die traurige Unwirthlichkeit dieser Gegenden, man hatte höchstens ermittelt, daß der Küstenstrich zwischen Mackenzie- und Kupferminenfluß von den Vermißten noch nicht betreten war; man hatte den einzigen Trost gewonnen, daß wenigstens an einzelnen Punkten dieser Küste, an den Vorgebirgen Bathurst, Parry und Krusenstern, durch die niedergelegten Vorräthe den Vermißten im Falle ihres späteren Eintreffens eine Hülfe gewährt war.

Gegen den Sommer 1848 verließ auch die zweite Expedition, welche dem von Franklin muthmaßlich eingeschlagenen Wege durch die Barrowstraße folgen sollte, Englands Küsten. Es war die Expedition, auf deren Ausrüstung man die größte Sorgfalt verwandte, da sich an sie die hochgehendsten Erwartungen knüpften. Die Schiffe Enterprise und Investigator, welche man dazu auswählte, übertrafen an Größe und Festigkeit noch den Erebus und Terror, und der Führer der Expedition war derselbe James Roß, der bereits 4 Jahre lang die vermißten Fahrzeuge durch die Eismeere des südlichen Poles geführt hatte. Auch die Mannschaft zeichnete sich durch Entschlossenheit und Tüchtigkeit aus, und ihre Offiziere, unter denen M'Clure, M'Clintock, Barnard u. A., bildeten den Stamm einer jungen, thatkräftigen Generation britischer Seemänner. Die Aufgabe dieser Expedition war eine außerordentlich umfassende und weitverzweigte. Sie erstreckte sich über die Barrowstraße, den Wellingtonkanal und den Melvillesund, sollte durch Streifpartien aber auch die Küsten von Nord-Sommerset und Boothia Felix, ja sogar das Banksland berühren und sich mit der Expedition Richardson's am Mackenziedelta in Verbindung setzen. Zu diesem Zwecke sollte der Investigator in der Gegend des Cap Walker, die Enterprise im Winterhafen an der Melvilleinsel überwintern. Ein beigegebenes Dampfboot sollte dann im nächsten Frühjahr nach dem Lancastersund zurückkehren und dort weitere Instructionen in Empfang nehmen.

So umfassend der Plan dieser Expedition angelegt war, so konnte sie dennoch nicht genügen, das ganze ungeheure Gebiet zu erforschen, in welchem die Vermißten umherirrten. Ueber den von Franklin eingeschlagenen Weg besaß man immer noch keine Kunde. Vergeblich hatte man in allen Häfen, bei allen Walfischfahrern Nachfragen angestellt; Niemand hatte von Franklin's Schiffen etwas gesehen, Niemand eine Flasche oder einen Cylinder mit Nachrichten von Franklin aufgefangen. Alle Fahrstraßen aber zu verfolgen, die von der Baffinsbai aus durch das Polarmeer führten, dazu hätten zahlreiche Schiffe gehört. Man versuchte daher gleichzeitig durch Zusicherung von Prämien private Nachforschungen anzuregen. Schon am 6. März 1847 erließ die Admiralität eine Aufforderung dieser Art und setzte die Belohnung für jedes Auffinden von Spuren der Vermißten im folgenden Jahre auf 100 Guineen fest. Am 20. März 1848 erließ auch Lady Franklin einen Aufruf, welcher Jedem, der den Vermißten zu Hülfe kommen werde, eine Belohnung von 1000 Pfd. St., ja sogar die doppelte Summe für den Fall einer besonders zeitigen Ausfahrt einer solchen Privatunternehmung zusicherte.

Durch wiederholte Hindernisse aufgehalten, verließ Roß mit seinen Schiffen erst am 12. Juni die englischen Küsten, und das Glück begünstigte ihn anfangs so, daß er bereits am 13. Juli die Weiterreise von Upernavik antreten konnte. Nun aber begannen die Schwierigkeiten. Der Sommer des Jahres 1848 war im hohen Norden ein so ungünstiger gewesen, daß das Packeis in ungewöhnlichen Massen die grönländischen Küsten belagerte. Erst am 20. August gelang es Roß unter furchtbaren Gefahren nach der Westseite der Baffinsbai durchzudringen. Hier fand er eine völlige Einöde. Kein Walfischfahrer, kein Eskimo zeigte sich, von dem man eine Kunde über Franklin hätte einziehen können. Vergeblich wurden die Küsten nach Spuren von Franklin's früherer Anwesenheit durchforscht. Auf der Leopoldinsel, gleichsam am Kreuzungspunkte vier großer Wasserstraßen, des Lancastersunds, der Barrowstraße, der Regent-Einfahrt und des Wellingtonkanals, legte Roß Vorräthe für die Gesuchten nieder und suchte durch Signalstangen, durch Inschriften auf Felsen, durch ausgeworfene Flaschen den Vermißten die Nachricht davon zugänglich zu machen. Als er zur Nordseite der Barrowstraße vordringen wollte, erkannte er mit Schmerz, daß der diesjährigen Thätigkeit bereits ein nahes Ziel gesteckt sei. Die Packeismassen sammelten sich mächtiger, die Tage wurden düstrer, der Winter war im Anzuge. Kaum gelang es ihm noch unter

peinlichen Kämpfen mit Sturm- und Nebelwetter den Leopoldhafen zu erreichen. Hier verlebte man den Winter in tiefer Niedergeschlagenheit und Verstimmung und nur durch die Vorbereitungen für den Feldzug des nächsten Frühjahrs einigermaßen belebt. Während des Winters fing man weiße Füchse ein und entließ sie mit kupfernen Halsbändern versehen, welche Nachrichten über den Aufenthalt ihrer Schiffe und die eingegrabenen Vorräthe enthielten, wieder in die Freiheit, in der Hoffnung, daß sie Franklin's Gefährten in die Hände fallen könnten. Mit dem Frühjahr begannen die Streifzüge mittelst Schlitten fast durch ganz Nordsommerset; aber auch sie dienten nur dazu, durch den überall sich darbietenden Anblick ununterbrochener Eisflächen die Hoffnung auf ein weiteres Vordringen herabzustimmen.

Ehe Roß am 28. März 1849 das Eisgefängniß seines Winterhafens verließ, errichtete er noch ein Haus, das er mit Lebensmitteln, Kleidern und Brennmaterial zur Aufnahme der vielleicht hierhergelangenden Vermißten ausstattete. Dann wandte er seine Schiffe nach dem Wellington-Kanal. Bald aber sah er sich von wogenden Treibeismassen umgeben, die sich, in Folge eingetretenen Frostes, zu einer festen Masse zusammenschlossen, welche zu durchschneiden selbst seine 13 Fuß langen Sägen nicht ausreichten. Unwiderstehlich trieb ein mäßiger Westwind die mächtige Eisflarde mit den Schiffen nach Osten, und erst in der Baffinsbai löste sich das Eisfeld durch den Zusammenstoß mit riesigen Eisbergen auf. Man fand sich nun wieder in offener See; aber der 25. September war bereits herangekommen; die Küsten waren unzugänglich durch Eis, der Lancastersund versperrt, und so blieb kein Ausweg, als — die Rückkehr nach England.

Mit welchen Gefühlen Roß und seine Gefährten diese Rückkehr antraten, läßt sich denken. Sie, die man zuversichtlich als Retter der Vermißten zu begrüßen gehofft hatte, sollten nun ihre Heimat wieder betreten, ohne auch nur das eigentliche Feld ihrer Aufgabe erreicht zu haben! Nachrichten von der verspäteten Ankunft der Schiffe im Lancastersund waren bereits durch einen aufgefischten Cylinder an die britische Admiralität gelangt, und diese bot Alles auf, die darin von Roß ausgesprochene Absicht, im nächsten Jahre den Investigator nach England zurückzuschicken, zu verhindern. Sie hatte bereits, um dem rückkehrenden Schiffe zu begegnen, ein starkgebautes Bombenschiff, den Nordstern, unter der Führung des Schiffsbaumeisters Saunders abgesandt und durch Walfischfahrer Cylinder mit Depeschen für den Investigator an den Küsten der Baffinsbai niederlegen lassen. Alle diese

Maßregeln waren mit einem Schlage vereitelt, als James Roß so unerwartet auf englischem Boden erschien. Auch der Nordstern kehrte im folgenden Jahre zurück, ohne daß es ihm auch nur gelungen wäre, den Lancastersund zu erreichen.

Die unglücklichen Erfolge dieser Expeditionen, auf welche man die größten Hoffnungen gebaut hatte, ließen kaum noch einige Aufmerksamkeit für die dritte, nach der Behringsstraße bestimmte übrig, auf die man schon von vornherein nicht viel gegeben hatte. Sie war überhaupt nur ausgesandt, um den Vermißten bei ihrer möglichen Ankunft in der Behringsstraße Aufnahme und Verpflegung zu sichern. Bestimmt war dazu das Schiff „Plover" unter Führung des Commodore Moore, dem sich im Hafen von Panama Capitain Kellett mit dem Inspectionsschiff „Herald" anschließen sollte. Die beiden Schiffe verfehlten indeß einander in Folge der schlechten Segelkraft des Plover, der erst im August die Sandwichsinseln erreichte und nach vergeblichen Versuchen, noch vor dem Winter durch die Behringsstraße vorzudringen, im Hafen von Anadyr an der asiatischen Küste zu überwintern gezwungen wurde; während der Herald, nachdem er bis zum Kotzebuesund dem Plover nachgeforscht hatte, nach dem Hafen von Mazatlan zurückkehrte. Erst im Laufe des folgenden Sommers trafen beide Schiffe unerwartet im Kotzebuesund zusammen und begannen nun ihre gemeinsame Aufgabe, die vorzüglich in einer Bootexpedition an die Mündung des Mackenzieflusses bestand. Hierbei erhielten sie eine unerwartete Hülfe durch einen Mann, der der Welt das Beispiel einer seltnen Hochherzigkeit gab. Es war ein ehemaliger Steuermann der britischen Marine, Namens Robert Shedden. Auf einer Reise um die Welt begriffen, hatte ihn zu Hongkong die Kunde von den Expeditionen zur Rettung Franklin's erreicht und mit solcher Gewalt ergriffen, daß er sofort den Entschluß faßte, sich mit seiner Yacht diesem Rettungswerk zu widmen. Im Kotzebuesund schloß er sich der Bootexpedition an. Leider zeigte sich sein schwaches Fahrzeug bald unfähig zu einer so gefahrvollen Fahrt durch das Eismeer, und am Cap Barrow zur Rückkehr gezwungen, spendete er seinen weiter vordringenden Gefährten, um doch einigen Theil an dieser Rettung zu haben, den größten Theil seiner Vorräthe. Leider trug dieser hochherzige Mann bereits den Keim einer tödtlichen Krankheit in sich, und schon am 17. Nov. desselben Jahres erreichte ihn im Hafen von Mazatlan der Tod.

Auf diese Weise reich mit Vorräthen ausgestattet, die schon vorher durch den Fund eines von Beechey im J. 1826 auf der Chamisso-

Insel eingegrabenen Fasses Mehl bereichert waren, und so in den Stand gesetzt, zahlreiche Punkte der amerikanischen Küste für die Vermißten zu verproviantiren, vollendete die Bootexpedition unter Führung des Lieutenant Pullen ihre gefahrvolle Aufgabe in glänzender Weise. Trotz furchtbarer Schwierigkeiten und Gefahren gelang es zwei Booten, den Mackenzie zu erreichen. Pullen war bereits, nachdem er den Winter in Fort Simpson zugebracht hatte, auf der Heimreise nach England begriffen, als ihn eine Botschaft der Admiralität erreichte, welche außer seiner ehrenvollen Beförderung den Auftrag enthielt, noch einmal in das Eismeer zurückzukehren und theils einen Streifzug an die Küsten von Victoria- und Wollaston-Land, theils eine Bootfahrt nach dem Bankslande zu versuchen. Diese Expedition des Jahres 1850 blieb leider erfolglos. Unabsehbare Eismassen hemmten jedes Vordringen, und Pullen mußte sich glücklich preisen, als er am 27. August die Mündung des Mackenzie wieder erreichte. Nach drei inmitten des Eises verlebten Jahren kehrte der unerschrockene und doch leider in seinen Erwartungen so bitter getäuschte Mann über die Yorkfactorei nach England zurück.

Der Plover und Herald hatten indessen den Rest des Sommers 1849 benutzt, um die Polarsee im Norden der Behringsstraße zu erforschen. Aber der Anblick einer im Nordwesten sich erhebenden, bisher unbekannten Landbildung war ihr einziges Resultat.

Das waren die Erfolge der so großartig und so hoffnungsvoll ausgerüsteten Expeditionen der Jahre 1848 und 1849. Sie hatten über das Schicksal der Vermißten nichts erkundet, als die Wahrscheinlichkeit, daß die amerikanische Küste von der Behringsstraße bis zum Kupferminenflusse noch nicht von ihnen betreten war. Aber auf ihrem Wege war man ihnen noch nicht einmal über die Barrowstraße hinaus gefolgt.

Fünf Jahre waren nun verflossen, seit die Franklin'sche Expedition die englischen Küsten verlassen, und noch war nicht der kleinste Lichtstrahl in das Dunkel gefallen, welches über dem Schicksal der Vermißten schwebte. Noch wagte man die Hoffnung ihrer Errettung nicht ganz aufgeben zu dürfen, da, wenn nicht gerade eine besondere, kaum zu befürchtende Katastrophe dem Leben der Unglücklichen ein Ende gemacht hatte, sie wenigstens geraume Zeit theils durch die mitgenommenen Vorräthe, theils durch den Ertrag der Jagd vor dem Hungertode gesichert schienen. Durch wiederholte Erkundigungen war es verbürgt, daß alljährlich Renthierheerden nach dem Wollaston- und Victorialande

hinüberziehen, und daß es in jener Inselwelt, in welche man die Vermißten verschlagen glauben mußte, im Sommer nie an Vögeln und Seehunden fehlen konnte. Da kamen nach einander die Schreckensnachrichten von dem gänzlichen Fehlschlagen aller jener so großartig ausgerüsteten und mit so stolzer Zuversicht in die Polarnacht hinausgesandten Expeditionen der Jahre 1848 und 1849. Alle Hoffnungen waren plötzlich vernichtet, und ein dumpfes Gefühl der Ohnmacht trat an ihre Stelle. Es war ein unheimlicher Zustand, der um so unheimlicher wurde, als von Zeit zu Zeit trügerische Gerüchte immer wieder die Hoffnung belebten, um die Enttäuschung desto niederschlagender empfinden zu lassen. Verschiedene Walfischfahrer hatten in den letzten Jahren aus dem Munde der Eskimo's allerlei räthselhafte Nachrichten geschöpft, welche auf eine Anwesenheit der vermißten Schiffe bald in der Prinz-Regent-Einfahrt, bald im Norden der Barrowstraße, bald jenseits der Melvillebai deuteten. Um das Thatsächliche dieser Gerüchte zu ergründen, veranlaßte im J. 1849 der Bruder eines der Vermißten, der Arzt Goodsir, der Walfischfahrer William Penny zu einer gemeinsamen Fahrt in die Baffinsbai und den Lancastersund. Aber der einzige Erfolg dieser Unternehmung war die Ueberzeugung, daß man nicht vorsichtig genug die lügenhaften Berichte der Eskimo's aufnehmen könne, und die Erzählungen von den Gefahren der arktischen Meere trugen nur dazu bei, die allgemeine Hoffnungslosigkeit zu vergrößern.

Mitten in dieser düstern, verzweiflungsvollen Stimmung wird uns der erhebende Anblick einer Behörde, die, gehoben von dem Bewußtsein der Pflicht, sich über alle Widerwärtigkeiten zu lebensvoller Thatkraft aufschwingt. Keinen Augenblick hatte die britische Admiralität gezweifelt, daß das bisherige Mißlingen zu einem Aufgeben der Rettungspläne führen dürfe. Schon im J. 1849 hatte sie versucht, durch Ausschreiben von Belohnungen einen allgemeinen Wetteifer für die Aufsuchung der Vermißten hervorzurufen. Am 23. März sicherte sie dieselbe Summe von 20,000 Pfund, welche einst für die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzt war, Jedem zu, welchem Lande und Volke er angehören möge, dem es gelingen werde, die Mitglieder der vermißten Mannschaft zu retten. Gleichzeitig erhöhte Lady Franklin den von ihr ausgesetzten Preis auf 3000 Pfd. Freilich stellte es sich bald unzweifelhaft heraus, daß von den Walfischfahrern wenig für die Rettung der Vermißten zu hoffen stand. So kühn, so umsichtsvoll auch die meisten dieser Männer sein mochten, so hingen sie doch in ihren Unternehmungen gänzlich von den Besitzern ihrer Fahrzeuge ab,

denen sie für die Erfolge der Fahrt, für das Leben und die Gesundheit der Leute, für ihr Eigenthum und Habe verantwortlich waren. Zudem besaßen sie meist zu geringe Bildung und hatten in Folge dessen leider bereits bewiesen, daß durch ihre Leichtgläubigkeit gegen trügerische Eskimoberichte nur Verwirrung in die Rettungspläne gebracht wurde. Alle Hoffnung beruhte daher auf der Kraft der britischen Marine. Wahrhaft überraschend war aber auch die Großartigkeit der neuen Rettungs-Expeditionen, welche diese jetzt unverzögert in's Werk setzte. Es war, als ob es einem kühnen Feldzuge gelte, nicht der Aufsuchung von 168 englischen Seeleuten. Es waren nicht mehr einzelne Schiffe, es waren ganze Flotten, die man in das wilde Polarmeer hinaussandte.

Vor Allem galt es, einen Plan für die neueren großartigen Rettungsexpeditionen zu entwerfen. Den eingezogenen Ermittelungen zufolge war das Jahr 1845 der Schifffahrt in den arktischen Meeren außerordentlich günstig gewesen, und es ließ sich kaum anders erwarten, als daß Franklin bereits im ersten Jahre schnellen Laufes nach Westen vorgedrungen sei. Die Erfolglosigkeit der bisherigen Nachsuchungen in der Baffinsbai und Barrowstraße waren damit erklärt, da sie sich fast nur auf Küsten und Buchten beschränkt hatten, die Franklin auf seinem Fluge kaum berührt, kaum eines Blickes aus der Ferne gewürdigt haben konnte. Der Aufenthalt der Vermißten mußte daher weiter im Westen gesucht werden, und aus dem Mangel an Spuren ihrer Anwesenheit an den Küsten des Continentes, wie im Süden der Barrowstraße schien hervorzugehen, daß jene Inselwelt, welche nur einmal bisher von Europäern betreten, ja zum Theil nur aus der Ferne gesehen war, die sogenannten Parry-Inseln, die Melvilleinsel und das Banksland, am wahrscheinlichsten als der Leidensschauplatz der Vermißten anzunehmen sei. Das war freilich ein weites und verschlungenes Gebiet. Aber es erweiterte sich noch, als immer bestimmtere Andeutungen hervortraten, daß Franklin geneigt gewesen sei, durch den Jonessund statt durch den Lancastersund nach Westen vorzudringen. Mochten auch seine Instructionen dagegen sprechen, so konnten doch außerordentliche Umstände ihn auch zu außerordentlichen Maßregeln berechtigen.

Dies weite Gebiet von allen Seiten her zu durchforschen, war der hochherzige Plan der Expeditionen, die nicht zum Zwecke wissenschaftlicher Entdeckungen, sondern allein und ausdrücklich zur Rettung von Menschenleben unternommen wurden. Man darf sich nur das ergreifende Bild vergegenwärtigen, welches die Lage jener unglücklichen

Mannschaft darbieten mußte, die vor 5 Jahren mit so stolzen Entwürfen die Heimat verließ, und die nun in jenen traurigen Eiswüsten, vielleicht bis auf Wenige zusammengeschmolzen, aller Mittel zur Heimkehr beraubt, gebrechlich, vom Hunger bedroht, mit steigender Verzweiflung den Rettern entgegenharrte, um die Begeisterung zu begreifen, die damals durch ganz England, ja über die ganze gebildete Welt für diese Pläne aufflammte. Das britische Parlament trat mit ernster und fester Entschiedenheit für dieses Rettungswerk ein, und das Admiralitätsamt wurde Wochen lang förmlich belagert um die Gunst der Theilnahme an diesen Expeditionen.

Unter diesen Bewerbern war ein Mann, der in den letzten Jahren sowohl durch seine Zuverlässigkeit, seinen Scharfblick, seine Kenntniß der arktischen Gebiete, als durch seinen thätigen Eifer für die Auffindung Franklin's die Aufmerksamkeit der Admiralität in hohem Grade auf sich gezogen hatte. Dieser Mann war der Walfischfahrer-Capitain William Penny. Seit 30 Jahren hatte er bereits die arktischen Meere durchstreift; denn schon als zwölfjähriger Knabe hatte er seinen Vater auf den Walfischfang begleitet. Stets war er im Frühjahr der Erste, im Herbst der Letzte auf dem gefahrvollen Jagdplatz. Kühn hatte er oft selbst die entlegensten Stationen überschritten, und nie hatte er einen Unfall erlitten. Jeder hörte gern seinen Rath, und die ältesten Walfischfahrer folgten der Bahn seines Schiffes. Ihm vertraute die Admiralität die Führung der ersten der für die Barrowstraße bestimmten Expeditionen. Wie es überhaupt die Admiralität dies Mal für zweckmäßig hielt, den Führern der Expeditionen die möglichste Freiheit der Bewegung zu sichern, so beauftragte sie auch Penny mit dem Einkauf der von ihm zu führenden Schiffe. Es waren zwei starke, neugebaute Klipper, welche Penny auswählte, und denen er die bedeutungsvollen Namen „Lady Franklin" und „Sophia" gab, letzteren nach der Nichte Franklin's und treuen Leidensgefährtin seiner schwergeprüften Gattin. Mit diesen Schiffen verließ er am 13. März 1850 unter dem jauchzenden Zuruf einer dichtgedrängten Menge den Hafen von Aberdeen. Sein Plan war zunächst auf den Jonessund gerichtet, durch welchen er zu dem Wellingtonkanal zu gelangen hoffte.

Die zweite und großartigste der Expeditionen, beispiellos in der Geschichte der arktischen Schifffahrt, wurde auf die Empfehlung Parry's der Leitung des Capitain Austin übergeben. Sie bestand aus zwei Segelschiffen, „Resolute" und „Assistance", und zwei Schraubendampfern, „Pioneer" und „Intrepid", welche zum ersten Male

die Kraft des Dampfes im furchtbaren Kampf mit dem Eise der Polarsee bewähren sollten. Sie war vorzugsweise bestimmt, den Melvillesund zu durchforschen und ihre Nachsuchungen durch Schlittenexpeditionen über das ganze ungeheure Inselgebiet bis zum Bankslande auszudehnen. Nie war eine Expedition mit solcher Sorgfalt und solcher Zweckmäßigkeit ausgerüstet, und als sie am 5. Mai die Anker lichtete, folgten ihr die Segenswünsche und die zuversichtlichen Hoffnungen der ganzen Nation.

Aber diese sechs Schiffe waren nicht die letzten, welche das Jahr 1850 auf jenen nordischen Schauplatz aufbrechen sehen sollte. Es lebte in England noch ein Mann, dessen Charakter, zwar vielfältig angefeindet und gewiß nicht ganz unzweideutig, doch in dieser rastlosen, aufopfernden Thätigkeit für die Rettung Franklin's die höchste und ehrendste Bewunderung verdient. Das war der Nestor der arktischen Seefahrer, der nunmehr 74jährige Capitain John Roß. Schon im Jahre 1849 hatte er, überzeugt von der Erfolglosigkeit der damals noch nicht zurückgekehrten Expeditionen, der Admiralität seine Dienste angeboten. Immer auf's Neue zurückgewiesen, wandte er sich mit seinen Anträgen und Rettungsplänen endlich an die Hudsonsbaigesellschaft, welcher schon der Name „Franklin“ die Ehrenpflicht auferlegte, bei diesem Rettungswerke eine thätige Stelle zu übernehmen. Hier fand Roß den erwünschten Anklang. Durch ihre Unterstützung und mit Hülfe von Privatbeiträgen sah er sich bald in den Stand gesetzt, zwei kleine Fahrzeuge, „Felix“ und „Mary“, auszurüsten, um sie frei von jeder lästigen Verantwortlichkeit nach eignem Ermessen durch die arktischen Meere zu führen. Es war am 23. Mai, als auch diese Schiffe die schottischen Küsten verließen.

Aber auch Amerika trat in den edlen Wettkampf ein. Die Sympathien für Franklin in einem Welttheil zu wecken, um dessen Erkundung er sich so außerordentliche Verdienste erworben hatte, das war das Werk seiner edlen Gattin. Lady Franklin hatte es sich seit dem Anfange des Jahres 1848 zur Lebensaufgabe gemacht, für die Vermißten zu wirken, und ihr unerschütterlicher Muth ist es, der die rettenden Nationen bis heute noch nicht die Arme senken ließ. Ruhelos wanderte sie von Küste zu Küste, von Hafen zu Hafen, um in den Hütten der arktischen Walfischfahrer Erkundigungen einzuziehen und Nachforschungen anzuregen. Nur ein Weib ist solcher Opferwilligkeit, solcher Rastlosigkeit, solcher Beredtsamkeit für ein Werk der Liebe fähig. Bewundert von aller Welt, war sie die natürliche Trösterin aller der-

jenigen, denen Freunde und Angehörige durch die Franklin'sche Expedition entrissen waren. Ihre Verwendung suchte, wer nach der Theilnahme an den Rettungsexpeditionen verlangte, unter ihnen der durch seine Reise nach Bokhara bekannte deutsche Pfarrer Wolff.

Von düsteren Ahnungen getrieben, hatte Lady Franklin bereits im Frühjahr 1849 vergeblich die Admiralität bestürmt, neue Expeditionen auszusenden. Da erinnerte sie sich der rührenden Theilnahme, welche sie bereits ein Jahr nach der Abreise ihres Gatten bei einem kurzen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten gefunden hatte. Sie wandte sich deshalb in einem ergreifenden Schreiben an den Präsidenten Taylor, um die Mitwirkung der Vereinigten Staaten an der Rettung der Vermißten zu erbitten. Sie bat nicht vergeblich. Volk und Regierung Amerika's ergriffen mit Begeisterung den Gedanken dieser Theilnahme am Rettungswerke. Aber als man zur Ausführung schritt, kamen die Schwierigkeiten. Die republikanische Uneinigkeit machte sich geltend. Jeder hatte eine andere Ansicht, wußte einen besseren Rath, und unter dem Kampfe der Meinungen schwand die beste Zeit des Jahres, schwand selbst die erste freudige Begeisterung für das Rettungswerk hin. Als nun der November des J. 1849 die niederschlagenden Nachrichten von dem gänzlichen Scheitern der bisherigen Unternehmungen brachte, da wandte sich Lady Franklin noch einmal an das amerikanische Volk, und die erschütternde Schilderung, welche sie von der Lage der Vermißten in jenen schreckenvollen Wildnissen machte, konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Präsident Taylor empfahl dem Congresse auf's Dringendste die Ausrüstung einer Rettungsexpedition. Hier freilich gab es mancherlei Bedenken, und man kam binnen 2 Monaten nicht über Worte hinaus. Da erhob sich ein reicher Bürger von New-York, der Kaufmann Henry Grinnell, zu dem hochherzigen Entschlusse, die Ehre seines Vaterlandes zu retten und selbst Herz und Hand dem großen Werke zu weihen. Mit bewunderungswürdiger Freigebigkeit verwandte er einen großen Theil seines Vermögens auf den Ankauf und die Ausrüstung zweier Schiffe, des „Advance" und „Rescue", und stellte sie dem Congresse zur Verfügung. Jetzt endlich schritt der Congreß zur That. Er genehmigte das Anerbieten Grinnell's und ertheilte den Schiffen den Charakter amerikanischer Staatsschiffe. Ihre Ausrüstung wurde vollendet, und die Bürger, selbst die Damen New-Yorks wetteiferten, dazu beizutragen. Die Führung der Expedition wurde dem Lieutenant de Haven anvertraut, dem sich Griffin und der später so berühmt gewordene Elisha Kent Kane

anschlossen. Am 22. Mai 1850 verließen die beiden kleinen, kaum für einen arktischen Winter ausgestatteten Schiffe unter dem Zujauchzen zahlloser Zuschauer den Hafen von New=York, um in die Baffinsbai und womöglich über den Wellingtonkanal hinaus in das unbekannte Polarmeer zu steuern.

So schwammen nun zehn mächtige Schiffe auf den Wogen des Weltmeeres, ausgerüstet mit allen physischen und geistigen Kräften, welche der Mensch und seine Wissenschaft in's Feld zu stellen vermochte gegen die dunkeln Naturgewalten der Polarwelt. Die Dampfkraft sollte im Fluge die Schiffe durch die sich öffnenden Eisthore führen, Schießpulver sollte Wege sprengen durch starre Eisfelder; Kanonendonner sollte weithin den Vermißten das Nahen der Retter verkünden, und kleine Luftballons sollten Tausende bedruckter Papierstreifen hoch in die Luft tragen, damit sie, durch einen Zünder gelöst, vom Spiel der Winde weithin über die unwirthliche Einöde zerstreut, den Vermißten die Anwesenheit der Retter verkündeten. Selbst eine Art von Telegraphen hatte man ersonnen, wodurch den oft weit zerstreuten Streifparthien die Möglichkeit eines Verkehrs untereinander gewährt wurde.

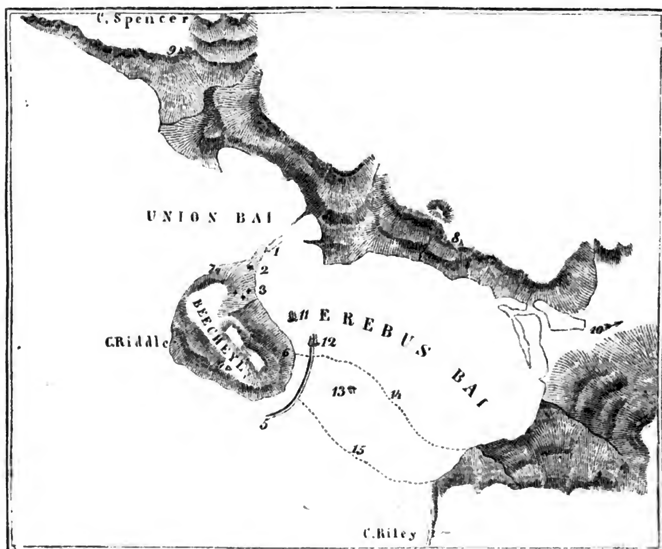
Alle diese Schiffe waren für die Erforschung jener verschlungenen Inselwelt im Norden der Barrowstraße und des Melvillesunds bis zum Bankslande bestimmt. Aber Lady Franklin vermochte sich nicht in den Gedanken zu finden, daß die Nachsuchungen in niederen Breiten, namentlich in der Prinz=Regents=Einfahrt und im Boothia=Golf, nun mit einem Male so gänzlich aufgegeben werden sollten. So sehr auch die bisherigen Ermittelungen gegen eine Anwesenheit der Vermißten in diesen Gegenden zu sprechen schienen, so lag es doch wieder zu nahe, daß die Kenntniß der im Jahre 1825 eingegrabenen Vorräthe des Parry'schen Schiffes „Fury" sie hier ihre Zuflucht zu suchen verlocken mußte. Lady Franklin ruhte nicht eher, bis sie mit Aufwendung aller ihr zu Gebote stehenden Geldmittel auch für die Erforschung dieser Gegenden ein Schiff angekauft und ausgerüstet hatte. Am 5. Juni ging auch dieses Schiff, der „Prinz Albert", unter Führung des Commander Forsyth unter Segel.

Um das großartige Ganze der arktischen Unternehmungen des J. 1850 zu übersehen, müssen wir unsern Blick noch auf einen andern Punkt richten. Auch nach der Behringsstraße waren bereits am 20. Januar d. J. zwei vorzüglich ausgerüstete und als arktische Kämpen bewährte Schiffe, „Enterprise" und „Investigator", unter der Leitung des Capitain Collinson und des Commodore Mac Clure

ausgesandt worden. Es war ein großartiger Plan, der diesem Unternehmen zu Grunde lag, derselbe, an welchem einst der große Cook scheiterte, und um so bewunderungswürdiger, als er unter dem Eindrucke so niederschlagender Erfahrungen wieder aufgenommen wurde. Es war mit einem Worte die Aufgabe dieser Schiffe, von Westen her durch das Eismeer gegen jene Inselwelt vorzudringen, die man als die Leidensstätte der Vermißten anzunehmen geneigt war. Der „Plover", unter Commander Moore, sollte als Stationsschiff in der Nähe der Behringsstraße bleiben, und der „Herald" unter Capitain Kellett alljährlich die Schiffe der Expedition verproviantiren. Die Erfolge dieser Expedition sind so eigenthümlicher und außerordentlicher Art, daß sie eine besondere Darstellung beanspruchen.

Sechzehn Wochen waren seit der Abfahrt der Penny'schen Expedition von Schottland verflossen, als sich in den ersten Tagen des August 1850 die sämmtlichen britischen Schiffe, welchen die Barrowstraße als Schauplatz ihrer Nachforschungen zugewiesen war, im Norden der Baffinsbai, in den gefahrvollen Eislabyrinthen der Melvillebai vereinigt fanden, in ängstlicher Spannung dem Augenblick entgegenharrend, da sich ihnen eine Bahn durch die wildwogenden Eismassen nach Westen öffnen werde. Es waren Wochen voll furchtbarer Mühen und Gefahren gewesen. Frische Eisbildungen hatten den Schiffen den Weg versperrt, Sturm und Nebel sie zu entsetzlichen Kämpfen herausgefordert. Den besten Vortheil hatte Penny aus diesem ärgerlichen Mißgeschick gezogen. Bei Upernavik hatte er sich in Verkehr mit den grönländischen Eskimo's gesetzt und von ihnen nicht blos manchen ersprießlichen Rath über die Seehundsjagd und den Schutz gegen die Gefahren und Krankheiten des arktischen Klima's erhalten, sondern auch eine Anzahl von Schlitten und kräftigen Eskimo- oder Neufoundländer Hunden erhandelt, die ihm im folgenden Frühjahre außerordentlich zu Statten kamen. Freilich war es ihm weder durch Versprechungen, noch durch Erregung des Mitgefühls gelungen, einen der Eskimo's zur Theilnahme an der Expedition zu bewegen. Dafür erbot sich aber ein Beamter des dortigen dänischen Gouvernements, Namens Petersen, der mit einer Eskimofrau verheirathet und darum mit der Sprache, wie mit den Sitten und Gebräuchen der Eskimo's völlig vertraut war, zur Mitreise. Die Dienste, welche dieser Mann durch seine Kenntnisse der Expedition geleistet, und das tiefe Interesse, das er für die Zwecke derselben an den Tag gelegt hat, machen ihn der Achtung seiner Mit- und Nachwelt würdig.

Von dem ganzen, jetzt in der Melvillebai harrenden arktischen Geschwader hatten die kleinen Roß'schen Schiffe den schnellsten und glücklichsten Lauf gehabt. Die Erfahrungen des greisen Seefahrers mochten dabei nicht ohne Einfluß gewesen sein. John Roß war



Karte der Erebus=Bai.

1, 4 u. 8 von Franklin errichtete Steinhaufen; 2 die Ueberreste von Franklin's Winterhaus; 3 die Gräber von drei Gefährten Franklin's; 5 u. 12 der durch das Eis gesägte Kanal im Jahre 1854; 6, 14 u. 15 Eisgrenze im August des J. 1854; 7 Bellot's Grab; 9 von Roß errichtete Steinhaufen; 10 nach dem Caswell=Tower; 11 Standort des „Nordstern" 1852/53; 13 Untergang des Phönix am 17. August 1853.

überhaupt wohl die hervorragendste Persönlichkeit dieser Expeditionen. Wenn er vom Verdeck seines einfachen Commodore=Schiffes in fester, gemessener Haltung auf die Wogen des Eismeeres schaute, mit seiner kernigen, imponirenden Gestalt, seinem von Narben bedeckten Körper, seinen vom Feuer selbstbewußten Unternehmungsgeistes strahlenden Augen, dann glich er einem Helden des Alterthums, und ehrfurchtsvoll beugten sich Offiziere und Mannschaften der Geschwader vor ihm. Aber

dieser arktische Paladin hatte leider auch seine Fehler, und der schlimmste unter diesen war Eitelkeit, verbunden mit Eigensinn und maßloser Leidenschaftlichkeit. Auch in der Geschichte dieser Expeditionen sollte dieser Fehler leider eine Rolle spielen. Roß hatte nämlich zu Holsteenborg an der grönländischen Küste einen Eskimo Namens Adam Beck in seine Dienste genommen, den er, da er etwas Dänisch verstand, als Dolmetscher gebrauchen wollte. Es war ein gewandter, schlauer Bursche, der sich durch sein launiges, munteres Wesen bei Jedermann beliebt zu machen wußte. Namentlich gelang es ihm, sich in das Vertrauen des alten Roß in einer Weise einzuschmeicheln, daß der leiseste Zweifel an den Fähigkeiten oder dem Charakter seines Eskimo diesen in die leidenschaftlichste Aufregung bringen konnte.

Am 10. August öffnete sich endlich den Harrenden der Blick auf eisfreiere Gewässer, und freudig steuerten sie nun gen Westen hinaus, Penny's Schiffe dem Jonessund, die übrigen dem Lancastersund entgegen. Da wurde eines der Schiffe am Cap York von Eingeborenen der grönländischen Küste besucht, und Alles war gespannt auf den ersten Verkehr Adam Beck's mit seinen Stammgenossen. Nach einer langen, von seiner Seite mit vieler Sprödigkeit geführten Unterredung theilte Adam Beck die erschütternde Nachricht mit, daß etwas weiter nach Norden an der grönländischen Küste im J. 1846 zwei große Schiffe gescheitert wären, deren Offiziere die englische Marineuniform getragen hätten. Die Mannschaft wäre größtentheils im Schiffbruch umgekommen; nur ein kleiner Rest hätte sich an die Küste gerettet und dort im größten Elend unter einem Zelte gewohnt, wäre aber zuletzt von einem wilden Haufen von Eskimo's überfallen und bis auf den letzten Mann ermordet worden. So unklar die ganze Erzählung war, so traf sie doch zu sehr mit mancherlei Befürchtungen und Gerüchten zusammen und wurde überdies durch den Umstand unterstützt, daß man noch keine Spuren von einem Erreichen des Lancastersunds durch die Franklin'schen Schiffe zu entdecken vermocht hatte. Anfangs war Alles ganz betäubt von dieser furchtbaren Lösung des gesuchten Geheimnisses. Bald aber begann man auf die Abgeschmacktheiten und Widersprüche der Erzählung aufmerksam zu werden. Es war zu undenkbar, daß eine so kräftige Mannschaft in einen so hülflosen Zustand kommen konnte, daß sie nicht einmal Waffen und Vorräthe gerettet haben noch im Stande gewesen sein sollte, Upernavik zu erreichen. Es stand vollends im Widerspruch mit dem ganzen armseligen Charakter der Eskimo's, daß sie einer Grausamkeit, wie die ihnen zugeschriebene, fähig

gewesen wären. Es war endlich unerklärlich, daß so viele Walfischfahrer, die in den letzten Jahren in der Nähe jener Küste geweilt hatten, keine Kunde von dem Ereigniß nach Europa gebracht haben sollten.

Gleichwohl durfte nichts versäumt werden, den Thatbestand dieser mysteriösen Erzählung aufzuklären. Penny, der bereits vorangeeilt war, wurde darum zurückgerufen. Als nun sein Dolmetscher Petersen, der, wie sich bald zeigte, die Sprache der dortigen Eskimo's ungleich sicherer verstand, als der Eskimo Adam Beck, von Neuem jene Eingeborenen ausforschte, ergab sich, daß die ganze Schreckensgeschichte von gestrandeten Schiffen und gemordeten Seeleuten darauf hinauslief, daß ein europäisches Schiff, wahrscheinlich der „Nordstern", in einem der nördlichen Sunde und zwar im Wolstenholmsunde überwintert hatte, und daß im letzten Jahre, in Folge von Noth und Seuchen, ein großes Sterben unter den Eingeborenen geherrscht hatte. Aus diesen beiden falsch verstandenen Thatsachen hatte sich Beck muthmaßlich seine Erzählung zusammengereimt, vielleicht selbst absichtlich, um die Schiffe zur Umkehr zu bewegen, da er persönlich den lebhaftesten Widerwillen gegen eine Ueberwinterung im arktischen Eise an den Tag gelegt hatte. Diese Aufklärung schien völlig zu genügen und überhob den größten Theil der Expeditionsschiffe der Nothwendigkeit, noch mehr der kostbaren Zeit einem so unseligen Märchen zu opfern. Nur zwei Schiffe unter Führung Capitain Ommaney's erhielten den Auftrag, an Ort und Stelle den Thatbestand zu untersuchen, und Roß, der noch immer hartnäckig an der Wahrheit der Beck'schen Aussagen festhielt, ließ es sich nicht nehmen, sie zu begleiten. Diese Untersuchung bestätigte in der That die bereits durch Petersen erhaltene Aufklärung.

Eine Woche nach dieser unerquicklichen Verzögerung finden wir sämmtliche Expeditionsschiffe in der Barrowstraße. Die Zahl der Schiffe war jetzt durch die Ankunft der amerikanischen Expedition und des „Nordstern" auf 12 gestiegen. Letzterer hatte nach seiner schreckenvollen Ueberwinterung im Wolstenholmsunde nun bereits Wochen lang am Eingange der Barrowstraße gekreuzt, um die Schiffe Enterprise und Investigator, zu deren Verproviantirung er im vorigen Jahre ausgesandt war, aufzusuchen. Als er durch Penny, der nach vergeblichen Versuchen, durch den Jonessund vorzudringen, sich endlich gleichfalls zum Lancastersunde gewandt hatte, die Nachricht von der längst erfolgten Rückkehr der gesuchten Schiffe und die neuen Befehle der Admiralität erhalten hatte, trat Saunders, der Führer des Nordstern,

unverzüglich seine Rückreise an, nachdem er seine Vorräthe zuvor auf einer kleinen Insel am Navy-Board-Inlet niedergelegt hatte.

Am 25. August gelangte Forsyth, nachdem er vergeblich die Südseite der Barrowstraße erforscht und durch die Prinz-Regent-Einfahrt und den Peelsund nach Boothia-Felix durchzudringen versucht hatte, ohne die geringsten Spuren der Vermißten, selbst in dem von Roß erbauten Hause auf der Leopoldinsel, aufzufinden, in die Nähe des Cap Riley im Norden der Barrowstraße. Hier zog eine aufgepflanzte Flaggenstange seine Aufmerksamkeit an. Bald traf er die amerikanische Expedition und vernahm nun von dem Führer derselben die überraschende Kunde, daß Spuren der Vermißten zwei Tage vorher von ihm und Capitain Ommaney hier aufgefunden seien. Sofort begannen nun sorgfältige Forschungen. Am Fuße der düstern Kalksteinklippen des Vorgebirges fanden sich zunächst fünf kreisförmige, von Kalksteinwällen umgebene Räume, die offenbar zur Aufstellung von Zelten gedient hatten. Die Ueberbleibsel der einstigen Bewohner dieser Zelte, die zerstreut umherlagen, Knochen, Läppchen, Segeltuch, Stücke Tau, bewiesen, daß diese Bewohner nicht Eskimos, sondern nur civilisirte Menschen gewesen sein konnten, ja die in den Tauen eingesponnenen rothen und gelben Fäden ließen sie unzweifelhaft als der englischen Marine angehörig erkennen. Auf den ersten Blick sah man zugleich, daß diese Gegenstände aus einem der letzten Jahre herrührten, und da seit Parry thatsächlich kein anderes Schiff in diese fernen Regionen gedrungen war, so unterlag es kaum noch einem Zweifel, daß diese Spuren auf Franklin und seine Gefährten zu deuten seien. Mit der Nachricht dieser wichtigen Entdeckung verließ nun Forsyth Cap Riley, um nach England zurückzukehren.

Penny's Scharfblick war es aufbehalten, die letzten Zweifel zu heben. Auf dem Wege nach dem Wellingtonkanal erfuhr er von den Amerikanern die erschütternde Neuigkeit. „Wie ein Bluthund will ich weiter suchen!“ rief er aus. Als nun Eismassen seinen Schiffen den Weg versperrten, setzte er seine Mannschaft an's Land und erforschte die Kalksteinküste im Osten des Wellingtonkanales. Bald entdeckte er alte Schlittenspuren und in ihrem Verfolg auf einem weithin sichtbaren Hügel eine von Stein aufgeführte Hütte. Hier fanden sich Zinngefäße, Handschuhe, Zeitungen, Papierstückchen, die unzweifelhaft auf Franklin und seine Gefährten hinwiesen, deren Namen sie sogar zum Theil trugen. Die Erforschung des Terrains zwischen diesem Küstenpunkte und dem etwa 5 Stunden entfernten Cap Riley glaubte Penny als

seine nächste Aufgabe betrachten zu müssen. Mitten zwischen diesen beiden Punkten liegt nun die kleine Beechey-Insel, wie ein Dreieck quer



Ansicht der Beechey-Insel mit den Gräbern Franklin'scher Gefährten.

vor einer Bucht an der Südwestspitze von Nord-Devon gelagert und durch eine nach Norden auslaufende Landzunge zugleich eine nach Westen geöffnete Bucht absondernd. In dieser Bucht traf Penny am Morgen

des 27. August mit den Schiffen der Amerikaner und des Capitain Roß zusammen, und die versammelten Führer beriethen nun den Plan der zu beginnenden Nachsuchungen. Noch saßen sie bei einander, da erscholl plötzlich der Ruf: „Gräber! Gräber! Franklin's Winterquartier!“ In seltner Bewegung sprangen die Befehlshaber auf und folgten den Matrosen über das Eis gegen die düstern Klippen. Kaum hatten sie die Kalksteinhügel der schmalen Landzunge überstiegen, als sich wie mit einem Zauberschlage vor ihren Blicken der Schauplatz eines bewegten, geräuschvollen Lebens aufthat, das vor wenigen Jahren hier geherrscht hatte. Da waren nicht nur Schlittenspuren und Fußpfade, da lagen nicht nur Hunderte von Zinngefäßen zerstreut, sondern man erkannte noch an den Splittern und Spähnen die Stätten der Holzarbeiter, an dem Ambosblock, den Steinkohlenresten und Eisenschlacken die Stätten der Schmiede. Man sah deutlich die Ueberreste der Waschhäuser und selbst die Waschgefäße — mitten durchgeschnittene Schiffstonnen. Man fand die vier Fuß dicken Wälle, welche einst das Magazin gebildet hatten, und selbst noch Reste der Sparren aus der Ueberdachung desselben. Man erkannte deutlich die Stelle, wo die astronomischen und meteorologischen Instrumente aufgestellt gewesen waren. Man fand endlich sogar ein kleines Gärtchen, zierlich mit Moos eingefaßt, in welchem außer antiscorbutischen Kräutern, Mohn und Anemonen und andere offenbar aus freundlicheren Zonen übersiedelte Pflanzen blühten. Aber den ergreifendsten Anblick bot der kleine Friedhof mit den Grabhügeln dreier Gefährten Franklin's. Auf einem nach Osten geneigten Abhange waren sie in schmuckloser Einfachheit aus Steinplatten und Brettern errichtet, und Inschriften auf den Kopfbrettern verkündeten Namen und Todestag der in diesen Gräbern Ruhenden. Diese Grabschriften sind lange die letzte schriftliche Urkunde der Franklin'schen Expedition geblieben. Sie bewiesen wenigstens, daß Franklin hier auf der Beecheyinsel sein erstes Winterlager aufgeschlagen und mindestens bis zum Frühjahr 1846 verweilt hatte, daß er ferner noch im Besitz beider Schiffe gewesen, die wahrscheinlich in jener, ebendeshalb später „Erebus- und Terror-Bai“ genannten Bai zwischen Nord-Devon und der Insel einen sicheren und schützenden Hafen gefunden hatten. Aus dem Anblick der überall sichtbaren Zeichen von Thätigkeit und Arbeit, aus den Spuren von Jagdzügen und Schießübungen, aus den astronomischen Beobachtungen und der Pflege des Gärtchens mußte man endlich die sichere Ueberzeugung gewinnen, daß

damals Franklin und seine Gefährten sich des besten Wohlbefindens erfreuten.

Noch war man in voller Aufregung über die gemachten Entdeckungen, als am Nachmittage des folgenden Tages auch Capitain Austin mit seinen Schiffen von dem Lancastersunde her der Beecheyinsel nahete. Jetzt waren die Schiffe sämmtlicher Expeditionsgeschwader in jener Bucht im Westen der Beecheyinsel versammelt, die davon den Namen der Unionsbai erhielt, und nun begannen die gemeinsamen Forschungen nach einer schriftlichen Benachrichtigung Franklin's von seinen bisherigen Schicksalen und weiteren Plänen. Aber alles Suchen war vergeblich; der Boden blieb stumm. Man trug die Steinhaufen ab, man leerte die Zinngefäße und durchwühlte den Boden der Insel mit dem Spaten, — nur die Gräber ließ man aus Pietät unversehrt; — aber nirgends eine Inschrift, nirgends ein beschriebenes Blatt! War der Aufbruch der hier Weilenden etwa durch plötzliches Aufgehen des Eises in so unerwarteter Hast geschehen, daß man nicht mehr Zeit hatte, eine Benachrichtigung zurückzulassen; oder war eine solche wirklich vorhanden, die Flaggenstange aber, die ihre Stelle bezeichnen sollte, durch einen Sturm in einen Abgrund geschleudert oder von Bären verschleppt worden? — Niemand vermag das zu entscheiden.

Was die kleine Beechey-Insel nicht enthüllen wollte, darüber sollten nun in entlegeneren Gegenden Aufschlüsse gesucht werden. Aber schon nahte der Winter. Nebel, Schneegestöber, furchtbare Stürme bezeichneten sein Nahen, und der Zug der zahllosen Vogelschwärme nach Süden ließ keinen Zweifel mehr übrig. Einige Tage lang kämpften die Geschwader noch vergeblich mit dem Eise, das die Schiffe des Capitain Ommaney bereits zwei Wochen lang am Cap Hotham gefangen hielt. Am 10. Sept. beschlossen die Befehlshaber die Winterquartiere aufzusuchen. Das Austin'sche Geschwader wählte die Griffith-Insel, Penny und Roß fanden in der Assistance-Bai an der Südküste des Cornwallislandes ihre Zuflucht. Eines seiner Schiffe, die Mary, hatte Capitain Roß als Stationsschiff für die sämmtlichen Geschwader reich mit Vorräthen ausgestattet in der Unionsbai zurückgelassen. Die Amerikaner allein traten mißmuthig über das Scheitern aller Entwürfe und überzeugt, daß auch für das nächste Jahr keine Erfolge zu erwarten seien, den Rückweg an. Sie fürchteten das Ungemach eines arktischen Winters, dem sie nichts von allen jenen sinnreichen Einrichtungen und Schutzmitteln entgegenzusetzen hatten, mit denen die englischen

Geschwader ausgerüstet waren. Dennoch sollte grade sie der Winter mit seinen furchtbarsten Schrecken heimsuchen.

Schon an einer früheren Stelle habe ich das Bild eines arktischen Winterlagers in aller seiner Düsterheit und Reizlosigkeit, mit seinen Gefahren und Entbehrungen, seinen Freuden und Thaten vorgeführt. Es war ein wildes Gemälde, nur erhellt durch die Lichtblicke menschlicher Heiterkeit und menschlicher Thatkraft. Ich habe von den furchtbaren Wirkungen der Polarkälte erzählt, wie von den sinnreichen Mitteln, durch die der Mensch ihnen begegnet, von den Leiden der Schneeblindheit und des Scorbuts, von den Festen und Lustbarkeiten der Eingehausten, ihren Theatern und Zeitungen. Ich habe auch ihrer Schlittenexpeditionen gedacht, durch welche nach dem ersten Erscheinen der Frühlingssonne oft größere Thatkraft entwickelt und bedeutsamere Resultate erzielt wurden, als durch die Schifffahrt in den wenigen Wochen des arktischen Sommers. Diese Schilderungen überheben mich eines näheren Eingehens auf die Schicksale der Mannschaften jener 7 Schiffe, welche den Winter 1850 — 51 an den Eisgestaden der Griffithinsel und der Assistancebai zubrachten. 96 Tage lang sahen sie die Sonne nicht, und 11 Monate lang ruhten ihre Schiffe bewegungslos in den Banden des Eises. Dennoch war diese Gefangenschaft für sie keine Zeit der Unthätigkeit, denn die Schlitten setzten sie in den Stand, einen umfassenden und wichtigen Theil der Polarländer zu erforschen. Austin hatte 3 große Schlittenexpeditionen veranstaltet, von denen die eine die Gegenden im Südwesten des Cap Walker durchstreifte, die zweite die unbekannte Byam-Martin-Insel und das Bathurstland im Norden, die dritte endlich unter M'Clintock's Leitung die Melvilleinsel und das Meer zwischen dem Cap Dundas und dem Bankslande im fernen Westen erforschte. Das Ergebniß dieser Expeditionen war die Gewißheit, daß Franklin's Schiffe in diesen Gegenden nicht ihre Wege gesucht haben konnten. Penny hatte seine Schlittenexpeditionen nach dem Wellingtonkanal gerichtet, der noch immer vorzugsweise seine Aufmerksamkeit beschäftigte. Trotz seiner mangelhaften Ausrüstung war es ihm mit Hülfe seiner Neufoundländer Hunde gelungen, bis über die Baillie-Hamilton-Insel hinaus zu gelangen, als plötzlich eine weithin offene Wasserstraße sein Vordringen hemmte. Der Anblick der blauen Wassertiefen, der lebensreichen Thierwelt, der üppigen Vegetation in diesem hohen Norden erfüllte Penny mit neuer, begeisterter Hoffnung. Schleunig kehrte er zu den Schiffen zurück, und bald hatte er mit Hülfe von John Roß ein Boot hergerichtet, das er

Karte der nordwestlichen Durchfahrt.

1. Banksland.
2. Prinz Albertland.
3. Prinz von Wales - Land.
4. Wollaston - Land.
5. Victoria - Land.
6. Nord - Sommerset.
7. Boothia - Felix.
8. K. William - Land.
9. Melville - Halbinsel.
10. Southampton - Insel.
11. Cockburn - Land.
12. Cumberland.
13. Labrador.
14. Lancaster - Sund.
15. Barrow - Straße.
16. Banks - Straße.
18. Dolphin- u. Union-Straße.
19. Dease - Straße.
20. Bellot - Straße.
21. Peel - Sund.
22. Victoria - Straße.
23. Boothia - Golf.
24. Prinz - Regent - Einfahrt.
25. Fox - Straße.
26. Hudson - Straße.
27. Frobisher - Straße.
28. Insel Disko.
29. Melville - Bai.
30. Mündung d. gr. Fisch-Flusses.
31. Fort Resolution } am großen Sklaven-See.
32. Fort Reliance } am großen Sklaven-See.
33. Fort Providence } am großen Sklaven-See.
34. Mündung des Mackenzie-Flusses.
36. Bären - See.

durch Schlitten an den Rand der eisfreien Gewässer bringen ließ. Aber inzwischen war Sturm- und Regenwetter eingetreten, und von Nordwesten her trieben unaufhörlich gewaltige Eismassen in die noch eben offene Wasserstraße, die von Penny den Namen „Königin-Victoria-Kanal" erhielt. Nur ein Blick war ihm noch auf die äußersten Küsten des Prinz-Albert- oder Grinnelllandes im Nordosten des Wellingtonkanals gestattet; dann war ihm die Umkehr unweigerlich geboten. Aber er kehrte zurück mit der festen Ueberzeugung, daß hier in diesen offenen Meeren des Nordens der Weg der Franklin'schen Schiffe zu suchen sei, und er wurde darin noch mehr befestigt durch das Auffinden zweifelhafter Anzeichen der Vermißten, eines Stück Ulmenholz und eines angekohlten Tannensplitters.

Die Schiffahrtszeit des Sommers 1851 nahte heran. Schon war längst der Verkehr zwischen den beiden Winterlagern auf der Griffithinsel und in der Assistancebai durch offene Wasserflächen unterbrochen; aber alle Versuche, durch Eissägen oder Pulversprengungen die Schiffe von ihren eisigen Fesseln zu befreien, waren vergebens. Erst in der Mitte des August gelang die Befreiung. Jetzt beginnt eine düstere Epoche in der Geschichte dieser Expeditionen, getrübt durch Mißhelligkeiten zwischen den Befehlshabern, durch Verwickelungen unseligster Art. Niedergeschlagen durch die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Unternehmungen, hatte Austin längst den Beschluß gefaßt, seine Mannschaften keinem zweiten Winterlager auszusetzen. Penny dagegen, voll Muth und freudiger Hoffnung, entwarf die sanguinischsten Pläne zur Erkundung des Wellington-Kanals und forderte von Austin, daß ihm ein Dampfschiff zur Ausführung derselben anvertraut werde. Austin verweigerte diese wie jede Unterstützung der Penny'schen Pläne. Zwar scheint er entschlossen gewesen zu sein, auf eigene Hand einen Theil jener Pläne auszuführen, da er vor seiner Rückkehr noch den vergeblichen Versuch machte, durch den Jonessund oder Smithsund in das von Penny gesehene freie Meer im Norden einzudringen. Aber jede größere Unternehmung war damit für dieses Jahr vereitelt, und beide Geschwader lagen wenige Wochen später an den Gestaden Englands.

Während die englischen Geschwader ruhig und selbst mit einer gewissen Behaglichkeit in ihren von Eis umschlossenen Winterhäfen lagen, ereilte die amerikanischen Schiffe unter de Haven, die ihrer unzulänglichen Ausrüstung wegen den Beschwerden eines arktischen Winters entfliehen wollten, auf ihrer Heimkehr ein seltsames und schreckenvolles

Geschick. Die Jahreszeit war bereits vorgeschritten, als sie ihre Fahrt gen Osten begannen, und kaum hatten sie das Cap Hotham hinter sich, als sie während einer anhaltenden, von starkem Schneefall begleiteten Windstille von der Kälte des arktischen Winters überrascht wurden. Schnell schossen die kleinen Eisschollen zu einer mächtigen Flarde zusammen, und bald waren die Schiffe jeder Bewegung beraubt. Noch versuchte man die Küste zu erreichen, aber vergeblich, und vom Eise gefangen, trieben nun die Schiffe, ein Spiel der Winde und Wellen, durch das winterliche Meer. Bald erhob sich ein Südwind, der die ungeheure Eisflarde, welche sie umschlossen hielt, in den Wellingtonkanal hinauftrieb, und erst an einer unbekannten kleinen Insel im Norden derselben, an einem bis dahin noch von keinem Europäer erreichten Punkte kam sie zum Stillstand. Dann begann ein unruhiges Auf- und Abtreiben durch den Wellingtonkanal, bis gegen Ende des November das Eisfeld zur Barrowstraße hinabtrieb und durch diese hindurch unaufhaltsam mitten in die Baffinsbai hinaus. Erst am 6. Juni, am Ausgang der Davisstraße, in der Nähe des Cap Walsingham, löste sich das ganze unabsehbare Eisfeld unter dem Andrang der südöstlichen Meeresströmung ohne Gewalt und Geräusch mit überraschender Schnelligkeit. Es war eine angstvolle Zeit, die diesen willenlosen Abenteurern in ihrer fast neunmonatlichen eisigen Haft verstrich. Oft standen sie, ein Bündel mit den unentbehrlichsten Sachen in der Hand und die Schlitten zur Seite, des Augenblicks harrend, wo die furchtbar herandrängenden Eismassen ihre Schiffe zertrümmern, und sie selbst auf irgend einer Eisscholle eine verzweiflungsvolle Zuflucht suchen würden. Einmal spaltete ein antreibender Eisberg das ganze ungeheure Eisfeld, so daß das eine Schiff stundenlang in einer breiten Wasserstraße schwamm; plötzlich schloß sich dann die Spalte unter der Wirkung des Sturmes wieder mit donnerndem Krachen, das Schiff mit den entsetzlichsten Gefahren bedrohend. Dennoch verloren diese muthvollen Männer, die, außer Einem, noch niemals ein Eismeer gesehen, keinen Augenblick ihre Geistesgegenwart, ihre Thatkraft, ja ihre Laune. Sie gewöhnten sich daran, ihr Eisfeld als ihre zeitweilige Heimat anzusehen; sie hausten ihre Schiffe ein, sie vergnügten sich mit Schlittschuhlaufen und Ballspiel, veranstalteten Festlichkeiten, und selbst ein arktisches Theater fehlte ihnen nicht; ja Kane eröffnete sogar einen Kursus naturwissenschaftlicher Vorträge, die mit augenscheinlichem Interesse gehört wurden. Fast beschlich sie ein Gefühl der Wehmuth, als ihr Eisfeld sich löste und ihnen die Freiheit gab. Aber diese Freiheit

begrüßten sie freilich mit Jubel; denn der erste Gedanke der Geretteten war nicht auf die Heimkehr gerichtet, sondern auf die Vollendung des Unternehmens, in welchem sie kaum dem Opfertode entgangen waren. Noch einmal wandten sie ihre Fahrzeuge der arktischen Wildniß zu. In den grönländischen Häfen und von begegnenden Walfischfahrern auf das Freigebigste mit frischen Nahrungsmitteln versorgt, glaubten sie in diesem Jahre ausführen zu können, was sie im vorigen so erfolglos versucht hatten. Aber vergeblich bemühten sie sich, das Mitteleis der Baffinsbai zu durchdringen, um in den Lancastersund zu gelangen, und schon stand ihnen abermals die Gefahr nahe, vom Eise umschlossen zu werden, als sie bei der ohnehin vorgerückten Jahreszeit den Entschluß faßten, die Heimkehr anzutreten. Am 30. Sept. begrüßte der hochherzige Grinnell seine heimkehrenden Schiffe im Hafen von New-York.

So waren denn die letzten Schiffe jener großartigen, unter so weitschauenden Hoffnungen in die Barrowstraße gesandten Expeditionen zurückgekehrt. In England hatte Niemand ihre Rückkehr erwartet, da man sie reichlich auf drei Jahre ausgerüstet wußte, und Alles war auf's Tiefste dadurch erschüttert. Man sah durch die Uneinigkeit der Führer, durch ihren Eigensinn, ihre hochfahrende Verblendung das Rettungswerk in dem entscheidenden Momente gehemmt. Der im arktischen Eise begonnene Partheikampf drohte sogar in England eine immer gehässigere Gestalt anzunehmen und durch John Roß, der nun auch wieder mit den Erfindungen seines Adam Beck hervortrat, noch an Ausdehnung zu gewinnen, so daß die Admiralität sich genöthigt sah, eine Commission zur Entscheidung der Angelegenheit niederzusetzen. Diese Entscheidung fiel für Penny persönlich allerdings ungünstig aus, aber seine Sache feierte einen vollständigen Triumph. Man beschloß das Austin'sche Geschwader von Neuem auszusenden und ihm die Erkundung der oberen Wellingtonstraße als Aufgabe zu stellen; man verweigerte aber Penny, trotz seiner dringenden Bitten, jede Theilnahme an diesem Unternehmen.

Inzwischen war es John Rae geglückt, sich von den Nordküsten des amerikanischen Kontinentes einen Weg über das Eis zu bahnen und die öden Landstriche des Wollaston- und Victorialandes zu erforschen. Aber auch hier hatte er nirgends eine Spur oder eine Kunde der Vermißten gefunden. Es blieben also außer dem Wellingtonkanal, dessen Erforschung schon beschlossen war, und außer jenen unbekannten Meeren zwischen der Behringsstraße und dem Bankslande, in welchen noch die Schiffe Collinson's und M'Clure's, von denen man

freilich noch keine Nachrichten hatte, weilten, nur noch zwei Wege für eine fernere Nachsuchung offen. Der eine war, von den Küsten Asiens aus das freie arktische Meeresbecken zu erreichen, das man aus mancherlei Gründen und namentlich auch nach den Penny'schen Entdeckungen zwischen der nordamerikanischen Inselwelt und Sibiriens Nordküsten vermuthen mußte. Diesen Weg beschloß Lieutenant Pim zu versuchen, aber sein Vorhaben scheiterte an der damaligen Abgeneigtheit der russischen Regierung, Fremden den Zutritt in Sibirien zu gestatten. Das andere Gebiet der Nachforschung bildete der östliche Theil jener Inselwelt im Süden der Barrowstraße. Dorthin sandte noch im J. 1851 Lady Franklin den Lieutenant Kennedy mit ihrem Schiffe „Prinz Albert." Ihm schlossen sich der französische Lieutenant Joseph René Bellot, der voll Begeisterung aus Frankreich herbeigeeilt war, um an dem großen Rettungswerke theilzunehmen, und der 62jährige John Hepburn an, der Gefährte Franklin's auf jener schreckenvollen Landexpedition 30 Jahre vorher. Kennedy's Fahrt war eine äußerst gefahrvolle. Einmal ward er sogar mit vier Matrosen in einem Gutta-Percha-Boot völlig von seinem Schiffe verschlagen und mußte sechs angstvolle Wochen in dem von Roß am Leopoldhafen erbauten Hause zubringen. Dennoch gelang es ihm wenigstens Nord-Sommerset bis zur Bellotstraße zu durchforschen. Spuren von Franklin fand er aber auch hier nicht.

Ehe wir zu der Geschichte der letzten großartigen Expeditionen übergehen, welche für die Rettung Franklin's ausgesandt wurden, müssen wir unsern Blick auf die von der Behringsstraße aus dem Schauplatze der Nachsuchungen entgegengesandte Expedition Collinson's und M'Clure's zuwenden, der nicht allein die seltsamsten Geschicke, sondern auch die wichtigsten geographischen Erfolge zu Theil wurden.

Die Expedition der Schiffe „Enterprise" und „Investigator", welche unter der Führung Collinson's und M'Clure's im J. 1850 ausgesandt wurden, um von der Behringsstraße her die Melville-Insel zu erreichen, auf der man damals unzweifelhaft eine Entscheidung über das Schicksal der Franklin'schen Expedition zu erlangen hoffte, gehört jedenfalls zu den denkwürdigsten aller Unternehmungen in jenem großen Rettungswerke, nicht allein durch ihre außerordentlichen Schicksale, sondern auch durch den fast zufällig errungenen Erfolg des einen dieser Schiffe, die endliche Lösung jenes großen fünfhundertjährigen Problems der nordwestlichen Durchfahrt. Die völlige Unbekanntschaft mit jenen

Theilen der Polarwelt, in welchen diese Expedition ihre Thätigkeit entfalten sollte, ließ es der Admiralität unrathsam erscheinen, ihr irgend welche, ihre freie Bewegung hindernde Instructionen zu ertheilen, und nur vor einer Trennung ihrer Fahrzeuge glaubte sie die Befehlshaber auf das Nachdrücklichste warnen zu müssen. Die Ausrüstung der Schiffe war vortrefflich und mindestens auf drei Jahre berechnet. Zugleich war der „Plover" unter Comm. Moore, der später durch Maguire abgelöst wurde, beauftragt, als Stationsschiff in der Behringsstraße zu weilen, während der „Herald" unter Kellett ihm von Zeit zu Zeit Proviant zuführen sollte. Endlich war es durch die Verwendung der Mährischen Brüder-Mission in London gelungen, einen jungen Herrnhuter-Missionär, Namens Miertsching, zur Theilnahme an der Expedition zu bewegen, und die Sprachkenntnisse dieses Mannes leisteten M'Clure, dessen Schiff er zugetheilt wurde, bei seinem späteren Verkehr mit den Eskimo's der Polarwelt ganz außerordentliche Dienste.

Bereits am 20. Januar 1850 verließen die beiden Schiffe den Hafen von Plymouth, um sich auf dem weiten Wege durch die Maghellanstraße dem Schauplatze ihrer Bestimmung zu nähern. Schon in den ersten Tagen der Fahrt trat die Schwierigkeit eines Zusammenhaltens beider Schiffe, wie es von der Admiralität so nachdrücklich gefordert war, in bedenklicher Weise hervor. Durch das große Mißverhältniß in der Segelkraft beider Schiffe verloren sie einander bald außer Sicht, und wenn sie sich auch noch einmal in der Maghellanstraße vereinigten, so trieb sie doch jenseits derselben ein Sturm abermals auseinander. Als daher M'Clure mit dem Investigator am 1. Juli in den Hafen von Honolulu einlief, hatte Collinson mit dem Commodore-Schiffe bereits am Tage zuvor die Weiterfahrt nach dem Polarmeere angetreten, und Ersterer fand nur die für ihn zurückgelassenen Befehle seines Vorgesetzten vor. Diese Befehle waren höchst niederschlagender Art für den hochstrebenden Sinn M'Clure's. Es ging daraus hervor, daß Collinson entschlossen sei, mit der Enterprise allein die Fahrt nach der Melville-Insel zu unternehmen, und daß der Investigator, wenn er, wie zu erwarten, das Hauptschiff vor dem Cap Lisburne nicht einzuholen vermöge, als Stationsschiff in der Behringsstraße zurückbleiben solle. In dieser Gefahr, von der eigentlichen Rettungsfahrt ausgeschlossen zu werden, faßt M'Clure den Beschluß, Alles aufzubieten, um Collinson einzuholen. Die Nachrichten, die er aus Europa vorfindet, und die ihm von den neuen großartigen Ausrüstungen zur

Erforschung des Barrowstraßengebietes berichten, deren Gefahren selbst einen 74jährigen Greis von der Theilnahme nicht zurückschreckten, erhöhen seine Begeisterung und bestärken seinen Entschluß. Da trifft er mit dem Führer eines amerikanischen Kauffarteifahrers zusammen, der ihm von der Möglichkeit erzählt, in grader Linie quer durch die Aleutische Inselgruppe hin die Behringsstraße zu erreichen, während der sonst übliche Weg dorthin in weitem Bogen längs der Küsten von Kamtschatka führt. Allen nautischen Regeln zum Trotz unternimmt er das unerhörte Wagstück, und das Glück ist ihm günstig; nach einer beispiellos schnellen Fahrt erreicht er die Behringsstraße am 27. Juli.

Hier trifft M'Clure mit dem Plover und kurz darauf auch mit dem Herald zusammen. Beide haben von Collinson nichts gesehen. Aber Moore theilt ihm die entmuthigendsten Berichte über den ungünstigen Stand des Eises in den nördlichen Meeren mit, aus denen er so eben zurückkehrt, und Kellett beschwört ihn auf das Angelegentlichste, von seinen gefahrvollen Plänen abzustehen. M'Clure bleibt fest; der bloße Gedanke, daß Collinson ihm möglicher Weise bereits vorausgeeilt sei, treibt ihn unaufhaltsam vorwärts. Dem Signal Kellett's, welches dem bereits Absegelnden noch die Bitte nachruft, wenigstens 48 Stunden zu warten, antwortet er durch ein Gegensignal die denkwürdigen Worte: „Wichtige Pflicht! Kann nicht warten! Auf meine eigene Verantwortlichkeit!" In seiner Begeisterung sieht er sich bereits an den Gestaden der Melville-Insel, und seine Gedanken schweifen selbst weit darüber hinaus zum Wellingtonkanal und Jonessunde, auf welche er seine Nachsuchung nach den Spuren der Vermißten auszudehnen gedenkt. Die Rückkehr durch die Behringsstraße, wie sie seine Verhaltungsbefehle voraussetzen, ist längst vergessen. Auf 4 Jahre hat er der Welt entsagt, um auf bisher noch unergründeten Wegen im Norden des amerikanischen Continents seine Heimkehr zu bewirken.

In der Nacht des 2. August umsegelt der Investigator das Cap Barrow. Es war eine jener lieblichen arktischen Sommernächte, die einer der Reisenden als „ein langes, sanftes Zwielicht" schildert, „welches wie ein silbernes Band das Heute mit dem Gestern vereint, während unter dem sternenlosen Himmelsgewölbe Abend und Morgen Hand in Hand in unvermittelter Nähe bei einander sitzen." Es war eine Nacht, die nur das gedämpftere Licht, die mattere Färbung des Landes und der See und das Verbleichen der Schatten vom Tage scheiden, welche die Lebenswelt aber wohl empfindet, da die Pflanzen ihre Blätter senken und die Vögel ihre Ruhestätte suchen, trotz der Sonne, die

den Horizont nicht verläßt. Solch eine Nacht war es also, in der zum ersten Male ein Schiff die Nordwestspitze Amerika's überwand, um nach Osten seinen Kiel heimwärts zu richten. Es war eine enge, gefahrvolle Wasserstraße, die den Investigator aufnahm, zwischen den Windungen einer niedrigen, fast hafenlosen Küste einerseits und furchtbaren Packeismassen andererseits. Nie hatte man es für möglich gehalten, jene weite, öde Eisfläche nordwärts zu durchschneiden, und selbst die Berichte der Eskimo's, mit denen M'Clure an der Küste in Verkehr trat, schlugen jede Hoffnung auf ein Gelingen nieder. Nach wiederholten unglücklichen Versuchen sah sich M'Clure in der That gezwungen, jener engen Straße zu folgen, die bereits ein Jahr zuvor durch die Pullen'sche Bootexpedition erkundet war. Am Cap Parry endlich öffnete sich eine breite Wasserstraße gegen Norden, und die kühnen Seefahrer betraten nun eine völlig fremde, noch nie erkundete Gegend, ein Entdeckungsgebiet, das sie drei lange Jahre durchstreifen sollten. Das ganze Unternehmen gewann von hier an einen neuen Charakter. Hat auch M'Clure wohl niemals vergessen, daß seine Aufgabe nicht war, Entdeckungen zu machen, sondern Unglückliche zu retten, schien selbst die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt damals bereits alle Reize verloren zu haben, da die ausgeschriebenen Preise längst zurückgezogen waren, und von der öffentlichen Meinung unzweifelhaft ein größeres Gewicht auf die Rettung eines Einzigen der Vermißten, als auf die Entdeckung jener Durchfahrt gelegt wurde; so vereinigten sich doch alle Umstände, M'Clure zum willenlosen Entdecker zu machen. Einerseits mußte es für seine eigentliche Aufgabe von der größten Bedeutung sein, wenn er eine Durchfahrt zur Melville-Insel erlangte und so eine Verbindung mit der von der Barrowstraße vordringenden Rettungsexpedition herstellte. Dann lag ja auch die Möglichkeit nahe, daß Franklin eine solche Straße, zu deren Aufsuchung er ja doch ausgesandt war, eingeschlagen habe, und seine Spuren hier zu finden, lag so nicht außer aller Wahrscheinlichkeit. Allerdings mochte diese Hoffnung bereits eine sehr schwache und unter dem Eindrucke der unaufhörlichen Täuschungen, der stets vergeblichen Nachfragen und Nachforschungen fast erloschen sein. Als M'Clure am 9. September die Südspitze des Bankslandes oder der Baringinsel mit seinem Kranze grüner Berge und seinen blauen Seen erreichte und von der Höhe der Nelsonkuppe herab, so weit das Auge reichte, den Wasserarm der Prinz-Wales-Straße nordöstlich zum Melvillesund sich hinziehen sah; da trat jedenfalls der stolze Gedanke, zum Entdecker jener Durchfahrt berufen

zu sein, mit siegender Gewalt in den Vordergrund. Unter Sturm und Nebel lief der Investigator in diese Straße ein, und am 17. Sept. war er nur noch 30 engl. Meilen von dem Ausgange derselben entfernt, als der umschlagende Wind unabsehbare Packeismassen ihm entgegentrieb, die trotz der anstrengendsten Kämpfe nicht zu durchbrechen waren. Jetzt blieb nur die Wahl, so nahe am Ziel die Entdeckung wieder aufzugeben, oder mitten im Packeis zu überwintern. M'Clure entschied sich für das Letztere. Er befestigte sein Fahrzeug an ein großes Eisfeld, mit dem es zehn Monate lang verkettet bleiben sollte. Kaum waren die dringendsten Einrichtungen für den Winteraufenthalt getroffen, so machte sich M'Clure in Begleitung von 6 Gefährten auf den Weg, um die Gewißheit seiner so zuversichtlich gehegten Vermuthungen zu erlangen. Am 26. October 1850 erblickte er von der Peelskuppe herab im Schimmer der Morgensonne die Mündung der Prinz-Walesstraße in den großen Melvillesund! Das war die Lösung jenes fünfhundertjährigen Räthsels, das so viele Menschenleben verschlungen und Nationen zum Wettstreit herausgefordert hatte!

Während des Winters vollendete man durch Schlittenexpeditionen die gemachte Entdeckung, indem man den Küstenzug der Baringinsel und des gegenüberliegenden Prinz-Albert-Landes erforschte. Hierbei traf man auf eine Eskimo-Ansiedelung und lernte ein in paradiesischer Unschuld lebendes Naturvolk kennen, das noch nie mit Europäern verkehrt hatte und durch den Einfluß des Hudsonsbai-Handels noch nicht verderbt war. Aber Spuren der Vermißten fand man nirgends. Vergeblich versuchte man mit dem beginnenden Sommer des Jahres 1851 den Ausgang der Wales-Straße zu erzwingen. Am 16. August gab man endlich jede Hoffnung auf und beschloß nun diese Straße zu verlassen, um die Westküste der Baringinsel zu umsegeln und so durch jene von Parry zuerst erblickte Banksstraße in den Melvillesund einzulaufen. Anfangs war die Fahrt über Erwarten glücklich. Aber je weiter man gegen Norden vordrang, desto furchtbarer wurden die von Nordwesten herandringenden Massen der zertrümmerten Eisberge des Polarmeeres. Nur mit Hülfe von Pulversprengungen konnte man sich zuletzt noch einen Weg durch die schwimmenden, granitfesten Kolosse bahnen. Da im entscheidenden Augenblicke, am 24. September, lenkte M'Clure seine Schiffe in eine stille, völlig geschützte Bai an der Nordküste der Baringinsel, welcher er den bezeichnenden Namen der „Gnadenbucht" (Mercy-Bai) beilegte. Am andern Tage schon war das Schiff einge-

froren, und seine eisigen Banden sind vielleicht bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst.

An diesem öden Kalksteingestade, in dieser fast von Thier- und Pflanzenleben entblößten Wildniß verlebte M'Clure mit seinen Gefährten zwei schreckliche Winter, und hier feierte man die beiden ersten Jahrestage jener ruhmvollen Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt. Auf einer seiner Schlittenfahrten erreichte M'Clure im Frühjahre 1851 den berühmten Winterhafen an der Melville-Insel, und legte hier für kommende Besucher eine Art von Testament nieder, das einen kurzen Bericht über seine Entdeckungen, aber zugleich den hochherzigen Verzicht auf jede abermals das Leben kühner Seeleute auf's Spiel setzende Unternehmung zu seiner Rettung enthielt. Der zweite Winter verging, und die Stimmung wurde immer düsterer. Die Kräfte schwanden mit der Hoffnung, Krankheiten brachen herein, und selbst Nahrungsmangel war eingetreten. Da faßte M'Clure einen verzweifelten Entschluß. Ein Theil seiner Mannschaft sollte versuchen, über das Eis der Barrowstraße das von Roß auf der Leopoldinsel erbaute Haus zu erreichen; ein anderer sollte sich nach der Mackenzie-Mündung wenden und sich so in das Gebiet der Hudsonsbai-Gesellschaft retten. Er selbst wollte mit dem kräftigsten Theile der Mannschaft noch ein Jahr auf seinem Schiffe ausharren, um noch einmal die Durchfahrt zu versuchen. Der 15. April war zum Aufbruch bestimmt. Aber schon eilte der Retter heran.

Während M'Clure in dem Eise der Mercy-Bai gefangen war, hatten bereits wieder zahlreiche Geschwader Englands Küsten verlassen und den Schauplatz der Nachsuchungen betreten. Unter den Führern dieser Geschwader war derselbe Capitain Kellett, der M'Clure am Cap Lisburne den letzten Gruß zugesandt hatte. Einer seiner Schlittenexpeditionen, die er von seinem Winterlager auf der Dealy-Insel an der Südküste der Melville-Insel ausgesandt hatte, war jenes am Winterhafen niedergelegte Testament M'Clure's in die Hände gefallen. Lieutenant Pim erhielt den Auftrag zur Rettung der Unglücklichen. Es war am 6. April 1853, also nur 9 Tage vor dem beschlossenen Aufbruch, als Pim gleich einer Erscheinung aus andern Welten plötzlich vor den Verzweifelten erschien. Keine Feder vermag diesen ergreifenden Moment zu schildern. Alle Leiden waren vergessen; die Kranken sprangen aus ihren Hängematten, und unaussprechliche Freude strahlte aus den Augen der Männer, die sich aus der Luke des eingehausten Schiffes hervordrängten. In tiefer Bewegung schieden die Geretteten von dem Schauplatze ihres langen Leidens, und bald lagen sie in den

Armen ihrer Landsleute auf der Dealy-Insel. Mit dem Geschwader Kellett's kehrten sie im October des Jahres 1854 nach ihrer Heimat zurück. Hier wartete ihrer allerdings eine glänzende Anerkennung ihres Heldenmuthes, ihrer Ausdauer, ihrer Thatkraft. Zahlreiche Körperschaften des In- und Auslandes überhäuften den Entdecker mit Ehrengeschenken und Medaillen. Die Admiralität beförderte ihn zum Capitain, die Königin erhob ihn zum Baronet, das Parlament erkannte ihm einen Preis von 10,000 Pfd. St. zu, wovon die Hälfte allerdings unter seine Offiziere und Mannschaften vertheilt werden sollte. Noch vor der Rückkehr M'Clure's hatte man im Jahre 1853 in England zu Ehren eines seiner Offiziere, der mit der Nachricht seiner Entdeckungen ihm vorausgeeilt war, eine öffentliche Feier des Jahrestages jener Entdeckung veranstaltet, und selbst der alte Parry war dabei erschienen und hatte seine Begeisterung für die Lösung jenes Problems, dem er selbst seine besten Jahre gewidmet, ausgesprochen. In dem Laufe der letzten Jahre scheint diese Begeisterung geschwunden zu sein. In der Parlamentssitzung vom 24. Februar 1857 bei Gelegenheit des Napier'schen Antrages auf eine letzte Expedition zur Erkundung der letzten Schicksale Franklin's sprach sogar der erste Lord der Admiralität, Charles Wood, sein Bedauern darüber aus, daß man bisher so viel auf's Spiel gesetzt um einer so geringfügigen Entdeckung willen.

Wir müssen jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die Schicksale Collinson's werfen, die kaum minder wechselvoll, aber auch kaum minder erfolgreich waren. Trotz des bedeutenden Vorsprunges und trotz der besseren Segelkraft seines Schiffes kam Collinson dennoch 15 Tage später am Cap Lisburne an, als M'Clure. Hier fand er weder diesen, noch Kellett und Moore, die ihm Auskunft über das Verbleiben des Investigators hätten ertheilen können. Ungesäumt trat er daher seine Fahrt in das Eismeer an, und eine weite Wasserstraße öffnete ihm bald den Weg bis zum 73° n. Br. Aber hier setzten ihm undurchdringliche Eismassen ein Ziel, und nach wiederholten Versuchen nordwärts vorzudringen, sah er sich gezwungen, zur amerikanischen Küste zurückzukehren. Mißmuthig, entschloß er sich endlich, nach Honkong zu segeln, um dort zu überwintern. Im Sommer des folgenden Jahres brach er von Neuem in das Eismeer auf und gelangte fast auf demselben Wege, wie M'Clure, in die Prinz-Wales-Straße, an deren Ausgang aber auch er durch Eismassen zur Rückkehr gezwungen wurde. Nach einer Ueberwinterung in dieser Straße versuchte er gleichfalls die

Westküste des Bankslandes zu umsegeln. Aber nicht so glücklich als M'Clure, sah er sich bald zur Umkehr genöthigt und schlug nun den Weg durch jene lange und schmale Meeresstraße ein, die sich zwischen dem amerikanischen Continent und der arktischen Inselwelt hinzieht. Er überwinterte an der Südküste des Victorialandes und drang mit Hülfe von Schlitten selbst bis zur Victoriastraße vor, deren Verbindung mit dem Peelsund bereits erwiesen ist, so daß auch hier eine nordwestliche Durchfahrt nachgewiesen war. Nach einer langen und gefahrvollen Irrfahrt in diesen engen Kanälen und einer abermaligen Ueberwinterung in der Camdenbai erreichte Collinson endlich am 9. August des Jahres 1854 die Behringsstraße wieder. Seit drei Jahren hatte man in England nichts von ihm gehört, und schon begann man zu fürchten, daß er ein Opfer seines Muthes geworden. Schon rüstete man sogar eine Expedition zu seiner Aufsuchung aus, als die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in Port Clarence einlief.

Das sind die Schicksale und Erfolge zweier der kühnsten und thatenreichsten aller Expeditionen zur Rettung Franklin's. Für die Wissenschaft nicht ohne Bedeutung — denn sie haben in dreifacher Weise die Aufgabe der nordwestlichen Durchfahrt gelöst, — blieben sie für ihren eigentlichen Zweck, die Erkundung des Schicksals der Vermißten, völlig erfolglos. Sie lieferten höchstens die Ueberzeugung, daß auch in der von ihnen erforschten Gegend die Wege Franklin's nicht zu suchen seien. So trat immer unabweislicher die Gewißheit hervor, daß die Lösung des Franklin'schen Räthsels nicht im Westen der Barrowstraße, sondern von jetzt ab allein noch im Norden des Wellingtonkanals oder im Süden des Boothialandes gesucht werden müsse.

Sieben volle Jahre waren nun seit dem unerklärlichen Verschwinden Franklin's in der nordischen Eiswüste verflossen. Alle Rettungsversuche hatten sich als vergeblich erwiesen. Das ganze, einst so bewunderte und gepriesene System der früheren Expeditionen war erschöpft. Die Nordküste des amerikanischen Continents von der Behringsstraße bis zum Kupferminenfluß war bereits in den Jahren 1848 und 1849 durch Pullen, Richardson und Rae nicht blos durchforscht, sondern selbst zum Unterkommen der Vermißten mit allen möglichen Hülfsmitteln ausgestattet worden. M'Clure hatte sogar im J. 1850 das erste große Segelschiff an einem Theil jener Küsten vorübergeführt, und noch weilte Collinson mitten in den gefahrvollen Kanälen jenes Meeresgebietes. Vor der Behringsstraße harrte endlich bereits seit 5

Jahren ein Stationsschiff, der „Plover", anfangs unter dem Befehle Moore's, jetzt unter dem Maguire's, der Ankunft der Vermißten. Nicht minder thätig war man in der Baffinsbai und ihren nördlichen und westlichen Ausgängen, in denen man mit Recht den Wegen der Verlorengegangenen zu folgen meinte, gewesen. Noch im letzten Jahre 1852 hatte Inglefield im Auftrage der Lady Franklin die Ostküsten des Smithsundes bis zum 78° n. Br. und die Westküsten der Baffinsbai von der Mündung des Jonessundes bis zur Pondsbai untersucht. Lancastersund und Barrowstraße waren wiederholt der Schauplatz der sorgfältigsten Nachforschungen gewesen, und ihre Küsten zu beiden Seiten mit zahlreichen Niederlagen von Lebensmitteln versehen worden. Im Herzen der arktischen Inselwelt, da wo sich der verhängnißvolle Wellingtonkanal nach Norden öffnet und die Barrowstraße in das weite Becken des Melvillesundes übergeht, hatten die Geschwader von Austin, Penny und Roß während des Winters 1850 und 1851 verweilt, und von hier aus waren sie mit Hülfe von Schlitten südlich an den Küsten des Prinz-Waleslandes vorgedrungen und hatten nördlich die Küsten von Cornwallis, des Bathurstlandes, der Insel Byam-Martin und der Melville-Insel erforscht. Der unermüdliche John Rae hatte im J. 1851 sogar von Süden her das Wollaston- und Victorialand erreicht, und Kennedy und Bellot endlich hatten im J. 1852 Nord-Sommerset bis zur Bellotstraße und den Osten des Prinz-Wales-Landes durchwandert. Die einzigen bedeutsamen Resultate aller dieser Forschungen waren das Auffinden der Stätte des ersten Winterlagers der Vermißten auf einer kleinen, bis dahin unbeachteten Insel am Eingange des Wellingtonkanals und die Entdeckung eines offenen Meeres im Norden dieser Straße. Auf diese bisher mit geheimem Mißtrauen betrachtete Meeresgegend richteten sich jetzt die Blicke aller noch Hoffenden. Wäre damals bereits die Thatsache bekannt gewesen, daß auch M'Clure auf seinen Kreuz- und Querzügen von den Küsten des amerikanischen Continents bis zum Bankslande nicht die geringste Spur einer Anwesenheit der Vermißten irgendwo entdeckte, so hätte man wahrscheinlich vollends jeden Zweifel aufgegeben, daß nicht im Süden oder Westen der Barrowstraße, sondern nur im Norden der Aufschluß über das Schicksal Franklin's und seiner Gefährten zu finden sei.

Mit dieser Neubelebung der Hoffnungen nahmen auch die Ansichten über den muthmaßlichen Verlauf der Franklin'schen Expedition eine völlig veränderte Gestalt an. Was man bisher als im Widerspruch mit Franklin's Instruktionen am stärksten bezweifeln zu müssen

geglaubt hatte, das erschien nunmehr als das Wahrscheinlichste. Franklin, dachte man sich, habe, angelockt durch die offene Wasserstraße des Wellingtonkanals, diesen durchschnitten und im Norden der Parry-Inseln die nordwestliche Durchfahrt gesucht. Längs der eisumlagerten Küsten dieses arktischen Mittelmeeres, das sich den neuesten Forschungen zufolge vielleicht bis Cap Jakan an der nordasiatischen Küste erstreckt, hintreibend, habe er vergeblich nach einem Ausgange nach Süden gespäht. Wenn nun nicht eine furchtbare Katastrophe die Unglücklichen unter den Eisblöcken jenes wilden Meeres spurlos vergraben habe, so sei es vielleicht Einigen geglückt, nach Verlassen der eingefrorenen Schiffe auf Booten eine Zuflucht irgendwo an diesen unwirthlichen Küsten, wohl gar an den fernen sibirischen zu finden. Welch eine Zuflucht freilich! Die wenigen Blicke, welche bis dahin auf jene Eismassen im Norden der Behringsstraße gerichtet wurden, haben eine grauenhafte Landschaft enthüllt, nicht ebene Eisfelder, sondern wild zerrissene, mit hochaufragenden, thurmspitzenähnlichen Eisstacheln bedeckte Massen, die für eine durch Entbehrungen und Krankheiten bereits geschwächte Schaar von Seefahrern geradezu undurchdringlich sein mußten.

Diese Ansichten schienen durch ein eigenthümliches Ereigniß eine gewisse Bestätigung erhalten zu sollen. Am 20. März 1852 ging nämlich bei der Admiralität die Anzeige ein, daß die Handelsbrig „Renovation" auf ihrer Ueberfahrt nach Quebek im April 1851 in der Gegend von Neufoundland einem großen Eisberg begegnet sei, auf dessen unterer Fläche man ganz deutlich zwei große, dreimastige Schiffe zum Theil noch mit aufgerichteten Masten, aber von Menschen verlassen und ohne Boote, erblickt habe. Dieser Nachricht schloß sich die ähnliche Aussage eines mecklenburgischen Auswandererschiffes an. So sehr man von vielen Seiten geneigt war, diese Berichte zu bezweifeln und in das Gebiet jener zahlreichen mystischen und lügenhaften Gerüchte zu verweisen, welche das Schicksal Franklin's bereits hervorgerufen hatte, so stimmten sie doch wieder zu gut zu den damaligen Ansichten von der Lage der Vermißten, als daß man sie ganz hätte vernachlässigen können. Man erinnerte sich an das Geschick des Capitain Roß im J. 1849 und der amerikanischen Expedition unter de Haven im Winter 1850—51, deren Schiffe gleichfalls im Eise eingeschlossen, von der Strömung ergriffen und unaufhaltsam in die Baffinsbai entführt wurden. Auch Franklin's Schiffe konnten aus dem Eise jenes arktischen Mittelmeeres von eben jener Strömung durch den Wellingtonkanal, die Barrowstraße, den Lancastersund in die Baffinsbai hinaus-

geführt worden sein, bis sie vor ihrem Hinabsinken in die Tiefen des atlantischen Oceans von den Mannschaften der „Renovation" und des mecklenburgischen Fahrzeuges erblickt wurden.

Das waren die Ansichten und Vermuthungen, welche den Rettungsplänen des Jahres 1852 zu Grunde lagen. Es galt, sich den Eingang in jenes geheimnißvolle arktische Mittelmeer zu bahnen, welches die Vermißten in eisiger Gefangenschaft halten sollte. Dieser Eingang konnte allem Vermuthen nach auf dreifache Weise erreicht werden: entweder von den sibirischen Küsten im äußersten Westen aus, oder durch den Smithsund im Osten, oder endlich auf dem von Penny eröffneten Wege durch den Wellingtonkanal. Die britische Admiralität glaubte nur diesen letzten, durch die Spuren der Vermißten an seinem Eingange als besonders wichtig bezeichneten Weg berücksichtigen zu dürfen. Zu diesem Zwecke rüstete sie das ehemalige Austin'sche Geschwader aus, das aus den Segelschiffen „Assistance" und „Resolute" und den Schleppdampfern „Pioneer" und „Intrepid" bestand. Capitain Edward Belcher, der zum Oberbefehlshaber der Expedition ernannt ward, sollte mit zwei Schiffen durch den Wellingtonkanal vordringen, während Kellett mit den beiden anderen Schiffen sich nach der Melville-Insel begeben sollte, um dort die Ankunft der noch vermißten Schiffe Collinson's und M'Clure's zu erwarten oder über deren Verbleib Nachforschungen anzustellen. Die Beechey-Insel wurde zum Proviantdepot und zur Basis der neuen Unternehmungen bestimmt, und der „Nordstern", unter der Führung Lieutenant Pullen's, sollte hier als Stationsschiff für die ganze Dauer dieser Forschungen verweilen. Am 21. April verließ das Geschwader die Themse, eine auserwählte Mannschaft an Bord und unter seinen Offizieren Männer wie Mecham, M'Clintock, Osborn, Krabbé, Pim u. s. w. zählend. Als Kennedy wenige Monate später von seiner Erkundungsreise im Prinz-Regents-Inlet zurückkehrte, überbrachte er die erfreulichsten Nachrichten über den anfänglichen Verlauf dieser Expedition. Belcher war bereits am 14. August mit vollen Segeln in den offnen Wellingtonkanal hinauf gefahren, Kellett hatte am Tage darauf seine Fahrt nach der Melville-Insel angetreten, und auf der Beechey-Insel erhob sich bereits aus den Trümmern gestrandeter Schiffe ein geräumiges hölzernes Haus, das „Northumberland-House", das den Zurückkehrenden zum gastlichen Aufenthalt dienen sollte.

Inzwischen war man in England freilich nicht allseitig mit dieser Beschränkung der von der Admiralität angeordneten Nachforschungen auf

den Wellingtonkanal und die Melville-Insel zufrieden gewesen. In seinen weitgehenden Hoffnungen wollte man namentlich die sibirischen Küsten nicht außer Acht gelassen wissen, wo man neuerdings die Zuflucht der Vermißten vermuthete. In diesem Sinne hatte schon im J. 1851 Lieutenant Pim den Plan gehegt, vom asiatischen Festlande aus im äußersten Nordosten Sibiriens nach Franklin zu forschen. Dieses Vorhaben war an dem Widerstreben der russischen Regierung gescheitert. Jetzt nahm Lady Franklin diesen Plan von Neuem auf. Durch eine Sammlung, welche der Senat und die Bewohner von Vandiemensland in dankbarer Erinnerung an ihren ehemaligen Gouverneur veranstaltet hatten, sah sie sich im Frühjahre 1853 in den Stand gesetzt, ihren Schraubendampfer „Isabel" abermals auszurüsten und unter der Führung Kennedy's in die unbekannten Meeresgebiete jenseits der Behringsstraße bis zum Cap Jakan auszusenden. Aber am 3. Novbr. lief leider die niederschlagende Nachricht ein, daß sich in Folge von Zerwürfnissen bereits zu Valparaiso die Mannschaft jenes Schiffes aufgelöst habe. Die Nachricht von diesem Scheitern ihrer Hoffnungen traf Lady Franklin um so härter, als diese hochherzige Frau gleichzeitig eine der trübsten Erfahrungen ihres Lebens zu bestehen hatte. Der Gatte ihrer Stieftochter, der Pfarrer Philipp Gell, den Franklin in Vandiemensland zum Amte befördert hatte, und der damals ein Pfarramt in einer Vorstadt Londons bekleidete, hatte in jenen Tagen öffentlich die gehässigsten Anklagen gegen Lady Franklin erhoben, indem er sie beschuldigte, das Vermögen seiner Frau selbstsüchtig verwendet und fahrende Abenteurer für die Zwecke der Aufsuchung Franklin's unterstützt zu haben. Das waren die Opfer ihrer heldenmüthigen Gattentreue in den Augen eines ihres nächsten Verwandten!

Noch stand ein dritter Weg zu jenem verhängnißvollen Meere des Poles offen; das war der Weg durch den Smithsund. Auch dieser war nicht ohne Aussicht auf Erfolg, da Franklin selbst, wenn er durch den Wellingtonkanal in jenes nördliche Mittelmeer gerathen war, leicht durch die Strömungen desselben gezwungen, vielleicht auch in Folge der gewonnenen Ueberzeugung, daß nach Westen hin ein Ausgang nicht zu erreichen sei, die Richtung nach Osten eingeschlagen haben konnte. Auch dieser Weg wurde im Frühjahr 1853 durch die kühne amerikanische Expedition des Dr. Kane verfolgt. Ehe wir aber über dieses Unternehmen, das durch seine Abenteuerlichkeit alle übrigen fast in den Hintergrund gedrängt hat, näher berichten, müssen wir dem Verlauf und den Erfolgen der Belcher'schen Expedition noch einige Zeilen widmen.

So ungewöhnlich anfangs das Glück die Belcher'sche Expedition zu begünstigen schien, so düster gestaltete sich ihr ferneres Geschick. Am 18. August ankerten bereits Belcher's Schiffe im Northumberlandsund hoch im Norden der Wellingtonstraße. Aber hier zog der Winter seine ehernen Schranken, die keine Thatkraft der kühnen Seefahrer zu durchbrechen vermochte. Vergebens erblickte man jenseits des Cap Lady Franklin ein offnes Meer, freilich ein furchtbares Meer, von wild dahinjagenden Eiskolossen bedeckt, „ein erschütterndes Bild von Gefahren ohne Rettung und des unvermeidlichen Verderbens." Aber auch zu jenem Meere vermochte selbst die Dampfkraft nicht mehr den Weg zu bahnen. Vergeblich versuchte man selbst im Sommer 1853 die Rückfahrt zur Beechey-Insel. Durch einen Sturm verschlagen, wurden die Schiffe wenige Meilen weiter südlich in der Disasterbai abermals vom Winterfrost in Fesseln geschlagen. Selbst die Kraft des Pulvers reichte nicht hin, diese Banden zu sprengen. Durch einen Aufwand von 800 Pfd. Pulver erreichte man im Sommer 1854 kaum einen Fortschritt von einer halben engl. Meile. Granitfeste Packeismassen hemmten jede Bewegung. Da, im Angesicht eines neuen furchtbaren Winters, sah sich Belcher zu dem schmerzlichen Entschlusse gezwungen, seine Schiffe zu verlassen und seine Mannschaft über das Eis auf die Beechey-Insel zu retten. Am 25. August wurde dieser Beschluß ausgeführt, und am 26. befanden sich die Geretteten bereits am Bord des „Nordstern", mit vollen Segeln der Heimat zueilend.

Das Geschick der Kellett'schen Expedition war kaum minder unglücklich. Zwar hatte sie das Ziel, die Melville-Insel, bereits am 9. September 1852 erreicht und an der Südküste derselben auf der kleinen Dealy-Insel ihr Winterlager aufgeschlagen. Ein stattliches Vorraths- und Zufluchtshaus, das den Namen „Seefahrers Heimat" erhielt, erhob sich sogar, zur Aufnahme für die vermißten Mannschaften der Entreprise und des Investigator bereit, auf den Felsen dieser Insel. Ja es gelang endlich durch Schlittenexpeditionen, M'Clure und seine Gefährten aufzufinden und aus ihrer bedenklichen Lage in der Mercy-Bai zu befreien. Es gelang selbst, schriftliche Nachrichten von Collinson aufzufinden, aus denen sich die beruhigendsten Folgerungen über dessen Verbleiben ergaben. Somit hatte Kellett wenigstens seine Aufgabe gelöst, so weit sie die Entdeckung Franklin's nicht anging. Aber die Rückkehr zur Beechey-Insel ward auch seinen Schiffen durch das Eis verwehrt. Der in so vielfacher Weise verhängnißvolle Orkan vom 18. August 1853 zertrümmerte zwar die Eisbarrieren des Melville-

fundes; aber die mit vollen Segeln enteilenden Schiffe Kellett's wurden bereits an den Griffithspitze, dem südöstlichen Auslauf der Melville-Insel, auf's Neue vom Eise umschlossen. Auf den Befehl Belcher's verließen hier die Mannschaften am 15. Mai 1854 ihre Schiffe im Eise, um sich zur Beechey-Insel zu begeben und in Gemeinschaft mit den Mannschaften der Belcher'schen Schiffe die Rückkehr zur Heimat anzutreten.

In England harrte man indeß mit der gespanntesten Erwartung der Erfolge dieser wichtigen Expedition, und die allgemeine Ungeduld, verbunden mit dem Wunsche, die Vorräthe der Station auf der Beechey-Insel zu verstärken und zu ergänzen, veranlaßte bereits im Frühjahre 1853 die Admiralität, zwei neue Schiffe, das Dampfschiff „Phönix" und das Transportschiff „Breadalbane", auszurüsten und unter dem Befehle Capitain Inglefields in die Barrowstraße zu senden. Dieser Expedition schloß sich der französische Seelieutenant Bellot an, der vergeblich Alles aufgeboten hatte, seine eigene Regierung zur Ausrüstung einer Expedition in diesem Dienste der Menschlichkeit zu bewegen, und endlich nichts zu erlangen vermochte, als Urlaub und die Fürsprache seiner Regierung für seine Theilnahme an der Fahrt Inglefields. Auf der Beechey-Insel fand Inglefield die Nachrichten von den glücklichen Erfolgen Kellett's, konnte aber über Belcher's Verbleiben nichts erfahren. Wiederholte Versuche, die mitgebrachten Depeschen an Diesen zu befördern, scheiterten an unglücklichen Zufällen. Da erbot sich Bellot freiwillig, dieses schwierige Geschäft zu übernehmen, und machte sich am 12. August in einem Kautschoukboot mit 4 Matrosen auf den Weg. Da ereignete sich jener furchtbare Orkan, welcher vom 17. bis 21. August die arktischen Meere in den wildesten Aufruhr versetzte. Die Schiffe Inglefields am Cap Riley wurden in die tobenden Eismassen hinausgerissen. Am Morgen des 21. August trieb ein furchtbares Eisfeld mit reißender Gewalt gegen die Schiffe heran. Der „Phönix" hielt den Stoß aus, aber das Transportschiff „Breadalbane" wurde von einem Eisblock an den Seiten durchbohrt und sank, nachdem die Mannschaft sich kaum gerettet, im Verlaufe weniger Minuten unabwendbar und spurlos in den schwarzen Abgrund hinab. Wenige Stunden darauf erfolgte eine noch erschütterndere Nachricht. Die vier Begleiter Bellot's kehrten ohne ihn zurück, der unter den Stürmen des 18. August in den Fluthen des Wellingtonkanals sein Grab gefunden hatte. Bellot war in der Nähe des Cap Bowden damit beschäftigt gewesen, sein Boot an's Land zu ziehen, als der Sturm ihn

überraschte. Zwei seiner Leute waren bereits auf dem Lande, und das Boot wurde eben zum letzten Male von der Küste abgelassen, um Bellot und die beiden anderen Matrosen von dem Eise herbeizuholen. Da setzten sich plötzlich diese Eismassen in Bewegung, und hoffnungslos trieben die Unglücklichen nun durch die wirbelnden Fluthen dahin. Am Morgen des 18. August erstieg Bellot zur Umschau den Gipfel seines Eisberges und — kehrte nicht wieder; ein heftiger Windstoß hatte ihn wahrscheinlich von dem glatten Abhange in die Tiefe geweht.

Der Eindruck dieser Nachrichten, welche Inglefield im Herbste nach England brachte, war ein schmerzlicher und entmuthigender. Im Frühjahr 1854 ging daher Inglefield mit dem „Phönix" und zwei Transportschiffen abermals unter Segel, den arktischen Geschwadern den Befehl zur ungesäumten Rückkehr zu überbringen, zugleich aber auch eine Ehrenschuld der britischen Nation abzutragen durch Errichtung eines Denkmals auf der Beechey-Insel zum Andenken Bellot's. Als er sich am 27. August dem Cap Riley näherte, fand er die Mannschaften jener Geschwader bereits auf hoher See. Es waren die Mannschaften fünf verlassener Schiffe, 263 Mann, unter denen die vom „Investigator" bereits seit 5 Jahren von der Heimat fern waren. Eines der verlassenen Schiffe, die „Resolute", wurde im Herbst des J. 1855 von einem amerikanischen Walfischfänger südlich vom Cap Walsingham in der Davisstraße aufgefunden und gerettet. Die übrigen sind vielleicht bereits von Eisblöcken zertrümmert und von den Wellen verschlungen oder harren noch in ferner Einöde ihrer Zerstörung.

Belcher wurde mit allgemeinem Unwillen in England empfangen. Man konnte es ihm nicht vergessen, daß er es nicht gewagt hatte, in das ihm offen stehende wilde Polarmeer hinauszusegeln, man machte es ihm zum Vorwurf, daß er fünf zum Theil noch unversehrte Schiffe dem Verderben im Eise preisgegeben hatte. Ein Kriegsgericht saß über ihn, und wenn es ihn auch frei sprach, so geschah es doch nicht „mit Ehren."

Belcher's Expedition hatte für die Aufgabe der Rettung Franklin's nichts geleistet. Aber für die Wissenschaft sind dennoch jene Jahre im Eise nicht ohne die höchste Bedeutung geblieben. Die Schlittenexpeditionen, welche in den Frühlingsmonaten 1853 und 1854 unternommen wurden, haben eine völlig neue Welt erkundet. Sie haben nicht allein die Verbindung des Jones- und Smithsundes mit dem nördlichen Polarbecken unzweifelhaft dargethan; sie haben auch die Küsten

einer bisher kaum von fern gesehenen Inselwelt vom 89° bis 125° westl. Länge und von 72½° bis 78° nördl. Breite entdeckt und verzeichnet. Bis in den hohen Norden Nord-Devons, des Grinnelllandes, der Inseln Cornwallis und Melville, bis in den fernen Westen der Prinz-Patrik-Insel und des Bankslandes erstreckten sich diese Wanderungen, die von den furchtbarsten Mühen und Gefahren begleitet waren. Aber die Hoffnung auf eine Rettung Franklin's war durch die Erfolglosigkeit dieser Expedition auf's Tiefste erschüttert worden. Eine Wiederaufnahme solcher Versuche schien thatsächlich eine Unmöglichkeit. Dennoch erhob sich eine allgemeine Stimme der ernstesten Mißbilligung, als im Anfange des J. 1854 die Admiralität den Beschluß faßte, die Namen der Vermißten aus den Schiffslisten zu streichen und zu den Todten zu schreiben. Niemand hatte eine Ahnung, daß in diesen Tagen bereits ein Mann unterwegs war, um die letzten erschütternden Zeugnisse des Unterganges der Expedition des „Erebus" und „Terror" nach England zu überbringen.

Achtes Kapitel.

Kane's Nordpolfahrt.

Zu den eifrigsten Anhängern jener Ansicht, daß Franklin in dem vermeintlichen offnen Polarmeer jenseits der Baffinsbai und der Parry-Inseln die Lösung seiner Entdeckungsaufgabe gesucht habe, gehörte der Amerikaner Dr. Elisha Kent Kane. Zu Philadelphia im J. 1822 geboren, starb dieser um die Erforschung der arktischen Natur so hochverdiente Mann am 13. Februar 1857 in der Havannah, nachdem er 12 Jahre lang fast ununterbrochen fremde Länder durchwandert hatte. Als Arzt begleitete er zuerst im J. 1843 eine amerikanische Gesandtschaft nach China, besuchte dann die Philippinen und Mindoro und durchreiste in Gesellschaft des preußischen Baron v. Loë die Insel Java und nach dessen Tode Sumbava. Hier bestieg er den Vulkan Tael, ließ sich an einem Bambusseil in seinen Krater hinab und kletterte über Lava und Asche gegen 700 Fuß tief weiter abwärts, bis

er besinnungslos, aber das Gefäß mit den gesammelten Schlacken noch krampfhaft umspannend, wieder heraufgewunden ward. Von Jàva ging Kane nach Indien, Ceylon, Aegypten, durchforschte dort die Länder des oberen Nil und wagte sich bis in die Oase des Jupiter Ammon. Nach einer kurzen Zeit der Ruhe in seiner Heimat trieb ihn der unersättliche Wissensdrang abermals in die Ferne. Er durchforschte jetzt die Küsten Guinea's und war eben bereit, sich in das Innere von Dahomey zu begeben, als ihn ein gefährliches Fieber überfiel, das leider den Grund zu seinem frühzeitigen Tode legte. Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten betheiligte er sich als Arzt an dem mexicanischen Kriege und durchwanderte nach dessen Beendigung dieses interessante Land. Im J. 1850 war er bei den Küstenvermessungen der Vereinigten Staaten beschäftigt, als der Ruf an ihn erging, die von Grinnell ausgerüstete Expedition zur Aufsuchung Franklin's unter de Haven's Führung als Arzt zu begleiten. Die abenteuerlichen Gefahren dieser Reise schreckten Kane nicht ab, sofort nach seiner Rückkehr sich zu einem abermaligen, noch gefahrvolleren Unternehmen zu erbieten.

Gerade in Amerika hatte nämlich, theils in Folge der Mittheilungen der rückgekehrten Grinnell-Expedition, wie der Erfahrungen Austin's, Penny's und Roß', vollends endlich der Erfolge Inglefield's im J. 1852, theils im Anschluß an die aus der Theorie geschöpfte Ueberzeugung Maury's von einem Einfluß der Meeresströmung auf die Verbreitung der Wärme über die nördlichen Gebiete des Erdkörpers, die Hypothese einer offnen See und selbst eines milderen Klima's im hohen Norden die enthusiastischesten Freunde gefunden. Als daher im Herbste des Jahres 1852 sich Lady Franklin abermals vertrauensvoll um Mittel zur Rettung ihres Gatten an die amerikanische Nation wandte, und als abermals der Ehrenmann Henry Grinnell in Neu-York seine freigebige Hand zur Ausrüstung eines solchen Unternehmens öffnete, da herrschte keinen Augenblick ein Zweifel weder über die Person des Führers, noch über das Ziel dieses Rettungswerkes. Dr. Kane war der Mann des öffentlichen Vertrauens. Seine Charakterstärke, sein unerschütterlicher Muth, sein Reichthum an Erfahrungen und Wissen, verbunden mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit, dem fast an Empfindsamkeit grenzenden Wohlwollen, der selbst in den grauenvollsten Polarwüsten bewährten Heiterkeit seines Wesens, eigneten ihn, obwohl er nur Arzt war, mehr wie Jeden zum Führer dieser Expedition. Das Ziel aber konnte kein an-

deres als das offene Meer am Pole, und das Eingangsthor zu diesem nur der Smithsund sein. Jene einzige andere, Erfolg versprechende Eingangspforte, der Wellingtonkanal, war ja bereits von englischer Seite der Belcher'schen Expedition überwiesen.

Hinsichtlich der Großartigkeit des Entwurfes steht die Kane'sche Expedition unter den arktischen Unternehmungen der letzten Jahre unübertroffen da, und durch die Einfachheit ihrer Ausrüstung erinnerte sie an alte Zeiten, an die Heldenfahrten eines Hudson und Baffin. Während man bei den britischen Expeditionen stets darauf bedacht war, wenigstens zwei reichlich ausgestattete, zum Theil mit Dampfkraft versehene Schiffe zur gegenseitigen Unterstützung mit einander in das Polarmeer zu senden, sehen wir hier 18 amerikanische Seeleute einer kleinen Brigantine von nur 144 Tonnen Gehalt ihr Geschick anvertrauen. Freilich hatte dieses kleine Fahrzeug, die Advance, schon einmal im nordischen Eise seine Kraft und Tüchtigkeit bewährt. Auch der Plan der Operationen, durch welche Kane jene geheimnißvolle Gegend zu erforschen gedachte, war eigenthümlicher Art und auf das Sinnreichste theils aus den Erfahrungen nordamerikanischer Wilden, theils der Russen, theils der englischen Expeditionen zusammengesetzt. Zunächst wollte er soweit als irgend möglich in grader Linie im Smithsund oder jenseits desselben nordwärts vorzudringen suchen. Wenn dann endlich Eis- oder Landbildungen dieses Vordringen hemmen und das Schiff vor Anker zu gehen zwingen würden, sollte Kane mit der Hälfte seiner Mannschaft mit Hülfe eines von Hunden gezogenen Schlittens und eines Bootes, dem man den bezeichnenden Namen „Verlorene Hoffnung" gab, die Richtung zum Nordpol weiter verfolgen. Es sollte dann eine viele Tagereisen vom Ankerplatze entlegene Stätte als Ausgangspunkt des eigentlichen Erkundungsunternehmens, das im Frühjahr des folgenden Jahres ausgeführt werden sollte, mit Vorräthen, Boot und Schlitten ausgestattet werden.

Eine seltene Umsicht und Sorgfalt spricht sich in diesem Plane, wie in allen Vorbereitungen aus. Auf dem Schiffe war für die strengste Reinlichkeit und Ordnung gesorgt. Die Lebensmittel, namentlich der Pemmican und das eingemachte Fleisch, waren auf das Sorgfältigste unter Kane's eignen Augen zubereitet. Die Vorräthe reichten freilich nur auf ein Jahr aus, aber im Nothfall rechnete man auf den Ertrag der Jagd und war selbst entschlossen, zur Lebensweise der Eskimo's, deren Vorhandensein in jenem hohen Norden sehr wahrscheinlich war, seine Zuflucht zu nehmen. Mit vertrauensvoller Hingebung und enthu-

siastischer Hoffnung blickten die Mitglieder der Expedition zu ihrem Führer auf, der sich durch das stolze Bewußtsein, seine hochgehenden Ideen an der Wirklichkeit messen zu dürfen, gehoben fühlte.

Am 30. Mai 1853 verließ die Advance den Hafen von Neu-York. An der grönländischen Küste wurden frische Vorräthe eingenommen und die vorhandene Ausrüstung zweckmäßig ergänzt. In Fiskernäs gelang es Kane, einen jungen Eskimo, Hans Christian, anzuwerben, der durch seine Treue und Ausdauer, wie durch seine Eigenschaft als Jäger in den Tagen der Bedrängniß die wichtigsten Dienste leistete. In Upernavik schloß sich ihm überdies der bekannte Eskimo-Dolmetscher Petersen an, dessen Leistungen bereits dem Capitain Penny so unschätzbar geworden waren.

In der Melvillebai begann die Reihe der Gefahren. Heranwogende Eisblöcke und Treibmassen trieben das Schiff in die äußerste Enge, und ein Eisberg, unter dessen Schutz man sich flüchtete, begann plötzlich zusammenzubrechen und mit seinen Trümmern das kleine Fahrzeug zu überschütten. Endlich, am 6. August, lief die Brigg unter heftigem Schneegestöber zwischen den düster vorspringenden „arktischen Säulen des Herkules", dem Cap Isabella im Westen und Cap Alexander im Osten, in den Smithsund ein. Eine unbekannte, von den Schrecken der arktischen Natur erfüllte Welt eröffnete sich mit der großartigen Scenerie hochragender Klippen, zwischen deren dunklem Braun hin und wieder in Vertiefungen der Purpur des rothen Schnee's und das schimmernde Blau der Gletscher auftauchte. Hier wurde auf der kleinen Littleton-Insel für den Fall der äußersten Noth ein kleines Boot mit einem Vorrath von Lebensmitteln zurückgelassen.

Jene Stürme des August, welche den Tod des Lieutenant Bellot und den Untergang des Transportschiffes „Breadalbane" herbeiführten, verwickelten auch die kühnen Abenteurer im Smithsund in eine Reihe der entsetzlichsten Kämpfe und Schrecknisse. Die besten Anker gingen verloren, und mehr als einmal schien das Fahrzeug unter dem Andringen der Eisblöcke, Eisfelder und Berge der Vernichtung preisgegeben; mehr als einmal glaubte man mitten im Packeise des Smithsunds das Winterlager aufschlagen zu müssen. Vier Männer wurden auf einer Eisflarde hinweggerissen und konnten erst nach zwei Tagen wieder eingeholt werden. Nur Kane erhielt seinen Muth aufrecht, die Mannschaft begann zu verzweifeln, und die Offiziere drängten zur Rückkehr.

Der drohendsten Gefahr entging man mit Hülfe eines vorübertreibenden Eisberges, an dem es gelang das Schiff zu verankern. Das edle Schleppferd führte das Schiff ungefährdet mitten durch Packeismassen und Eisberge, zuletzt durch einen so schmalen Kanal, daß man die Raen vieren mußte, um nicht an die Eiswände anzustoßen. Der Schaum der Wellen spritzte hoch über seine Windseite, und seine Stirn pflügte das dünnere Eis auf.

Am 29. August erreichte die „Advance" ihr winterliches Ziel. In einer tiefen, nach Nordwesten geöffneten Bucht, der man später den Namen Rensselaer-Bai gab, unter 78° 37′ n. Br. wurde das Winterlager aufgeschlagen. Auf einer kleinen Felseninsel wurde das Vorrathshaus, auf einer anderen das astronomische und das magnetische Observatorium erbaut, während man das meteorologische Observatorium auf einer offenen Eisfläche errichtete. Während der größere Theil der Mannschaft mit Ausführung dieser Bauten, mit der Einhausung des Schiffes und mit Versuchen beschäftigt war, durch Jagdbeute die Lebensmittelvorräthe zu vermehren, zogen 2 Offiziere mit 5 Matrosen aus, um die für die Frühjahrsexpedition so wichtigen Depots anzulegen. Sie drangen bis über den 79sten Breitengrad vor, wo ein großartiger, 400 Fuß hoher Gletscher der Landbildung auf weite, unermessene Strecken ein Ziel zu setzen schien. Nach einem 26tägigen, beschwerlichen, aber glücklichen Marsche kehrten sie bis auf einige Frostschäden wohlbehalten zurück.

Die lange Winternacht von 124 sonnenlosen Tagen, von denen 90 selbst jeder Dämmerung entbehren sollten, brach nun herein. Es war schwer, in dieser Finsterniß und bei einer Kälte, die am 5. Febr. die furchtbare Höhe von — 49° R. erreichte, die Gedanken der Leute zu beschäftigen, und doch war es nöthig, wenn drohenden Krankheiten vorgebeugt werden sollte. Die gewöhnlichen Zerstreuungsmittel, Maskeraden, Zeitungen, Spiele reichten hier nicht aus. Der niederdrückende Einfluß dieser Winternacht, nicht der Kälte allein, sondern, wie Kane meint, selbst des Lichtmangels, zeigte sich am verderblichsten an den Hunden. Von 41 Eskimohunden, die doch innerhalb des Polarkreises geboren waren, erlagen 35 den Anfällen einer seltsamen Krankheit, die mit einer Art von Kinnbackenkrampf endete. Von 10 Neufoundländer Hunden überlebte nur einer diesen schrecklichen Winter. Das war ein unersetzlicher Verlust für Kane, der eine gänzliche Abänderung seiner Operationspläne nothwendig machte.

Vor allen Dingen war jetzt eine Expedition nöthig, um die im vergangenen Herbst angelegten Lebensmitteldepots zu untersuchen und zu ergänzen. Am 19. März brachen 8 Männer zu diesem Zwecke auf. Am 31. März kehrten plötzlich um Mitternacht drei von ihnen, der Astronom Sonntag, der Schiffszimmermann Ohlsen und Petersen, geschwollen, hohläugig, kaum noch der Sprache mächtig, mit der erschütternden Nachricht zurück, daß sie ihre Gefährten krank und halb erstarrt zwei Tagereisen entfernt zwischen Eishügeln während eines heftigen Schneetreibens zurückgelassen hätten. Kane entschloß sich sofort zur Rettung der Unglücklichen mit dem ganzen Rest seiner Mannschaft, bis auf 5 Kranke, die er zum Schutz des Schiffes zurückließ, aufzubrechen. Einer der Zurückgekehrten, der Zimmermann Ohlsen, wurde als Führer, in Pelze und Federbetten gehüllt und auf einem Schlitten festgebunden, mitgeführt. Aber auch dieser vermochte nicht einmal die Richtung anzugeben; Frost und Beschwerden hatten ihm die Sinne verwirrt. Dazu stieg die Kälte auf — 36° R., und ihrer nervenerschütternden Gewalt drohten die kräftigsten Männer allmälig zu erliegen. Gliederzittern und Engbrüstigkeit stellten sich ein, Kane selbst sank zweimal ohnmächtig in den Schnee. Endlich nach 18stündigem Suchen gelang es dem Eskimo Hans Christian, die kaum sichtbaren Spuren eines Schlittens zu entdecken, und diese führten zum Zelte der bedrängten Gefährten. Nach einer kurzen Rast, die zum Theil außerhalb des Zeltes bei einer Kälte von — 38° R. zugebracht wurde, trat man den Rückweg an, die 4 Kranken auf den Schlitten gebettet mit sich führend, über ein unebenes Terrain, über gewaltige Eisblöcke und Eisfelder, über tiefe, vom Schnee verdeckte Schluchten und Spalten hin. Aber bereits nach 6 Stunden traten die unheimlichsten Symptome der Ermattung ein, namentlich ein unwiderstehliches Verlangen nach Schlaf, Gefühllosigkeit und Sprachlosigkeit. Eine abermalige Rast war unvermeidlich. Das Zelt wurde aufgeschlagen; aber an eine Erquickung durch Speise und Trank war nicht zu denken. Keiner war mehr im Stande Feuer anzuschlagen, und der Branntwein war unter allen Decken und Pelzen zu den Füßen der Männer auf dem Schlitten gefroren. Kane eilte deshalb mit einem Bootsmann voraus, das am Tage zuvor zurückgelassene Zelt zu erreichen, um hier eine Erquickung für die nachkommenden Gefährten vorzubereiten. Kaum seiner Sinne noch mächtig, erreichte er das Zelt, das er aber von Bären umgeworfen und zerzaust fand. Ein kurzer Schlaf im Pelzsack gab ihm indeß die Kräfte wieder, und die Erquickung, die er den Nachkommenden dar-



Eine Bärenjagd im Kane'schen Winterlager.

bot, stärkte auch diese sichtlich. Zugleich war das Wetter milder und freundlicher geworden. Dennoch war der übrige Marsch zum Schiffe eine Reihe der entsetzlichsten Leiden. Die Kräfte versagten mehr und mehr. Allen Abmahnungen zuwider, warfen sich die Männer auf den schneebedeckten Boden zum Schlafe nieder. Merkwürdiger Weise zeigte sich ein 3 Minuten langer Schlaf im Schnee wirklich von wohlthuender Wirksamkeit. In völliger Geistesverwirrung, jeder Wahrnehmung unfähig, wie Träumende wankend, erreichten die Unglücklichen, nur von einem Instinkt geleitet, endlich das Schiff. Ihr Ansehen war fürchterlich; von ihren Bärten hingen lange Eiszapfen herab; mit hohlen, wilden Blicken stierten sie den entgegenkommenden Arzt an; wie von der Last der Jahre gebeugt, schwankten sie einher. Das waren dieselben Männer, die noch vor 3 Tagen stark und kraftvoll das Schiff verlassen hatten! Die Geistesverwirrung ging bald in tobende Raserei über, und 2 Tage lang glich das Schiff einem Irrenhause. Allmälig kehrten zwar die Kräfte wieder; aber Keiner hat sich je wieder ganz von den Folgen dieses unglücklichen Unternehmens erholt. Zwei der Gefährten starben in Folge der nöthig gewordenen Operationen.

Den lähmendsten Einfluß übte das Mißlingen dieser Frühjahrsexpedition auf die Entdeckungspläne Dr. Kane's aus. Erst gegen Ende des April konnte man an eine neue Unternehmung denken. Von sämmtlichen mitgebrachten Hunden waren jetzt nur noch 3 am Leben; zu diesen hatte man jedoch noch 4 von einer Eskimoschaar, die in der letzten Zeit das Schiff besuchte, eingehandelt. So hatte man diesmal wenigstens ein Gespann für die Schlitten. Kane erreichte auf dieser Wanderung den großen Gletscher im Norden, dem er den Namen „Humboldtgletscher" gab. Zugleich aber machte er die niederschlagende Entdeckung, daß die im Herbst mit so wohl berechnender Vorsicht angelegten Depots den Bären zur Beute gefallen waren. Die großen Steinblöcke, unter denen man sie verborgen, und deren Bewegung die Kraft dreier Männer erfordert hatte, waren von diesen Raubthieren fortgewälzt, die eisernen Pemmicanfässer zu Splittern zerbrochen. Um das Unglück vollzumachen, wurde Kane von einem heftigen, von Lähmung begleiteten Fieber ergriffen, und nur die sorgfältige Pflege seiner Gefährten, die ihn schleunigst mit Hülfe des Schlittens zum Schiffe zurückbrachten, rettete ihn vom Tode.

So nahte der Sommer heran und mit ihm der ernste Gedanke an die Heimkehr. Der Gesundheitszustand der Mannschaft war ein so bedenklicher, daß von den Offizieren nur 2, von den Bootsmännern

nur 5 als gesund bezeichnet werden konnten. Die eigentliche Entdeckungsreise nach dem Norden schien kaum noch möglich. Dennoch verzagte Kane nicht. Selbst durch Krankheit gefesselt, mußte er die Ausführung des Planes freilich Andern überlassen. Den einen Theil dieser Aufgabe, die Erforschung des Humboldtgletschers, übertrug er 2 Offizieren und 2 Matrosen; diese kehrten unverrichteter Sache zurück, da sie die ungeheure Eismasse des Gletschers nicht zu ersteigen vermochten. Für den zweiten und wichtigsten Theil der Aufgabe, die Erkundung des nördlichen Meeresarmes, blieben ihm nur zwei Männer übrig, die weder durch Stand noch Bildung den Anforderungen einer wissenschaftlichen Forschung gewachsen waren, der Bootsmann Morton und Hans Christian, der Eskimo von Fiskernäs. Die Erkundungen dieser Männer haben trotzdem in der Oeffentlichkeit eine solche Bedeutung erlangt, daß wir ihnen später noch eine besondere Aufmerksamkeit werden schenken müssen.

Die Jahreszeit war bereits ziemlich vorgerückt. Das Gezwitscher der kleinen Schneeammern drang längst durch die Spalten der zum Sommeraufenthalt eingerichteten Bretterhütte, Fliegen und Schmetterlinge zeigten sich, die Andromeda stand in Blüthe, die Steinbrechrasen durchdrangen mit grünen Sprossen den verdorrten Rasen des vergangenen Jahres, und aus dem Gewirr der Haidekräuter leuchteten überall Blüthen hervor. Am 18. Juni bestiegen die beiden Reisenden am Fuße des großen Humboldtgletschers einen leichten Schlitten, der von dem einzigen, schwachen Hundegespann, das man noch besaß, in Bewegung gesetzt wurde. Die Fahrt über das Eis der Peabodybai längs des großen Gletschers war überaus beschwerlich. Es war ein entsetzliches Eislabyrinth, in welchem bald Eisberge, bald tiefer Schnee, bald breite, von Wasser erfüllte Klüfte die Reisenden aufhielten. Erst jenseits des Gletschers wurde das Eis ebener, aber zugleich weich und brüchig, so daß die Hunde sich mehrmals zitternd weigerten, weiter zu gehen. Ein hereinbrechender, dichter Nebel vermehrte noch die Gefahr. Als dieser endlich zerriß, zeigte sich vor ihnen offenes Wasser. Die Reisenden hatten sich inzwischen der Westküste des Meeresarmes genähert, die in zahlreichen Gruppen zuckerhutförmiger Bergspitzen vor ihnen auftauchte. Aber ein wilder Strom, der von dieser Küste in das Meer stürzte, zwang sie, sich wieder zur Ostküste hinüberzuwenden. Auch hier blieb ihnen nur übrig, die Fortsetzung ihrer Reise auf dem Landeise zu versuchen. Es war dies ein schmaler Eisgürtel, der, unberührt von Ebbe und Fluth, etwa 8 bis 9 Fuß über dem Schollen-

eise an den Felsen der Küste hing. Auf diesem bedenklichen Pfade, der bisweilen kaum 3 Fuß breit war und am Rande beständig abbröckelte, drangen sie mehrere Meilen weit vor. Endlich erreichten sie eine Bucht, deren spiegelglattes Eis wieder eine schnellere Fahrt gestattete. Bald wurde ihnen der überraschende Anblick eines weithin offenen Fahrwassers und einer geräuschvollen Lebenswelt. Am Rande des Kanals, dem sie den Namen des Kennedykanals gaben, lagerten zahlreiche Seehunde, und die Luft erschallte von den lärmenden Stimmen unzähliger Vögel, Schneegänse, Eiderenten, Seeschwalben und verschiedener Möven.

Am Ende jener Bucht aber sahen die beiden Reisenden plötzlich ihrer Schlittenreise ein Ziel gesetzt. Das Landeis hörte ganz auf, und die Wogen des Meeres brachen sich unmittelbar an den steil aufsteigenden Klippen des Washingtonlandes, wie man das Land im Norden des Humboldtgletschers benannte. Vergeblich versuchten sie Hunde und Schlitten über die Klippen zu bringen, vergeblich von ihrem Gipfel eine neue Bahn für die Schlitten zu erspähen. Nach einer längeren Rast und einer ihnen von ihren losgerissenen Hunden aufgedrängten Bärenjagd, entschlossen sie sich, zu Fuß weiter vorzudringen. Während der beschwerlichen Wanderung über die zerstückelte und durchbrochene Eisdecke der Lafayette-Bucht ermüdete der Eskimo Hans, und Morton sah sich genöthigt, allein seinen Weg fortzusetzen. Ein etwa 2000 Fuß hoch aufsteigendes, steiles Vorgebirge, dem Kane später den Namen Cap Constitution gab, setzte auch seiner Reise ein baldiges Ziel. Es war ihm unmöglich, diese Höhe zu ersteigen, und er mußte sich begnügen, einige hundert Fuß an den Klippen emporzuklimmen. Aber auch hier blieb ihm der Blick nach Osten versperrt, und nur die Vermuthung ließ jenseits jener Klippen ihn das weite Becken des so lange gesuchten offnen Polarmeeres erblicken. Aber im Westen dehnte sich in unabsehbare Ferne die Küste des Grinnelllandes, durch eine Bergkette mit hohen, abgerundeten Gipfeln bezeichnet, deren letzter, jenseits des 82sten Grades gegen 3000 Fuß aufsteigend, den Namen des großen Pioniers der Polarreisen, Edward Parry's, erhielt. Hier auf dieser Klippe pflanzte Morton jene denkwürdige Grinnellflagge auf, dieselbe, die einst den Commodore Wilkes auf seiner Fahrt zum antarktischen Pole und jetzt bereits zweimal Kane auf seinen Nordpolreisen begleitet hatte. Anderthalb Stunden wehte sie über dem nördlichsten, bisher entdeckten Lande der Erde, weithin sichtbar und doch von keinem Menschenauge gesehen.



Das Innere einer Eskimohütte.

Am 25. Juni traten die beiden Wanderer ihren Rückweg an, und nach 16 Tagen trafen sie wohlbehalten wieder bei der Brigg ein. Hier fanden sie ihre Gefährten in einer peinvollen, gedrückten Stimmung. Die Aussicht auf die Heimkehr hatte für diesen Sommer bereits aufgegeben werden müssen. Der Sommer neigte sich seinem Ende zu, und das Eis war noch immer unbeweglich. Noch wäre eine Rettung möglich gewesen, wenn man sich hätte entschließen können, die Brigg im Stiche zu lassen und auf Booten die Rückkehr zu versuchen. Aber Kane widersetzte sich dem mit der größten Entschiedenheit. Freilich war die Aussicht auf eine abermalige Ueberwinterung in dieser Einöde entsetzlich. Es fehlte an Brennmaterial, wie an Lebensmitteln, und die Gesundheit Aller war durch die Leiden des vergangenen Winters in bedenklicher Weise geschwächt. Die letzte Hoffnung, durch eine kühne Bootfahrt entweder das englische Geschwader in der Barrowstraße oder die grönländischen Niederlassungen im Süden zu erreichen und von dort Lebensmittel zu erlangen, scheiterte an den undurchdringlichen Packeismassen, die im Süden des Cap Parry sich quer durch die Baffinsbai erstreckten. Als auch der August hoffnungslos zu Ende ging, begann man ernstlich an Vorkehrungen gegen die Schrecken des nahenden Winters zu denken, namentlich Moos als Brennmaterial aufzuspeichern, antiscorbutische Kräuter zu sammeln und durch die Jagd, soweit es in der späten Jahreszeit noch möglich war, die Vorräthe zu ergänzen.

Aber so muthvoll Kane den drohenden Gefahren des Winters entgegenblickte, so vermochten doch seine Gefährten diese Zuversicht nicht länger zu theilen. Ein Theil von ihnen verlangte jetzt stürmisch die Erlaubniß, auf eigene Hand die Heimkehr versuchen zu dürfen. Kane verweigerte sie nicht, und so traten denn am 28. August 9 Männer — es war also gerade die Hälfte der Mannschaft — unter ihnen der Schiffsarzt Hayes, der Astronom Sonntag und der Dolmetscher Petersen, mit der Hälfte der vorhandenen Vorräthe beladen, den Weg nach Süden an. Längst war die sonnenlose Winternacht über die kleine Schaar der Ausharrenden hereingebrochen, als plötzlich am 7. December fünf mit Hunden bespannte Eskimoschlitten vor der Brigg erschienen und zwei jener Flüchtlinge zurückbrachten. Die Erzählung dieser Männer von ihren Leiden war ergreifend, aber das Erschütterndste war die Nachricht von der Lage ihrer Gefährten, die sie etwa 200 engl. Meilen entfernt, in Uneinigkeit und vor Frost und Hunger der Verzweiflung nahe, zurückgelassen hatten. Fünf Tage später trafen auch diese von Eskimo's geleitet ein, — kaum noch menschlichen Wesen

ähnlich, mit Reif und Schnee überzogen und vor Hunger halb ohnmächtig.

Die dunkeln Tage des Winters vergingen nicht ohne die traurigsten Erfahrungen. Die Ankertaue, selbst alle irgend entbehrlichen Bretter und Balken des Schiffes waren bald als Brennmaterial verbraucht, und zuletzt mußte man sich zur Sitte der Eskimo's, zur Heizung mit Specklampen bequemen, die zwar Wärme genug selbst zum Kochen gewährten, aber, da man gesalzenen Speck brennen mußte, die Kajüte in so unerträglichen Grade mit Ruß erfüllten, daß nicht nur die Reinlichkeit, sondern selbst die Gesundheit der Reisenden litt. Der Scorbut griff auf schreckenerregende Weise um sich. Die Lebensmittel schwanden mehr und mehr. Für Kane wurden die Ratten des Schiffes Leckerbissen, die ihm der Eskimo Hans mit Pfeilen schoß. Eine Seehundsjagd im Herbst war mißglückt und hatte Kane und seinen Hunden beinahe das Leben gekostet, da sie in dem noch dünnen Eise einbrachen. Die gefährliche Walroßjagd erforderte eine Uebung und Gewandtheit, die nur Eskimo's besaßen, mit denen man sich daher einige Male zu einer solchen Jagd vereinigte. Hin und wieder versorgte auch ein Bär, den der Hunger zu den Fleischfässern des Winterlagers trieb, die Bewohner der Brigg mit frischem Fleische. Eine vorangehende Abbildung zeigt das Bild eines Kampfes zwischen einem solchen „Tiger des Eises" und den Eskimohunden. Mit dem Ende des Februar war das letzte frische Fleisch verzehrt, und Kane entschloß sich nun, trotz der furchtbaren Kälte, in der nächsten Eskimo-Ansiedlung, etwa 70 englische Meilen entfernt, Hülfe zu suchen. Wiederholte Versuche, diese Ansiedlung zu erreichen, mißglückten, und als es endlich gelang, fand man dort ein nicht minder schreckenerregendes Elend. Die Unvorsorglichkeit dieser Wilden hatte auch hier eine Hungersnoth herbeigeführt, die sie bereits ihr Liebstes, ihre Hunde zu schlachten gezwungen hatte.

Zu all diesen Leiden kam zuletzt noch der Anschlag einer ruchlosen That. Zwei Mitglieder der Expedition hatten den Entschluß zur Desertion gefaßt und beabsichtigten zum Behufe ihres Fortkommens den Eskimo Hans, der abermals nach einer Eskimo-Niederlassung, um Lebensmittel zu schaffen, ausgesandt war, des Hundegespanns zu berauben. Glücklicherweise wurde dieser Anschlag rechtzeitig entdeckt, und der eine der Uebelthäter, der bereits nach einer Eskimohütte entkommen war, in Fesseln zur Brigg zurückgeholt. Inzwischen löste der Eskimo Hans seine Aufgabe glücklich und brachte neue Vorräthe, freilich Es-

kimolebensmittel, rohes Walroßfleisch; aber der Gaumen der Reisenden verschmähte diese Kost längst nicht mehr.

In der Einförmigkeit dieses leidenvollen Lebens gab es nur zwei wesentliche Abwechselungen, die Beobachtungen im Observatorium und den Verkehr mit den Eskimo's. Die magnetischen und astronomischen Beobachtungen wurden mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Beharrlichkeit fortgesetzt. Sie erforderten in der That Helden. Schon der Weg war eine ganze Reihe von Gefahren. Mit dem Alpenstocke in der einen und der Blendlaterne in der andern Hand mußte man sich den Weg durch die schwarze Nacht suchen. Bald sieht man eine schwarze Mauer vor sich, man muß den Eisstock gegen eine geneigte, spiegelglatte Scholle stemmen und sich auf den Eishügel hinüber schwingen. Nach kurzer Wanderung tritt abermals eine 20 Fuß hohe, ächzende und stöhnende Mauer entgegen; das ist der Rand des zweiten Eises. Hat man die dazwischenliegende Kluft übersprungen, so trennt noch ein zweiter Spalt von dem festen Eisfuß am Felsen des Observatoriums. Aber dieser Spalt ist von halbschwimmenden Eisklumpen erfüllt, welche das Heben und Senken der Fluth beständig vom Rande des Eises losbricht. Ein Fehltritt, und ein Bad in dem eisigen Wasser ist die Folge. Endlich ist das Observatorium erreicht, und da sitzen nun die zwei einander abwechselnden Beobachter 24 Stunden lang, von Kopf bis zu den Füßen in Pelze gehüllt, in einem Raume, wo das Thermometer am Instrument — 5½°, am Fußboden — 34°, an der dem rothglühenden Ofen zugekehrten Seite des Beobachters + 27½°, an der vom Ofen abgekehrten — 19° R. zeigt.

Auch der Verkehr mit den Eskimo's, diesen nördlichsten Bewohnern der Erde, deren Hütten wenige Meilen südlich vom Winterlager der Reisenden standen, war nicht immer angenehmer Art. Der unbezähmbare Hang dieser Wilden zum Stehlen bereitete oft den Reisenden die peinlichsten Verlegenheiten. Das thatkräftige und entschiedene Verfahren Kane's führte indessen zuletzt selbst zum Abschluß eines Vertrages mit ihnen. Es kam zu gegenseitigen Besuchen, gemeinsamen Jagdpartien und zu persönlichen Beziehungen, die nicht ohne Innigkeit waren. Kane stützte sogar auf diese Freundschaft im letzten Frühjahr einen neuen, vielversprechenden Entdeckungsplan. Er überredete den Häuptling der Etah-Eskimo's zu einem Ausflug nach dem hohen Norden. Der leichte Eskimoschlitten führte sie schnell an den Fuß des Humboldtgletschers; aber hier erregte unglücklicher Weise ein Bär die Jagdlust dieser Wilden, und alle Bitten waren vergeblich, sie von dem

ergibigen Jagdgrunde hinwegzulocken. Kane besuchte einige Hütten dieses leider durch Pockenverheerungen und in Folge seiner Unvorsorglichkeit häufig eintretende Hungersnoth im Erlöschen begriffenen interessanten Volkes. Die vorstehende Abbildung zeigt das Innere einer solchen Hütte, in welcher wir auf einer erhöhten Stelle im Halbrund die dichtgedrängten, mit nichts als ihrem ewig treubleibenden Schmutz bedeckten Bewohner, die Weiber mit dem Kochen von Walroßfleisch über der 16zölligen Flamme ihrer Thranlampen, die Männer mit dem Ausbessern ihrer Kleidungsstücke beschäftigt sehen. Hier, in einer dieser Eskimohütten wurde der treue, aufopfernde Gefährte Kane's, der Eskimo Hans Christian von Liebe zu einem jungen Eskimomädchen ergriffen, das ihn während einer Krankheit gepflegt hatte; und diese Neigung erstickte selbst sein Heimatgefühl und verlockte ihn, die Expedition heimlich zu verlassen, um eine neue Heimat in einer fernen, nordischen Ansiedlung zu suchen.

Auf die Hülfe der Eskimo's stützte sich die endliche Rettung der Reisenden. Als der Frühling des J. 1855 anbrach, konnte auch Kane bei dem leidenden Zustand seiner Mannschaft nicht länger auf ein Ausharren bestehen, und er entschloß sich nun, die durch den winterlichen Bedarf des Feuerungsmaterials überdies fast seeuntüchtig gewordene Brigg zu verlassen und auf Booten und Schlitten die Heimkehr zu versuchen. Am 15. Mai begann man die Kranken und die dürftigen Vorräthe, die indeß von den Eskimo's vermehrt wurden, nach einer verlassenen Eskimohütte weiter südlich zu schaffen; am 19. Juni befanden sich die Boote in offner See. Nach einer langen, gefahr- und leidenvollen Fahrt, bald vom Eise eingeschlossen, bald von Stürmen bedroht, bald den Hungertod vor Augen, wurden sie am 3. August endlich in der Nähe der Eiderinseln von einem grönländischen Thranboot aufgenommen und in Upernavik gelandet. Von hier traten sie auf einem dänischen Fahrzeuge die Weiterreise zur Heimat an, wurden aber in Godhaven von dem amerikanischen Geschwader Lieutenant Hartstein's, überrascht, welches zu ihrer Rettung von der Regierung der Ver.-Staaten ausgesandt war. Nach einigen Wochen betraten sie den vaterländischen Boden.

Siebzehn Monate nach der Rettung aus seiner leidenvollen Gefangenschaft im Eise des Smithsundes ereilte bekanntlich den rastlosen Kane mitten in Entwürfen einer neuen Nordfahrt, die auf Anregung der Lady Franklin unmittelbar zum Pole gerichtet sein sollte, ein frühzeitiger Tod in der Havannah, in deren mildem Winter er seinen

durch unaufhörliche Anstrengungen erschöpften Körper für neue Kämpfe zu stählen gehofft hatte. Noch hatte er Zeit gehabt, die reichen Erfahrungen seiner letzten Reise in einem glänzend ausgestatteten Werke niederzulegen, und der Inhalt desselben, der durch Uebersetzungen und Auszüge in die weitesten Kreise gedrungen ist, hat ein so außerordentliches Aufsehen erregt, daß selbst die großartigen englischen Expeditionen dadurch in Schatten gestellt wurden. Das Resultat, welches Kane erreicht zu haben glaubte, läuft auf nichts Geringeres hinaus, als auf die Entdeckung des Nordendes von Grönland und eines offenen Polarmeeres in seinem Norden und damit des directen Weges zum Pole, kurz, auf die Lösung eines Problems, welches die geographische Welt seit dem J. 1596 unablässig beschäftigt hat. Die nüchterne Kritik hat es sich freilich nicht nehmen lassen, das stolze, poetische Gebäude des Entdeckers zu zertrümmern, und das Interesse der Wahrheit gebietet, auch das größere Publikum an den Resultaten dieser Kritik theilnehmen zu lassen.

Die beiden wichtigsten Ereignisse, auf welche Kane das kühne Gebäude seiner Vermuthungen stützte, sind die Entdeckung des Humboldtgletschers und jener Blick, welchen sein Gefährte Morton von den Klippen des Cap Jefferson, des nördlichsten durch jene Expedition erreichten Punktes, auf die fernen Küsten der Polarsee warf. Den Humboldtgletscher bezeichnet Kane selbst als die Krone seiner Entdeckungen und schildert ihn im begeisterten Schwunge seiner Anschauungen, mit dem höchsten Aufwande der Sprache, als eine erhabene und im höchsten Grade großartige Erscheinung. Er liegt in jener östlichen Erweiterung des Smithsundes, welcher Kane den Namen der Peabody-Bai gegeben hat, zwischen 80° 12′ und 81° 5′ n. Br., in einer Ausdehnung von 14 geogr. Meilen wie eine feste, glasartige Mauer 300 Fuß hoch über dem Meere emporragend und in unmeßbare Tiefen hinabsteigend. Gegen das Innere hin verliert er sich in ein weites, unabsehbares Eismeer. Der erste Gedanke, den Kane an diesen Gletscher knüpfte, war, daß er die äußerste Grenze Grönlands bezeichne, daß er gleichsam, wie er sich in seiner hochpoetischen, aber nicht gerade wissenschaftlichen Anschauung ausdrückt, die krystallne Brücke bilde, welche zwei Continente, Amerika und Grönland, verknüpfe. Denn Grönland ist ihm ein Continent, so gut wie Australien, und wesentlich unterschieden von jener arktisch-amerikanischen Inselwelt, die sich von der Dolphin- und Union-Straße bis zum Banksland im Westen und Grinnellland im Osten erstreckt, und zu dem auch das Washington-

land im Norden des Humboldtgletschers und im Osten des Kennedy-kanals noch gehören soll. Und was für ein Continent ist dieses Grönland! „Man denke sich", ruft Kane aus, „wie durch das Innere dieses weiten Festlandes seiner gesammten Ausdehnung nach eine tiefe, unverwüstliche Eissee sich hindurchzieht, welcher aus den Wasserbecken riesiger Schneeberge und aus den Niederschlägen der Atmosphäre eine ununterbrochene Nahrung erwächst. Man denke sich, wie diese Eissee einem großen Strome gleich, an allen Fjorden und Thalmündungen nach einem Abfluß suchend, in Katarakten sich in das atlantische Meer und in die grönländische See ergießt und zuletzt oben an der Nordgrenze ihres Geburtslandes über eine der menschlichen Erkundung unerschlossene Fläche ihre gewaltigen, vom Froste gefesselten Fluthen dahinströmt!"

Es gehört keine besondere geographische Gelehrsamkeit dazu, um einzusehen, daß man Grönland nicht zu einem selbständigen Welttheil im Sinne Australiens machen kann, noch weniger aber, daß ein Gletscher, von dem nicht einmal erwiesen ist, daß er sich über die ganze Breite Grönlands vom Smithsunde bis zum atlantischen Ocean hinzieht, keine Scheidewand zweier Continente sein kann. Das Washingtonland ist offenbar ein zusammenhängender Theil des grönländischen Festlandes und der Humboldtgletscher nichts Anderes, als was man im Innern der meisten grönländischen Fjorde, von dem südlichsten bis zum nördlichsten, beobachten kann, nämlich eine der zahlreichen Verzweigungen des Binneneises. Für diese Ansicht hat sich am entschiedensten der dänische Naturforscher Heinrich Rink ausgesprochen, der 9 Jahre lang sich fast ausschließlich mit dem Studium der grönländischen Natur beschäftigt hat. Nach Rink's Forschungen zeigt sich das Innere Grönlands allerdings überall, wo man es versucht hat, durch die Fjorde hineinzudringen, mit Eis bedeckt, aber es ist nicht einmal anzunehmen, daß dies von der ganzen Mitte des Landes gelte, welche vielmehr ebenso gut hohe Gebirgsketten tragen kann, die zum Theil aus dem Eise hervorragen. Am allerwenigsten aber läßt sich auf diese Eismasse das Bild jener Kane'schen Eissee anwenden oder vielmehr jenes von Süden nach Norden abfließenden Eisstromes, dessen Mündung gleichsam der Humboldtgletscher wäre. Nach Rink's Beobachtungen besteht zwar in der That eine merkliche Bewegung dieser Eismasse, aber diese zeigt keineswegs ihre Hauptrichtung in der Längenaxe des grönländischen Festlandes, also nach dem Humboldtgletscher hin. Dieser Gletscher scheint vielmehr zu denjenigen zu gehören, die sich in einem geringeren Grade

der Bewegung befinden, während die größte Wirksamkeit um den Eisfjord Jakobshaven, um den Omenaksfjord und an andern südlichen Stellen stattfindet. Diese Bewegung läßt sich nämlich nur durch die Eismassen messen, welche jährlich aus diesen Eisfjorden hervordringen, und von denen man sich nur einen ungefähren Begriff verschaffen kann, wenn man sich längere Zeit an den Mündungen der Fjorde aufhält. Kane hat bei aller Ausführlichkeit seiner Schilderungen nicht von einem einzigen Losreißen schwimmender Eisberge berichtet, und die in der Peabodybai angesammelten waren wahrscheinlich das Werk mehrerer Jahre, da sich ihnen wohl nur selten ein Ausweg nach Süden eröffnet. Rink dagegen schätzt die jährliche Erzeugung solcher gewaltigen Eismassen in einzelnen der südlicheren Fjorde auf mehrere 100 Millionen Kubikellen und glaubt sich dadurch zu dem Schlusse berechtigt, daß die zum Meere hinabgehenden Arme des Binnenlandeises, die Eisströme, wie er sie nennt, die jetzt unter Eis begrabenen Flüsse des ursprünglichen Landes bezeichnen. Damit ist die eine der stolzen Entdeckungen Kane's auf ihr natürliches Maß zurückgeführt. Die krystallene Brücke zwischen zwei Continenten ist nichts, als einer der bescheideneren unter den tausend Armen jener Eismasse, welche das Innere Grönlands bedeckt.

Wir wenden uns jetzt zur zweiten gefeierten Entdeckung Kane's, dem offnen Polarmeere im Norden Grönlands. Wir müssen uns erinnern, daß diese Entdeckung von zwei wenig gebildeten und unterrichteten Leuten, dem Stewart Morton und dem Eskimo Hans, gemacht wurde, daß sie das Werk einer dreitägigen Fußwanderung war und zudem weniger aus Anschauungen, als aus Schlüssen und Vermuthungen hervorging. Wir müssen uns erinnern, daß der Gedanke jener Entdeckung zuerst in den beiden Wanderern auftauchte, als sie am 22. Juni nach einer längeren Wanderung über dünnes Eis sich offnem Wasser näherten, das von einer heftigen, abwechselnd von Nord nach Süd und umgekehrt gerichteten Strömung bewegt war. Wir müssen uns endlich daran erinnern, daß, als Morton am 25. Juni allein die Vollendung seiner Aufgabe versuchte, ein unübersteigliches Vorgebirge nicht blos seinem Vordringen, sondern auch seinen Blicken nach Osten und Norden ein Ziel setzte. Man muß diese verhexten Landspitzen kennen, sagt Rink, welche an den buchtenreichen Küsten Nordgrönlands beständig auf's Neue hervorspringen, wenn man am Ende einer Insel zu sein glaubt; man muß diese endlosen Vorgebirge, an denen man vorüber muß, ehe man das rechte Vorgebirge erreicht, muß

diese Hügel, diese ewigen Gipfel kennen, welche aufschießen, wenn man zu Berge steigt, bevor man auf den rechten Gipfel gelangt, der die gewünschte Aussicht gewährt, um jenes Hinderniß, welches sich Morton's Forschung entgegenstellte, in seiner ganzen Bedeutung würdigen zu können. Lange Tage hat Rink oft verwendet, um nur den gewünschten Ueberblick über einen einzelnen Fjordarm zu gewinnen; und hier will man an einem einzigen Nachmittage das unbekannte Ende eines kleinen Welttheils entdecken!

Kane's offnes Polarmeer wird von Rink auf ein gewöhnliches Stromloch zurückgeführt. In den grönländischen Meeren finden sich nämlich zahlreiche Stellen, — und Kane selbst hat deren mehrere beobachtet, — welche die starke Strömung selbst in den strengsten Wintern nicht zufrieren läßt, ungeachtet ringsum das ganze Fahrwasser mit zwei Ellen dickem Eise bedeckt sein kann. Im Frühling erweitern sich vollends solche Stromlöcher, da das Eis in ihrer Nähe stets dünner ist und schneller aufgelöst wird, wenn auch nicht von oben, doch von unten her durch den unterhöhlenden Strom. Die Umstände nun, daß Morton's Expedition zur Sommerszeit unternommen wurde, daß sich jene Oeffnung im Eise nicht mehr als 20 Meilen von dem Punkte entfernt fand, der im Jahre vorher noch für Schiffe erreichbar war, daß endlich gerade an jener Stelle die näher zusammentretenden Landbildungen den Kanal verengten und den Strom ungewöhnlich verstärkten, sprechen auf das Entschiedenste für die Wahrscheinlichkeit, daß jenes offene Meer nichts als ein solches Stromloch war. Noch bestimmter spricht für diese Ansicht die unmittelbare Nachbarschaft dünnen Eises. Gibt es irgend einen Unterschied zwischen einer durch den Wellengang eines offnen Meeres gebildeten Oeffnung im Eise und einem Stromloch, so findet er sich hier. Der Eisrand eines durch Wellenschlag bewegten offnen Meeres wird stets seine Dicke unverändert behaupten, höchstens zerbrochen und in die Höhe getrieben erscheinen, während um ein Stromloch ein allmäliger Uebergang vom Eise zum Wasser stattfindet.

Die Gründe, mit welchen Kane seine Entdeckung des offnen Polarmeeres zu stützen sucht, widerlegen die entgegengesetzte Vermuthung keineswegs. Daß der heftige Nordwind, welcher während der dreitägigen Reisen Morton's längs des offnen Wassers wehte, doch nur ganz einzelne mürbe Eisstücke vom Norden herbeitrieb, dürfte nur beweisen, daß das Fahrwasser an der Mündung des Engpasses, in welchem die Strömung so stark ging, noch mit festem Wintereise bedeckt war. Ein plötzlicher Beginn eines vollkommen eisfreien Meeres ist undenkbar.

Vielmehr müßten seine Ränder meilenweit mit wilden Treibeismassen bedeckt sein, die von jenem anhaltenden Nordwinde also nach Süden herabgedrängt worden wären. Jener Sturm verhinderte zugleich die Wahrnehmung eines der sichersten Kennzeichen offnen Wassers, der Wallung des Meeres, wie sie bei stillem Wetter nach Rink's Erfahrung bei Julianenhaab stets beobachtet wird. Auch der zunehmende Reichthum der Thierwelt im Norden des Humboldtgletschers, in welchem Kane den Beweis für das mildere Klima des offnen Meeres am Pole sieht, spricht gerade umgekehrt für das Vorhandensein einer einzelnen Oeffnung; da nach aller Erfahrung gerade diese Oeffnungen in einem übrigens mit Eis und Schnee bedeckten Meere die charakteristischen Sammelplätze für Seehunde und Seevögel sind, während diese auf offnem Meere weit gleichmäßiger vertheilt sind. Endlich aber muß bezweifelt werden, daß Morton von jener 300 oder 500 Fuß hohen Klippe des Cap Jefferson durch eignen Anblick sich von dem Dasein eines eisfreien Meeres überzeugen konnte, und daß er für eine Fläche von 4000 engl. Quadratmeilen, die er dort überschaut zu haben behauptet, mit bloßem Auge die Abwesenheit des Eises zu entscheiden vermochte.

Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt auch die kühne Linie, mit welcher Kane die Küste des Grinnelllandes in einer Erstreckung von zwei Graden, von Cap John Barrow bis Mount Parry auf seiner Karte verzeichnet, ein höchst zweifelhaftes Ansehen. Wer es weiß, wie schwer es ist, über die Formen hoher Berge in einiger Entfernung von der See aus zu urtheilen, wie da Alles zusammenfließt, tiefe, geräumige Fjorde und Sunde verschwinden, Inseln für Festland und Landspitzen für Inseln genommen werden, der wird staunen über die Kühnheit dieser Zeichnung, staunen über Höhenangaben von Bergen, die über 100 engl. Meilen von dem Standort des Beobachters entfernt waren. Es ist freilich möglich, daß das ganze, von Kane entworfene Bild jener Polargegend richtig ist, daß wirklich jene Küsten so verlaufen, wirklich ein „offnes Meer" dort besteht, in welches der von Nowa-Semlja rückkehrende Golfstrom eindringt, um durch den Smithsund in die Baffinsbai auszutreten; es ist aber auch eben so möglich, daß, wenn Morton über jenes störende Vorgebirge hinausgekommen wäre, er neue Vorgebirge ohne Aufhören sich vorschieben gesehen haben würde, bis er Mount Parry erreichte, den er auf grönländischem Festlande gefunden hätte, während auf der amerikanischen Seite jenes Meeresarmes, gerade da, wo Kane seine sichere Linie verzeichnete, zahlreiche Buchten und Sunde sich eröffnet hätten.

Wir haben somit die Entdeckungen Kane's eines gewissen äußeren Schimmers beraubt, ohne doch die wahren Verdienste dieser interessantesten und ereignißreichsten aller Expeditionen schmälern zu wollen. Ihre eigentliche Aufgabe, die Aufsuchung der vermißten Franklin-Expedition, hat sie allerdings verfehlt, und aus dem Bewußtsein dessen ist vielleicht Manches zu erklären. Kane wollte wenigstens das Verdienst haben, weiter als jeder Andere vor ihm nach Norden gekommen zu sein, und die Wichtigkeit der Resultate sollte seinen Reisebericht wenigstens über das Einförmige ähnlicher erheben. Die wahren Verdienste Kane's liegen in seiner Beobachtung des Thier- und Pflanzenlebens der Polarwelt, der Eisbildung im Meere und auf dem Lande, der Temperaturverhältnisse und namentlich in seinen Schilderungen der Lebensweise der nördlichsten Bewohner der Erde am Rande einer fast stets gefrornen See, in einer fast pflanzenlosen Einöde, von Eis umstarrt, das selbst dem Todten die Ruhe im Grabe verweigert.

Neuntes Kapitel.

Die letzte Katastrophe.

Wir nahen uns dem Ende jenes düstern Drama's, in welches die Geschichte der arktischen Entdeckungen ausläuft. Wir lassen den Vorhang aufgehen über dem Schauplatz der letzten Kämpfe und Leiden einer heldenmüthigen Schaar, über dem eisigen Grabe der letzten Märtyrer des Nordens. Wir lassen den Vorhang fallen über der grauenvollen Scene selbst, in welcher das düstere Geschick Franklin's und seiner Gefährten sich vollzieht.

Noch weilte der muthvolle Kane in den fernen Eiswüsten der Peabodybai, noch waren alle Gemüther erfüllt von den überraschenden Entdeckungen M'Clure's im Westen des Melvillesundes, als plötzlich am 22. October 1854 im Amtshause der britischen Admiralität Dr. John Rae als Ueberbringer einer erschütternden Botschaft über das so lange vergeblich erforschte Schicksal der Franklin-Expedition erschien.

John Rae war als Beamter der Hudsonsbai-Gesellschaft im Jahre 1846 mit der Aufnahme des Landes im äußersten Nordosten des amerikanischen Continentes beauftragt worden. Mitten in diesen Arbeiten hatte ihn die Kunde von den großartigen Unternehmungen zur Rettung Franklin's und seiner Gefährten getroffen, und mit Begeisterung hatte er sich diesem Rettungswerke angeschlossen. Aber als er nun 5 Jahre lang erfolglos unter unsäglichen Opfern die amerikanischen Nordküsten durchforscht hatte, da sehnte er sich nach seinen unterbrochenen Arbeiten im Boothialande zurück. Mit schwerem Herzen entsagte er dem Werke der Rettung, und gerade da, wo er sie am wenigsten suchte, ward ihm die Kunde von den Vermißten.

Ueberschauen wir noch einmal mit einem flüchtigen Blicke die Reihe der bisherigen Unternehmungen zur Rettung Franklin's. Drei Richtungen waren es wesentlich, nach welchen man das Ziel der Rettung zu erreichen gesucht hatte. Zunächst war man den muthmaßlichen Wegen der Franklin-Expedition gefolgt, war durch die Baffinsbai auf der einen Seite, durch die Behringsstraße auf der andern Seite in das weite Labyrinth von Kanälen, Sunden und Meeresstraßen, welche das Gebiet der Parry-Inseln unter dem 74° n. Br. durchschneiden, eingedrungen und hatte selbst die nördlich und südlich einmündenden Kanäle sorgfältig durchforscht. Aber trotz der zahlreichen, glänzenden Geschwader, die für diesen Zweck verwandt waren, hatte man nichts erlangt, als die Auffindung des ersten Winterlagers der Vermißten, deren weitere Spuren sich in den Eiswüsten des Wellingtonkanals verliefen. Ein zweiter Hoffnungsblick war auf den hohen Norden, auf ein offnes Meer jenseits der arktischen Inselwelt gerichtet gewesen. Man war durch den Wellingtonkanal vorgedrungen, hatte die Nordküsten Nord-Devon's, Cornwall's, der Melville- und Patrikinsel durchsucht, und noch weilte Kane im Norden des Smithsundes. Man begann mit immer größerer Bestimmtheit jenseits des 75° das Feld erfolgreicher Untersuchungen zu ahnen, man entwarf bereits Riesenpläne, um in jene geheimnißvollen Regionen einzudringen, deren Eingangsthore man kaum betreten zu haben glaubte. Man hatte freilich auch nicht versäumt, in niederen Breiten nach den Vermißten zu forschen. Die ganze Nordküste Amerika's war von der Behringsstraße bis zum Kupferminenfluß und darüber hinaus durch Boot- und Schlittenexpeditionen durchsucht worden; keine der großen Inseln im Norden der Küste war unbetreten geblieben, und James Roß war selbst von der Barrowstraße her bis zu den Südwestküsten des Boothialandes vorgedrungen.

Bis auf einen kleinen Winkel im fernen Osten an der Mündung des von Back entdeckten großen Fischflusses erstreckte sich über die Küste des Festlandes eine zusammenhängende Kette von Untersuchungen, welche von den Vermißten hätte berührt werden müssen, wenn sie ihre Rettung in der Richtung nach den Hudsonsbailändern versucht hätten. Aber gerade in jenem kleinen, unbeachteten Winkel sollte sich das Schicksal der unglücklichen Expedition erfüllen.

John Rae war am 15. August 1853 zu seinem einstigen Winterlager an der Repulse-Bai zurückgekehrt, um von hier aus seine Arbeit der Küstenaufnahme des Boothialandes zu vollenden. Mit geringen Vorräthen versehen, verlebte er dort den Winter in einem Schneehause und trat am 31. März 1854 den Weg zur Pelly-Bai an. Von hier aus wandte er sich quer über die Landschaft hin nach Westen zur Mündung des Castor- und Polluxflusses, um von diesem Punkte aus die noch unerforschten Küstengebiete des Boothialandes zu betreten. Trotz der furchtbarsten Kämpfe mit den Naturgewalten dieses Landes erreichte er sein Ziel, indem er bis zu dem von James Roß im Jahre 1830 entdeckten Cap Porter vordrang. So wichtig für die geographische Wissenschaft aber auch dieses Resultat der Rae'schen Unternehmung sein mag, es tritt in den Hintergrund vor der erschütternden Kunde, welche Rae auf diesem Wege einzog.

Es war in der Pelly-Bai, wo Rae durch einen Eskimo die erste dunkle Kunde von dem entsetzlichen Ende der Franklin'schen Expedition erhielt. Es wurde ihm erzählt, daß eine Anzahl weißer Männer an einer fernen Stelle im Westen jenseits eines mit vielen Wasserfällen und Stromschnellen dahintreibenden Flusses den Hungertod gestorben sei. Rae scheint anfangs diese Nachricht mit Mißtrauen aufgenommen zu haben; allein je näher er dem Schauplatz jener Katastrophe kam, desto zahlreicher und bestimmter wurden nicht allein die Nachrichten, sondern es gelang ihm sogar, eine Menge von Gegenständen einzuhandeln, die kaum noch einen Zweifel über den grauenvollen Untergang mindestens einer Abtheilung, wenn nicht der Gesammtheit der damals noch lebenden Mitglieder der vermißten Expedition übrig ließen. Die Erzählungen der Eskimo's schilderten besonders zwei durch einige Wochen getrennte Scenen. Im Frühjahr 1850 hatten einige Eskimo's, die an der Nordküste der King-Williams-Insel mit Robbenfang beschäftigt waren, etwa 40 weiße Männer erblickt, die über das Eis nach Süden wanderten und auf einem Schlitten ein Boot nach sich zogen. Durch Zeichen gaben diese zu verstehen, daß ihr

Schiff im Eise zertrümmert wäre, und daß sie wildreichere Gegenden aufsuchten. Mit Ausnahme des Anführers schienen Alle im elendesten Zustande und an Lebensmitteln Mangel zu leiden. Einige Wochen später, doch noch vor dem Aufbruch des Eises, fand man 30 Leichen weißer Männer an der Küste des amerikanischen Festlandes, eine Tagereise im Nordwesten eines großen Flusses, und 5 andere Leichen auf einer nahe liegenden Insel. Es war kaum zu bezweifeln, daß es das Gestadeland der Adelaide-Halbinsel in Westen des Backflusses und die Insel Montreal in der Nähe des Point Ogle war, worauf diese Angaben hinwiesen. Die Leichname, die man fand, waren zum Theil beerdigt, theils lagen sie im Zelt oder unter dem umgestürzten Boote oder auch ganz einzeln zerstreut. Der eine Leichnam, den man für den des Anführers hielt, hatte ein Fernrohr um die Schultern gebunden und eine Doppelflinte unter sich. Aus dem zerfetzten Zustande einiger Leichen und dem Inhalt der Kochkessel wollte man schließen, daß bereits der Kannibalismus unter den letzten Ueberlebenden gewüthet habe.

So unbestimmt und mangelhaft diese Eskimoberichte, die durchaus nur auf Hörensagen, nicht auf eigenem Augenzeugniß beruhten, erscheinen, so wenig man sonst geneigt sein möchte, Eskimoberichten Glauben zu schenken; die erhandelten Gegenstände waren nur zu deutliche Beweise, daß man es hier mit mehr als haltlosen Gerüchten zu thun habe. Es waren nicht blos Bruchstücke von Uhren, Fernröhren, Compassen, Flinten, sondern auch silberne Löffel und Gabeln, welche die vollen Namen, Wappen oder Anfangsbuchstaben ihrer Eigenthümer, Offiziere der Schiffe „Erebus" und „Terror", trugen. Diese eine Thatsache, daß jene Gegenstände in den Besitz von Wilden und in so weite Ferne vom Schauplatz der letzten Katastrophe gelangten, war hinreichend, zahllosen Fragen und Muthmaßungen Thür und Thor zu öffnen.

Welche Richtung Franklin unmittelbar nach seinem ersten Winterlager an den Gestaden der Beechey-Insel dem Lauf seiner Schiffe gegeben, darüber zwar war noch nichts zu entscheiden. Das aber stand fest, daß er entweder im Norden und Westen von undurchdringlichen Eismassen zurückgewiesen und von Stürmen verschlagen, oder gelockt durch eisfreie Kanäle im Süden einen Ausweg gesucht hatte, daß seine Schiffe im Packeise oder an irgend einer Landbildung einfroren, und den Mannschaften nur noch der Rettungsweg nach einer der Hudsonsbaistationen übrig blieb.

Von diesem Standpunkt aus ist in der That die Planmäßigkeit der ersten großen Rettungsexpeditionen zu bewundern. Leider aber blieben ihre Erfolge so weit hinter den Entwürfen zurück. James Roß gelangte nicht über das Cap Walker hinaus und vermochte nicht den Peel-Sund zu erkunden; Richardson erreichte das Wollaston- und Victoria-Land nicht, wo er mit den Streifpartien des Investigator zusammentreffen sollte. Bis zum Jahre 1851 blieben alle Rettungsexpeditionen dem Melvillesund und dem eigentlichen Bereich der Vermißten fern. Lieutenant Pullen kam im J. 1849 nur bis zum Mackenziefluß, im folgenden Jahre bis zum Kap Bathurst. Rae vermochte nur einen hoffnungslosen Blick über tobendes Treibeis hin auf das Victorialand zu werfen. Forsyth, welchen, von einer dunkeln Ahnung getrieben, Lady Franklin zur Erkundung des Boothialandes ausgesandt hatte, sah sich die Prinz-Regent-Einfahrt verschlossen. M'Clure mußte im Angesicht des Melvillesundes mitten im Packeise sein Winterlager aufschlagen. Die englischen und amerikanischen Geschwader, die von der Barrowstraße her in den Melvillesund eindringen sollten, wurden von unüberwindlichen Eisschranken zurückgewiesen. Als sich im Frühjahr 1851 endlich die Nachforschungen fast über die ganzen Gestade des Melvillesundes ausdehnten, als die Schlittenzüge Austin's, M'Clure's und Rae's sich in so merkwürdiger Weise, ohne einander zu berühren, ergänzten, als im J. 1852 Collinson's Schlittenzüge das Prinz-Albert- und Wollaston-Land durchsuchten, und Kennedy und Bellot in Nord-Sommerset und längs des Peelsundes forschten, da hatten die Vermißten jene Gegenden längst verlassen.

Das entsetzliche Bild, das man jetzt bereits von dem Untergange der Franklin'schen Schaar zu entwerfen vermochte, gewann etwa folgende Gestalt. Nicht später als im J. 1850 konnte es gewesen sein, wo die Mannschaften des „Erebus" und „Terror" oder eine Abtheilung derselben die Insel King-Williams-Land und jene Gegend betraten, welche der Schauplatz ihres Unterganges werden sollte. Ihre Schiffe waren entweder von den arktischen Elementen zerstört oder ruhten fern in der Gefangenschaft des arktischen Eises. Den Küsten der King-Williams-Insel waren sie jedenfalls fern geblieben; denn in diesem holzarmen Lande wären ihre Planken und Bretter von den Eskimo's Hunderte von Meilen weit verschleppt worden, und doch war noch keine Spur von ihnen entdeckt worden. Vielleicht sah sich Franklin in einer ähnlichen Lage, wie John Roß im J. 1832 und M'Clure

im J. 1851. Seine Schiffe waren eingefroren, seine Vorräthe erschöpft, seine Mannschaften von Krankheit geschwächt. Vielleicht faßte er einen ähnlichen Entschluß wie Jene, seine Gefährten die Rettung nach den Hudsonsbailändern versuchen zu lassen. Freilich standen ihm nicht ähnliche Hülfsmittel wie Jenen zu Gebote, Vorräthe eines gestrandeten Schiffes, Vorrathshäuser auf dem Wege zur Rettung. Weite Wüsten lagen zwischen ihm und der rettenden Ferne. Die düstern Erinnerungen an die Gegenden des Mackenzie- und Kupferminenflusses, in denen Franklin im J. 1821 fast dem Hungertode erlag, veranlaßten ihn vielleicht, die Richtung nach dem großen Fischflusse zu wählen, wo sich für die Jagd einige Aussicht eröffnete. Aufgerieben durch Beschwerden und Mangel kommen die Unglücklichen zur ungünstigsten Jahreszeit in eine der unwirthlichsten Gegenden des arktischen Amerika an. Zum Fange der Robben, zum Erlegen des Wildes fehlt es ihnen an Kraft und Geschicklichkeit. Die letzten Kräfte sind geschwunden, sie vermögen sich selbst nicht weiter zu schleppen, geschweige denn den Schlitten fortzuziehen. Es bleibt ihnen nichts übrig, als zusammenzuhalten, vorläufig ihrer Wanderung ein Ziel zu setzen und in Ergebung des Zeitpunktes zu harren, wo die Eisdecke des Stromes sich lösen und ihrem Boote ein leichteres Fortkommen ermöglichen werde. Die Eskimo's, denen sie hier begegneten, gehören zu den rohesten dieses weitverbreiteten Volkes. Von den Stationen der Hudsonsbaigesellschaft durch Eiswüsten getrennt, sind sie durch ununterbrochene Kämpfe mit Indianerstämmen verwildert. Der Nationalcharakter der Eskimo's, Falschheit, Tücke, Wildheit, ist in ihnen auf's Schärfste ausgeprägt. Dennoch wies Rae den Gedanken auf das Entschiedenste zurück, daß Mord oder Plünderung das Ende der Unglücklichen herbeigeführt habe.

Das ist das düstere Gemälde, welches Rae von den letzten Lebenstagen jener unglücklichen Schaar aufrollte, die einst so muthig und hoffnungsfroh in den Kampf mit den arktischen Elementen hinauszog. Der erste Eindruck dieser Kunde war erschütternd. Alle hochgehenden Pläne waren vergessen, und nur der eine Gedanke lebte in Allen, daß eine neue Expedition ausgerüstet werden müsse, um die letzte Aufhellung des furchtbaren Geheimnisses zu erringen. Noch erhoben sich sogar hoffende Stimmen für die Möglichkeit des Ueberlebens einiger der Vermißten, wenn auch vielleicht als Gefangene der Eskimo's unter Schneehütten geborgen und von gefrornem Seehunds- und Walroßfleisch ihr Leben fristend. Die Admiralität wies alle weitaussehenden Unternehmungen zurück, um nicht abermals Menschenleben auf's Spiel zu

setzen. Wohl aber beschloß sie eine Expedition zur Untersuchung jener Gegenden auszusenden, welche Rae als die Todesstätte der Unglücklichen bezeichnete, und die er, zu allgemeinem Bedauern, und obgleich er sich ihr bis auf eine Tagereise näherte, selbst zu erforschen unterlassen hatte. Rae selbst weigerte sich auf das Entschiedenste die Führung dieser Expedition zu übernehmen, indem er theils seinen geschwächten Gesundheitszustand, theils die Pflicht, das gesammelte geographische Material zu bearbeiten, geltend machte. Es blieb daher nichts übrig, als dem Directorium der Hudsonsbaigesellschaft und namentlich dem Gouverneur derselben, Sir Georg Simpson, die Ausführung dieser letzten Expedition vertrauensvoll zu überlassen. So groß der Eifer dieser Behörde auch war, so eng begrenzt das Gebiet der Nachforschungen und so nahe und erreichbar es schien, so außerordentlich sind doch die Schwierigkeiten, welche sich dem Unternehmen entgegenstellten. Die unwirthlichsten Wüsten trennen das Gebiet von den letzten Stationen der Hudsonsbai, und den besten Zugang bildet noch die von zahllosen Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochene Wasserstraße des Backflusses. Nur mit tragbaren Kähnen war hier ein Fortkommen möglich, und diese Kähne mußten am großen Sklavensee selbst gebaut und ausgerüstet werden. Hierher mußten auf weiten Umwegen Vorräthe und Instrumente geschafft werden. Hierher mußten aus weiter Ferne die Männer berufen werden, die man als die besten und zuverlässigsten für den Dienst der Expedition auswählte. Zu Führern derselben hatte man zwei Beamte der Gesellschaft, James Anderson und James Green Stewart, ausersehen. Der eine weilte im Mackenziegebiet, der andere zu Carlton-House am Saskatchewan. Von den Männern, welche Rae noch für die Expedition empfohlen hatte, hielten sich die einen am Red-River im äußersten Südwesten, die andern zu Norway-House am Winipeg-See auf. Der unentbehrliche Eskimo-Dolmetscher Ouligbuck lebte in Fort Churchill an der Hudsonsbai. Monate waren erforderlich, um diesen Männern nur die Kunde von ihrer Bestimmung zukommen zu lassen, Monate abermals, um die zerstreuten zu sammeln. Endlich am 7. Februar 1855 brach James Stewart mit 14 Männern von Carlton House am Saskatchewan auf, und am 30. Mai war die gesammte Mannschaft in Fort Resolution am großen Sklavensee vereinigt. Nur der Dolmetscher Ouligbuck fehlte. Er hatte Churchill verlassen, um seine Angehörigen im fernen Norden zu besuchen, und vergeblich hatte man 800 engl. Meilen weit jenseits der Hudsonsbai in den öden Winterlandschaften nach ihm geforscht. Der

an seiner Stelle gesandte Dolmetscher, ein alter, gebrechlicher Mann, war unterwegs den Beschwerden erlegen und hatte nicht einmal den Athabaska-See erreicht.

Am 22. Juni brachen Anderson und Stewart auf, um den letzten und schwierigsten Theil ihrer Reise, die Kanalfahrt nach der arktischen See zu beginnen. Nach einer Fahrt von 39 Tagen hatten sie das verhängnißvolle Ziel, die Mündung des Backflusses erreicht. Von hier steuerten sie auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen mitten durch wildtobende Treibeismassen über den 12 engl. Meilen breiten Meeresarm zur Insel Montreal und zur Adelaide-Halbinsel hinüber, und fanden hier auf das Ueberraschendste die Nachrichten Rae's bestätigt. Auf der Insel fanden sie die Trümmer eines Bootes, die noch den eingebrannten Namen des Franklin'schen Schiffes „Terror" trugen, und in der Nähe des Point Ogle stießen sie auf zahlreiche Gegenstände, welche auf die Verschollenen hindeuteten, unter Anderm einen Schneeschuh, welcher den Namen des Arztes vom „Erebus" trug. Die Eskimo's kamen ihnen freundlich und offen entgegen. Sie hatten selbst die „Weißen" oder ihre Leichname gesehen, und eine Frau hatte sogar den letzten Lebenden im Augenblicke des Verscheidens getroffen. Bereitwillig gaben sie die Gegenstände her, welche sie in der Nähe der Unglücklichen gefunden und an sich genommen hatten, Ruderstangen, Kessel, zinnerne Büchsen, Stricke, Stücke eines Flaggentuches u. s. w. Nur Schriftstücke gelang es nicht aufzufinden, und eine Spur der Leichname wurde nirgends entdeckt.

Die Reisenden wissen nicht düster genug die Beschwerden und Entbehrungen der 60 Tage und Nächte, die sie auf dieser Expedition zubrachten, zu schildern. 60 Tage sahen sie kein Feuer, hatten sie keine trocknen Kleider, kein trocknes Nachtlager; der Thee, den sie an ihrer Lampe kochten, war die einzige gekochte Speise, die sie genossen. Wilde Stürme brachen, von Schnee, Regen, Hagel, Donner begleitet, über sie herein. Die Küste bot den unwirthlichsten Anblick, den sie je gehabt hatten; kein Grashalm war zu sehen, kein Strauchwerk, und selbst das Wild schien diese Landschaft nur im Vorübergehen zu besuchen. Trotz des muthvollen Sinnes, mit dem die Reisenden diesen Beschwerden trotzten, blieb das Ergebniß ihrer Forschungen dennoch unbefriedigend. Die Gräber und Leichen der unglücklichen Vermißten waren nicht aufgefunden, das geheimnißvolle Dunkel, welches die vernichtende Katastrophe der Franklin-Expedition verhüllt, war nicht aufgehellt.

Mit diesem Unternehmen schien die britische Admiralität, trotz der Erfolglosigkeit desselben, das große Rettungswerk für abgeschlossen betrachten zu wollen. Vergebens wurde sie von allen Seiten bestürmt, schleunigst neue Expeditionen auszurüsten, namentlich ein Schiff durch die Barrowstraße und den Peelsund zu der noch immer unerreichten Insel King-Williams-Land auszusenden. Vergebens erinnerten Lieutenant Pim und Dr. King daran, daß, so lange die Leichen nicht gefunden seien, auch der Untergang jener Unglücklichen nicht als erwiesen gelten könne, daß es am allerwenigsten erwiesen sei, daß jene Schaar weißer Männer, die an der Mündung des Backflusses umgekommen sein solle, die ganze noch lebende Mannschaft der Schiffe „Erebus" und „Terror" umfasse, und daß nicht ein anderer Theil derselben einen andern Weg eingeschlagen habe. Vergebens beriefen sie sich auf die Ehre der britischen Nation, für die es ein unauslöschlicher Schandfleck bleiben müsse, wenn man einen Zweifel darüber bestehen lasse, ob das Schicksal der Helden, die ihr Leben im Dienste des Vaterlandes preisgaben, nicht ein viel schlimmeres sei, als der Tod — Sklaverei unter den Eskimo's! Selbst Al. v. Humboldt erhob seine Stimme im Namen der Menschlichkeit. „Ist es möglich", schrieb er, „daß nach so vielen edlen Opfern, welche zwei Nationen desselben Stammes gebracht, jetzt, wo sie einen Theil des jenen unglücklichen Schiffbrüchigen gehörigen Eigenthums in ihrem Besitz haben, — jetzt, wo das noch zu erforschende Land auf einen so kleinen Raum zurückgeführt ist, — ist es möglich, — ich wiederhole es, — daß sie nicht noch eine letzte Anstrengung, gefährlich wie alles Große und Wagnißvolle, zur Lösung dieses schmerzlichen Problems machen sollten?" Lady Franklin erbot sich sogar hochherzig die Kosten dieser Expedition aufzubringen. Sie forderte diesen letzten Rettungsversuch als eine Pflicht, die man den Männern schuldig sei, die das Problem mehrerer Jahrhunderte mit Aufopferung ihres Lebens gelöst und durch ihren Tod besiegelt hätten. Sie forderte es als eine Pflicht, ihre Ueberreste an dem Orte ihres Untergangs aufzusuchen und die letzten Aufzeichnungen ihrer fünfjährigen Leiden und Mühen wieder zu gewinnen. „Eine Unternehmung zu diesem heiligen Zwecke", schreibt sie, „wäre der würdigste Tribut, den man dem Andenken der ersten und einzigen Märtyrer auf dem Felde der arktischen Entdeckungen während dieses Jahrhunderts zollen kann; sie würde eine der großartigsten Episoden in der Geschichte britischer Seefahrten mit Ehren schließen!" Es schien Alles vergebens!

So sehr auch die Menschen im Allgemeinen geneigt sind, sich durch welthistorische Fragen in Spannung versetzen zu lassen, so leicht verlieren sie in dem Augenblicke, wo eine solche Frage ihrer endlichen Lösung entgegengereift ist, die Theilnahme und selbst die Aufmerksamkeit dafür. Manche wichtige Angelegenheit wurde nahe am Ziele verlassen, manche ernste Frage nur halb gelöst, und die heldenmüthigen Anstrengungen und Opfer, die man für diese Lösung in den Zeiten der Begeisterung aufwandte, waren vergeblich um der Abspannung willen in der Stunde der Lösung. Ein solches Schicksal schien auch dem großen Rettungswerke bevorzustehen, das so lange und so tief Millionen Herzen bewegt hatte. Neun Jahre lang waren beispiellose Opfer an Geld und Menschenkräften aufgewandt worden, um das Schicksal der verschollenen Franklin-Expedition zu erforschen. Für die Wissenschaft zwar waren reiche Erfolge erzielt; die arktische Natur war manches verhüllenden Schleiers beraubt, die nördlichen Küsten des amerikanischen Continentes, das Inselmeer in seinem Norden sorgfältig erkundet, sogar das große Problem, um dessen willen Franklin im J. 1845 ausgezogen war, die Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt, glücklich gelöst worden. Nur das Schicksal Franklin's und seiner Gefährten blieb ein spannendes Geheimniß. Als nun endlich Rae und Collinson durch Auffindung einzelner, den vermißten Schiffen zugehöriger Gegenstände eine Andeutung über den wahrscheinlichen Schauplatz des Unterganges jener Expedition verschafft hatten, als durch Eskimo-Aussagen die Vermuthung bestätigt war, daß in der Gegend um die King-Williams-Insel und die Mündung des großen Fischflusses dieser Schauplatz zu suchen sei, als damit die Besorgniß, daß kein Mitglied der Franklin'schen Expedition noch am Leben zu finden sei, fast zur Gewißheit erhoben war, da — sollte man denken — war auch für diese große Frage der Humanität der Augenblick gekommen, wo sie, wie so manche andere, der Vergessenheit anheimfallen mußte.

Die britische Admiralität war in der That in der Lage, ihre fernere Mitwirkung an neuen gefahrvollen Unternehmungen in dieser Angelegenheit zu verweigern. Indem sie im Juli 1856 dem Dr. Rae die im J. 1850 für die erste gewisse Aufhellung des Schicksals der vermißten Expedition ausgesetzte Belohnung von 10,000 Pfd. Sterl. zusprach, setzte sie ihrerseits thatsächlich dem großen Rettungswerke ein Ziel. Für sie war die Aufgabe erfüllt, — nicht so für die britische Nation, nicht für die Freunde, namentlich für die Wittwe des un-

glücklichen Seefahrers. Die britische Nation hatte die Enthüllung dieses Geheimnisses zu einer Ehrensache gemacht; die Wittwe Franklin's war durch das Unglück zu einer Heldin geworden, deren Ausdauer und aufopfernde Thätigkeit beispiellos in der Geschichte der Neuzeit dastehen. Die Ehrenhaftigkeit der Nation und die rührende Treue der Gattin sind die Ursachen, daß diese Frage zu einer solchen Lösung gelangt ist, wie sie bei der entsetzlichen Beschaffenheit des Schauplatzes, auf dem sie gesucht werden mußte, kaum zu hoffen war.

Durch rastlose Bemühungen war es Lady Franklin im J. 1857 gelungen, sich die Mittel zur Ausrüstung eines Schiffes zu verschaffen, das den nun engbegrenzten Schauplatz der Katastrophe, die Gegend der King-Williams-Insel aufsuchen und Gewißheit über das Schicksal ihres Gatten und seiner Gefährten heimbringen sollte. Es war nur ein kleines Schiff, die Schraubendampfer-Yacht „Fox", welche diese gefahrvolle Fahrt wagen sollte. Aber die Ausrüstung des Schiffes, die Mannschaft, der Führer waren vortrefflich. M'Clintock, der bereits in den früheren arktischen Expeditionen unter James Roß, Austin, Belcher eine hervorragende Rolle gespielt, dessen Geschicklichkeit und Muth auf's Glänzendste bewährt waren, erhielt das Commando. Lieutenant Hobson, gleichfalls mit den arktischen Gewässern vertraut, Capitain Allen Young von der Handelsmarine, der Arzt Dr. Walker, Petersen, der bekannte Eskimo-Dolmetscher und Begleiter Penny's und Kane's, schlossen sich ihm freiwillig und mit Begeisterung an.

Der Anfang war für das Unternehmen dieser muthigen Schaar keineswegs vielversprechend. Schon in der Melville-Bai vom Eise eingeschlossen, trieb das Schiff den ersten Winter hindurch die Davisstraße hinab, 1194 Seemeilen weit, — die längste unfreiwillige Fahrt im Eise, die je gemacht wurde. Erst am 25. April 1858 wieder befreit, gelangte der „Fox" nach einer glücklicheren Fahrt am 12. Juli an den Eingang des Lancastersundes. Aber dieser war in ungewöhnlicher Weise mit Eis angefüllt; ein Eindringen schien unmöglich. Nach lange vergeblichen Versuchen erreichte man am 11. August die Beechey-Insel, die als erstes Winterlager der unglücklichen Franklin'schen Expedition und als Station der hier zur Aufsuchung der Vermißten lange Jahre hindurch weilenden Geschwader so berühmt geworden ist. Hier wurde im Auftrage der Lady Franklin eine schöne Marmorplatte mit einer Inschrift zum Gedächtniß der verlorenen Mannschaft des „Erebus" und „Terror" aufgestellt. Vergeblich war das Bemühen, von hier

durch den Peel-Sund vorzudringen, man mußte sich zum Prinz-Regent-Inlet wenden und gelangte auf diesem Wege in der That ohne besondere Schwierigkeiten bereits am 6. September an den Eingang der Bellot-Straße in den die Westküsten von Boothia-Felix bespülenden Meeresarm. Eine 3 bis 4 Meilen breite Eisschranke versperrte hier den Weg, und in unsäglicher Qual schaute man hinüber zu den brandenden Wogen eines offenen Meeres. Endlich sah man sich zur Rückkehr durch die Bellotstraße genöthigt, um am östlichen Eingange derselben in einem kleinen Hafen, der Port Kennedy genannt wurde, das Winterquartier zu beziehen. Von hier aus wurden nun im Frühjahr 1859 jene ausgedehnten Schlittenexpeditionen ausgeführt, die für die Wissenschaft die Erkundung der bisher völlig unbekannten Länder- und Meeresstriche zwischen 68° und 72½° n. Br. und zwischen 99° und 103° w. L. v. Gr., namentlich der Westküste von Boothia-Felix, der ganzen King-Williams-Insel, des Prinz von Wales-Landes und der diese Inseln trennenden Meeresarme, der Franklin-Straße, des M'Clintock-Kanals, der James Roß-Straße, der Victoria- und der Simson-Straße. Ein weit höheres Interesse aber gewannen diese Expeditionen noch durch die Auffindung der Spuren und Ueberreste der hier zu Grunde gegangenen Franklin'schen Mannschaft.

Die eigentlichen Frühlingsreisen begannen am 2. April mit Hülfe von 2 von je 4 Männern gezogenen Schlitten und einem mit 6 Hunden bespannten Reserve-Schlitten. Schon im Winter hatte M'Clintock von Eskimo's in der Nähe von Cap Victoria auf Boothia die Nachricht erhalten, daß an der Nordküste von King-Williams-Land vor mehreren Jahren ein Schiff vom Eise zertrümmert worden sei, daß aber die Mannschaft glücklich das Land erreicht habe und in der Richtung nach dem großen Fischfluß weiter gezogen sei. Mancherlei Ueberbleibsel, namentlich Stücke eines Franklin'schen Bootes, die sich in den Händen jener Eskimo's fanden, bekräftigten diese Nachricht. Jetzt wurde abermals von Eskimo's die Kunde erhalten, daß ein zweites Schiff von ihnen in der Nähe der King-Williams-Insel gesehen und am Ende desselben Jahres an's Land getrieben sei. Eine Menge von Holz und Eisen, von Messern, Feilen, Löffeln und Gabeln, Knöpfen, Medaillen u. s. w., im Besitze dieser Eskimo's, sprachen laut für die Richtigkeit dieser Nachricht. Noch andere Reliquien der Franklin'schen Expedition wurden von Eskimo's am Kap Norton auf der King-William-Insel selbst eingehandelt.

Dieselben Eingeborenen deuteten zugleich längs der Südküste von King-Williams-Land die Richtung an, in welcher das Wrack zu finden sei, von dem freilich bereits ein Jahr vorher nur noch wenig zu sehen gewesen sei. Eine alte Frau namentlich erzählte, es sei gegen Ende des Jahres gewesen, als das Schiff an die Küste getrieben wurde; von den weißen Männern seien viele auf dem Wege zum Großen Flusse gefallen, und man habe ihre Leichen im folgenden Winter gefunden. Die Versicherung, daß man Eingeborene am großen Fischflusse treffen und mehr von ihnen erfahren werde, bestätigte sich leider nicht. Dagegen glückte es am 24. Mai an der Südküste der Insel ein gebleichtes Skelett zu finden, in dessen Nähe noch Fetzen europäischer Kleidung lagen. Es war wahrscheinlich das Skelett eines Stewarts oder Offiziers-Burschen, der hier auf dem Marsche erschöpft zusammenbrach. Ein Taschenbuch, das man unter dem Schnee fand, enthielt Briefe, die freilich sehr vermodert waren, aber doch noch zu entziffern sein möchten.

Hobson hatte inzwischen gleichfalls am 28. April eine wichtige Entdeckung gemacht. Etwas westlich vom Cap Felix, also an der Westseite der Insel, fand er einen großen Cairn oder künstlichen Steinhaufen und dicht dabei drei kleine Zelte mit Filzdecken, alten Kleidern und Gegenständen, die auf eine Jagd- oder magnetische Station schließen lassen. Schriftstücke waren leider nicht zu entdecken. Auch ein zweiter kleinerer Cairn, zwei Meilen weiter südwestlich, gab keine weiteren Aufschlüsse, ebenso wenig ein dritter, 3 Meilen nördlich von Point Victory. Erst auf dieser Landspitze selbst fand sich unter einigen losen Steinen, die von der Spitze eines großen Cairn's herabgefallen waren, eine zinnerne Büchse mit einem Zettel folgenden Inhalts:

„28. Mai 1847. Ihrer Majestät Schiffe Erebus und Terror überwinterten im Eis in 70° 5′ n. Br. und 98° 23′ w. L. v. Gr., nachdem sie den Winter von 1846 bis 1847 bei der Beechey-Insel in 74° 43′ 28″ n. Br. und 91° 39′ 15″ w. L. v. Gr. zugebracht hatten, und nachdem sie den Wellington-Kanal bis 77° n. Br. hinaufgegangen und an der Westseite von Cornwallis-Insel zurückgekehrt waren.

John Franklin, Commandant der Expedition.

Alles wohl."

„25. April 1848. Die königlichen Schiffe Erebus und Terror wurden am 22. April 5 Seemeilen nordwestlich von dem Punkte, wo sie seit dem 12. September 1846 vom Eise eingeschlossen waren, ver-

lassen. Offiziere und Mannschaft, im Ganzen 105 Mann, landeten hier in 69° 34′ 42″ n. Br. und 98° 4′ 15″ w. L. unter dem Befehl des Cap. Crozier und brechen morgen, den 26., nach Back's Fischfluß auf. Dieses Papier wurde von Lieutenant Irving unter dem Cairn gefunden, von dem man glaubt, daß er von Sir James Roß im J. 1831 vier englische Meilen weiter nach Norden errichtet wurde; dort war es von dem verstorbenen Commandeur Gore im J. 1847 niedergelegt worden. Sir James Roß' Pfeiler konnte jedoch nicht aufgefunden werden, und das Papier wurde an diese Stelle gebracht, die etwa dieselbe geographische Lage hat, wie der von Sir J. Roß errichtete Pfeiler. — Sir John Franklin starb am 11. Juni 1847, und der Gesammtverlust durch Todesfälle in der Expedition betrug bis jetzt 9 Offiziere und 15 Mann.

J. R. M. Crozier, Capitän und ältester Offizier. James Fitzjames, Cap. v. Ihrer Maj. Schiff Erebus."

Eine Menge von Kleidern und Vorräthen aller Art lagen zerstreut umher, Spitzäxte, Schaufeln, Stiefeln, Kochgeschirre, Eisengeräthe, Taue, Winden, Segeltuch, ein Sextant, eine Medicinkiste, Ruder u. s. w.; es scheint, als ob man hier alles nur irgend Entbehrliche von sich geworfen hätte.

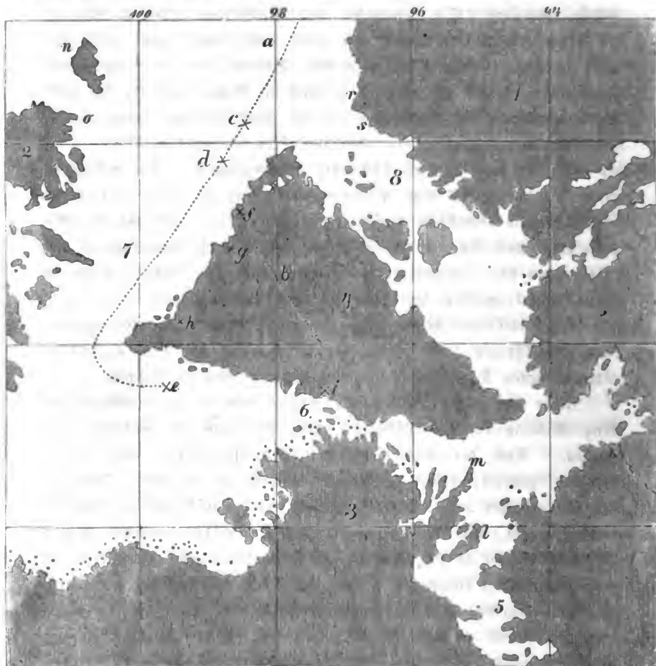
Nach einer langen, mühevollen Wanderung längs der niedrigen, vegetationslosen Südküste des King-William-Landes machte Hobson in der Nähe des Cap Herschel in 69° 8′ 43″ n. Br. und 99° 24′ 42″ w. L. einen neuen interessanten Fund. Er stieß hier auf ein großes Boot, das wahrscheinlich von den unglücklichen Gefährten Franklin's für die Fahrt auf dem Fischfluß bestimmt, aber offenbar von ihnen verlassen war, weil sie die Rückkehr zu den Schiffen beschlossen hatten, da der Schlitten, auf dem das Boot lag, noch nach dieser Richtung hinwies. In diesem Boote fanden sich außer einer großen Menge von Kleidern auch zwei menschliche Skelette. Taschenuhren, silberne Löffel und Gabeln, Gebetbücher wurden gleichfalls gefunden, aber keine Schriftstücke irgend welcher Art. Zwei doppelläufige Gewehre lehnten noch gegen die Wand des Bootes, gerade wie sie vor 11 Jahren hingestellt waren, mit geladenem Lauf und aufgezogenem Hahn. Munition zeigte sich reichlich vorhanden, 30 bis 40 Pfund Chokolade, etwas Thee und Tabak zeigten, daß auch in dieser Hinsicht kein Mangel geherrscht hatte. Auch an Brennholz konnte es nicht gefehlt haben, das bewies ein angetriebener Baumstamm, der nur 150 Schritte vom Boote entfernt lag.

Das sind in der Hauptsache die wichtigen Resultate, mit welchen die kühnen Forscher am 21. September 1859 im Hafen von Portsmouth eintrafen. Sie gewährten eine Aufklärung über die Geschicke der Franklin'schen Expedition, die zwar noch immer nicht vollständig war, aber doch ziemlich wahrscheinliche Schlüsse über die eingeschlagene Route ziehen ließ. Sie brachten zunächst die Bestätigung für den ersten Winteraufenthalt der Expedition auf der Insel Beechey, wenn auch in dem angeführten Berichte ein offenbarer Schreibfehler den Winter 1846 bis 47 statt des Winters 1845 bis 46 bezeichnet. Sie bestätigten ferner die namentlich von Penny bereits im J. 1850 mit großer Entschiedenheit verfochtene Ansicht, daß Franklin sich von der Beechey-Insel nach Norden gewandt habe und den Wellingtonkanal hinaufgegangen sei. Zweifelhaft bleibt nur, ob er den Rückweg durch den Byam-Kanal zwischen der Melville-Insel und Cornwallis oder durch eine noch unbekannte Meeresstraße zwischen Bathurst- und Cornwallis-Land eingeschlagen habe. Eine Berücksichtigung der von Franklin mitgenommenen Karte scheint für den letzteren Weg zu sprechen.

Ueber den Weg, welchen Franklin von der Barrowstraße nach King-William-Land eingeschlagen, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Nach der Ansicht der britischen Admiralität wäre es der Peelsund gewesen, dessen Fortsetzung darum den Namen „Franklin-Straße" erhalten hat. Andere, die sich auf die mitgegebenen Instruktionen berufen, sind der Meinung, daß Franklin anfangs westlich über Cap Walker in den Melville-Sund vorgedrungen, dort aber von undurchdringlichen Eismassen aufgehalten, sich südöstlich in den inzwischen von Capitän Young nachgewiesenen und nach M'Clintock benannten Kanal zwischen Victoria- und Prinz von Wales-Land gewandt habe, um die ihm bekannte Dease-Straße zwischen dem Victorialand und dem Festlande zu erreichen.

Unzweifelhaft steht fest, daß der Erebus und Terror am 12. Sept. 1846 nahe an der Nordwestküste von King-William-Land vom Eise eingeschlossen wurden, daß Franklin hier am 11. Juni 1847 starb, und daß die überlebenden Gefährten am 22. April 1848 die Schiffe verließen, von denen das eine wahrscheinlich später ganz unterging, das andere an eine Insel in der Nähe der Südküste von King-William-Land getrieben und von den Eskimo's geplündert und zerstört wurde. Es steht ferner fest, daß Offiziere und Mannschaften den Versuch machten, mit Hülfe von Schlitten und Booten die Mündung des großen Fischflusses zu erreichen, um von da zu den Ansiedlungen des

Hudsonsbaigebietes zu entkommen, daß sie ihr Ziel aber nicht erreichten, ja sogar wahrscheinlich die Rückkehr zu den verlassenen Schiffen



Karte des King-William-Landes.

1. Boothia Felix; 2. Victoria-Land; 3. Halbinsel Adelaide; 4 King-William-Land; 5. Mündung des großen Fisch-Flusses; 6. Dease und Simpson-Straße; 7. Victoria-Straße; 8. James Roß-Straße; a Wahrscheinliche Fahrt des Erebus und Terror; c Stelle, wo die Schiffe vom Eise umschlossen wurden, 12. Sept. 1846; d wo die Schiffe verlassen wurden, 22. April 1848; e wahrscheinliche Lage des Wracks; f Landung Cap. Crozier's am 22. April; b Ausbruch nach dem großen Fischflusse am 26. April; g Papiere im Mai 1847 gefunden; h ein Boot mit 2 Skeletten u. s. w. gefunden; i ein Skelett mit Kleidern und Papieren gefunden; k Spuren der Expedition an der Mündung des Castor- und Polluxflusses, von Rae 1854 gefunden; l Spuren auf der Montreal-Insel, 1855 gefunden; m Spuren am Point Ogle, von Anderson 1856 gefunden; n von Collinson 1852 erreichter äußerster Punkt. o Rae's äußerster Punkt 1851; r James Roß' äußerster Punkt 1851; s magnetischer Pol.

versuchten. Es steht fest, daß sie nicht von Nahrungsmitteln entblößt waren, daß sie nicht, wie ältere Eskimo-Erzählungen glauben machen

wollten, durch Hunger zum Kannibalismus getrieben wurden, daß sie starben, dem Klima und den Strapazen erliegend, „auf dem Marsche hinsanken“, wie die Eskimo's des King-William-Landes berichten.

Kaum kann wohl noch ein Zweifel über den Untergang jener großen Expedition bestehen, deren dunkles Schicksal so viele Jahre lang alle fühlenden Herzen bewegt hat. Die Millionen an Geld, die zahlreichen Opfer an Menschenleben, die zur Erhellung dieses Dunkels aufgewandt wurden, sind nicht vergebliche gewesen, wäre es auch nur um der erhebenden Beweise von Thatkraft, Ausdauer und rührender Treue willen, die sie hervorgerufen.

Nach den Thatsachen, welche M'Clintock's kühnes Unternehmen aufgedeckt hatte, mußte im Wesentlichen die Aufgabe gelöst erscheinen. Was übrig blieb, konnte kaum noch etwas Anderes sein, als die bleichenden Gerippe der Unglücklichen an ihrer öden Todesstätte aufzusuchen und über den gesammelten Gebeinen Hügel der Dankbarkeit zu errichten. Aber auch diesen traurigen Schlußstein dem hochherzigen Werke zu setzen, wollte die in seltner Weise begeisterte englische Nation sich nicht versagen. Ja es regten sich trotz der durch M'Clintock erhaltenen Ausschlüsse Zweifel, ob wirklich die gesammte Mannschaft der Franklin'schen Expedition umgekommen sei, ob nicht Einzelne vielleicht noch unter den Eskimo's ihr Leben fristen und auf Erlösung harren. Diese aus den edelsten Gefühlen der Menschlichkeit entspringenden Zweifel, die noch immer den kühnen Unternehmungen auch im wissenschaftlichen Interesse nicht ein Ziel gesetzt wissen wollten, fanden ihren lebendigsten Ausdruck bei einem großen Bankett, welches die zahlreichen Theilnehmer der Franklin-Expeditionen unter dem Vorsitz Capitän Austin's dem zurückgekehrten Capitän M'Clintock und seinen Gefährten am 5. October 1859 gaben. Namentlich war es die Rede Berthold Seeman's, des einzigen Deutschen, der an diesen arktischen Fahrten theilgenommen, welche am schärfsten den Standpunkt der Wissenschaft und die künftigen Wege bezeichnete, welche sie in dieser großen Frage einzuschlagen habe. „Es liegt uns Polarreisenden“, sagte Seemann, „die Pflicht ob, einer in gewissen Kreisen verbreiteten Meinung mit Nachdruck entgegenzutreten. Das große Publicum scheint zu wähnen, die Nordpolexpeditionen seien kaum mehr gewesen, als eine spannende Reihe kühner Abenteuer und mit unermüdlicher Ausdauer ertragener Entbehrungen. Die nebenbei gewonnenen großen wissenschaftlichen Ergebnisse werden, wenn auch nicht gänzlich verneint, doch nicht hinreichend gewürdigt. Dennoch gibt es kaum einen Zweig menschlichen

Wissens, der durch die einzig in der Geschichte dastehenden Versuche, den edlen Franklin und seine Gefährten aufzufinden, nicht gewonnen hätte. Geographie, Erdmagnetismus, Ethnologie, Meteorologie, Pflanzen- und Thierkunde haben die wichtigsten Bereicherungen erfahren, was gewiß Alle, die mit arktischer Literatur vertraut sind, zugeben werden, und wofür die von unsern hohen Gästen Capitän M'Clintock und seinen Gefährten gesammelten Schätze einen neuen Beleg liefern. Aber ich bin der Meinung, die Resultate, die neuen wissenschaftlichen Thatsachen sollten dem Publicum in einer zugänglicheren und zugleich hervorstechenderen Gestalt als bisher vorgeführt werden. Was uns noth thut, ist ein Werk, das bei wissenschaftlicher Tiefe ein volksthümliches Gewand trägt und Alles enthält, was der Wissenschaft aus jenen Bestrebungen erwachsen ist. Eine solche Arbeit könnte natürlich nur durch die vereinten Kräfte von Männern in's Leben gerufen werden, die auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen, und der große Humboldt äußerte in einer der letzten Unterredungen, die ich mit ihm hatte, daß ein derartiges literarisches Erzeugniß das beste Franklin zu setzende Denkmal sein würde." — „Man hegt", fuhr der Redner fort, „hie und da die Ansicht, daß Capitän M'Clintock's erfolgreiche Expedition wahrscheinlich die letzte nach den arktischen Regionen gesandte sein dürfte, und daß wir das große Polarbuch nun für immer schließen würden. Wer solchen Ansichten huldigt, hat den Geist der Wissenschaft schlecht begriffen und scheint keine Ahnung davon zu haben, daß eine einmal angefangene wissenschaftliche Forschung vermöge des ihr inwohnenden Princips niemals aufgegeben werden kann, ehe sie nicht zur völligen Genüge gelöst ist. Den Erdpol selbst zu erreichen, wird daher auch ferner der sehnlichste Wunsch aller von wahrem Entdeckungseifer Beseelten bleiben, und Versuche, wie die des kühnen Parry, werden wiederholt werden, was man auch gegen die Möglichkeit ihres Erfolges vorbringen mag. Energischem Willen wird es einst gelingen das hehre Ziel zu erreichen, und Dankgebete werden zum Regierer der Welt von den äußersten Enden der Erde aufsteigen. Dann, aber auch nur dann erst werden Gelehrte die arktische Frage als gelöst betrachten und davon abstehen, Forschungen zu fördern, die bereits eine Quelle reicher Ergebnisse für die Wissenschaft geworden sind!"

Was Seemann im Namen der Wissenschaft gefordert und in der Begeisterung des Augenblicks verheißen hatte, das schien in der That eine schnelle Erfüllung finden zu sollen. Ein Capitän der englischen Handelsmarine, Parker Snow, war es, der den Gedanken eines letzten

und entscheidenden Versuchs zur Aufsuchung Franklin's ergriff und zur That machte. Er hatte bereits im J. 1850 an der Expedition des „Prinz Albert" unter Forsyth theilgenommen, die bestimmt war, die Westküste von Boothia und King-Williams-Land zu durchforschen, aber durch Eismassen in der Barrowstraße zurückgehalten, mit der ersten Nachricht von der Entdeckung des Franklin'schen Winterlagers nach Europa zurückkehrte. Er hatte dann ein Missionsschiff befehligt, das fast zwei Jahre lang bei den Falklandinseln und an den Küsten von Patagonien und Feuerland kreuzte. Sein Beruf zum Kampf mit den arktischen Elementen war durch solche Vergangenheit also wohl besiegelt. Als er daher im vergangenen Jahre sich bereit erklärte, den letzten Versuch zu wagen, die Leidensstätte der Franklin'schen Gefährten zu erforschen, kam man ihm mit ungetheiltem Vertrauen entgegen und gewährte ihm die Mittel zur Ausrüstung seines Unternehmens. Im Juni dieses Jahres hat er auf einem kleinen Schooner, dem Intrepid, England verlassen, um auf dem von M'Clintock bezeichneten Wege durch die Bellotstraße King-William-Land zu erreichen.

Auch die amerikanische Nation schien in Opfern für die völlige Lösung jener hochherzigen Aufgabe nicht zurückbleiben zu wollen. Angeregt durch das Studium der Berichte über die letzten Polarfahrten, entwarf Hall, ein Buchdrucker aus Cincinnati, in Verbindung mit dem Walfischfahrer-Capitän Buddington, demselben, welcher im J. 1855 die „Resolute" in der Baffinsbai aufgefunden, einen Plan zu einer Boot-Expedition nach dem Fox-Kanal. Er ließ sich ein Boot von 28 Fuß Länge, 7 Fuß Breite und 29½ Zoll Tiefe bauen, das ungefähr gewöhnlichen Walfischbooten glich, aber beladen nur 8 Zoll Tiefgang hatte. Es war mit einem Mast, zwei Paar Rudern und einem Steuerruder versehen und hatte an jedem Ende eine Kabine, in der sich eine Person bequem aufhalten und schlafen konnte, während ein zeltförmig ausgespanntes Segeltuch der Mannschaft den nöthigen Schutz gewährte. Für das Reisen über Eis und Schnee wurde ein Schlitten mitgenommen, auf welchen das Boot gesetzt und so von der Mannschaft fortgezogen werden sollte. Mit diesem Boote und in Begleitung eines Eskimo von der Westküste der Baffinsbai Namens Eud-la-ja-ah, schiffte sich Hall am 29. Mai 1860 auf dem Walfischfahrer des Cap. Buddington ein. Vom Cumberland-Inlet sollte ihn eine mitgenommene Brigg nach der Sussex-Insel bringen, wo er während eines längeren Aufenthaltes eine Mannschaft von Eskimo's organisiren,

sich mit dem Klima und den Sitten der Eingebornen vertraut machen, Erkundigungen einziehen und überhaupt die nöthigen Vorbereitungen für seine größere Reise treffen wollte. Die letzten Nachrichten datiren aus Cumberland-Inlet vom 30. August vor. Jahres. Leider war der Eskimo, von dem Hall sich so wichtige Dienste versprach, schon an Bord des Walfischfahrers gestorben. Hall gedenkt 3—4 Jahre auszubleiben und will während dieser Zeit die unbekannte Region zwischen Cap Willoughby und dem Ostende der Fury- und Hekla-Straße erforschen, eine Reihe magnetischer Beobachtungen ausführen, weitere Erkundigungen über das Schicksal der Franklin-Expedition einziehen und sich womöglich selbst an die Mündung des großen Fischflusses begeben, um die auch von ihm getheilte Ansicht zu prüfen, daß noch Begleiter Franklin's am Leben seien und sich unter den Eskimo's niedergelassen hätten.

Aber nicht bloß im edlen und herrlichen Dienste der Menschlichkeit hat die Franklin'sche Katastrophe mit ihrem ganzen Gefolge begeisterter Thaten fortgefahren bis in die letzten Jahre neue Unternehmungen hervorzurufen, auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete hat sie, wie Seemann's begeisterte Rede andeutete, neue Fragen angeregt, die der Lösung, wie es scheint, nicht vergeblich harren. Auf den zahlreichen Polarfahrten der letzten Jahre hatte man Gelegenheit gehabt, mit der Ländergestaltung und den klimatischen Verhältnissen der Polarwelt näher bekannt zu werden, und die Wichtigkeit der gemachten Beobachtungen für die Gesammtheit der meteorologischen Erscheinungen der Erde war unverkennbar hervorgetreten. An die Stelle des endlich, freilich in einer für die Praxis völlig unfruchtbaren Weise, gelösten Problems der nordwestlichen Durchfahrt war nun ein neues getreten, die Aufsuchung des offnen Polarbeckens in der Nachbarschaft des Poles oder, um es geradezu zu sagen, die Erreichung des Poles selbst. Kane's berühmte Fahrt in den Norden des Smithsundes hatte bereits diesen Zweck in klar ausgesprochener Weise verfolgt. Bei aller Energie des kühnen Reisenden aber, bei aller seiner Befähigung, trotz seiner fast übermenschlichen Anstrengungen, trotz der Todesverachtung, womit er den Gefahren der arktischen Natur entgegenkämpfte, war es ihm dennoch nicht möglich gewesen, sein Schiff über 78° 44′ hinauszuführen, und nur zu Fuß und mit Schlitten waren Einzelne, wenn man die Berichtigungen Rink's beachtet, etwa 2 Grade weiter nördlich gekommen. 2½ Jahre hatten zur Erreichung dieses Zieles aufgewandt werden müssen, mehr als ein Sechstel der Mannschaft war den Anstrengungen erlegen, und die

Uebrigen hatten ihr Leben nur durch eiligen Rückzug gerettet, indem sie Schiff, Gepäck, Sammlungen im Stich ließen. Kane selbst war unmittelbar nach seiner Rückkehr gestorben. Da faßte der Schiffsarzt jener kühnen Expedition Dr. Hayes den bewundernswerthen Entschluß, noch einmal das mißlungene Werk aufzunehmen, noch einmal zu versuchen, was Kane vergeblich anstrebte, den Nordpol zu erreichen. Am 10. Juli 1860 bereits hat Hayes von Nantucket aus diese großartige Reise angetreten.

Um die Bedeutung dieses Unternehmens und die Möglichkeit seiner Erfolge im Voraus beurtheilen zu können, müssen wir die Pläne und Voraussetzungen des kühnen Reisenden gegen die reichen, bisher in den Polargegenden gemachten Erfahrungen abwägen. Hayes beabsichtigt, an der Westseite des Smithsundes, die nach seiner Ansicht eisfreier als die Nordseite ist, bis zum Cap Frazer hinaufzufahren und dort etwa unter 79⅔° n. Br. sein Schiff in Sicherheit zu bringen. Im Frühling des ersten Jahres will er dann längs der Küste von Grinnell-Land bis hinauf zum 82. Breitegrade Depots von Provisionen anlegen, um im April mit Schlittenbooten zu Land, Wasser oder Eis geradesweges zum Pole vorzudringen. Er geht dabei von der Ueberzeugung aus, daß ein offnes Polarmeer existire, das nur durch einen Eisring von den umgebenden Ländern und Meeren getrennt werde, und daß ferner an der Westseite des Smithsundes eine nordsüdliche Strömung nach der Baffinsbai durchsetze, welche das Eis lockere und Durchfahrten eröffne, wie es an andern Stellen des Eisringes, wo die Strömung nach Norden gerichtet sei, nicht vorkomme. Obgleich in der Linie der Baffinsbai, sagt Hayes, oft bis herab zur Bank von Neufoundland Eis angetroffen wird, so zeigt sich doch kein ernstliches Hinderniß für die Schifffahrt, bis die Breite von Upernavik (72° 40′) erreicht ist, und jenseits dieser dringen alljährlich Walfischfahrer mit wenig Gefahr bis 76° n. Br. vor, um auf ihre Jagdgründe an der Mündung des Lancastersundes zu gelangen. Zwischen der höchsten von Walfischfahrern besuchten Breite und der Smithstraße ist das Wasser während des Sommers größtentheils frei, und diese Strecke von nicht mehr als 150 engl. M. kann leicht zurückgelegt werden. Dr. Kane's Anstrengungen nach dieser Richtung waren erste Versuche, und sein Winterhafen wurde an der Ostseite des Kanals unter 78° 37′ n. Br. gewählt. Spätere Erforschungen zeigten aber, daß diese Wahl eine unglückliche war; denn jener Punkt ist der vollen Gewalt der Polarströmung ausgesetzt, welche von Norden durch den neuentdeckten Kennedykanal herabkommt. Das

von dieser Strömung herabgetriebene Eis verhinderte nicht nur sein Entkommen, sondern von dem Lande aufgehalten, brach es und thürmte es sich gegen Norden hin auf, dem Reisen in jener Richtung außerordentliche Schwierigkeiten bereitend. Dieselbe Ursache aber, welche die Gewalt des Eises auf die grönländische Küste leitet, muß nach Hayes' Ansicht die gegenüberliegende Küste des Grinnell-Landes eisfrei erhalten. Als er im Frühjahr 1854 dieses Ufer besuchte, fand er eine glatte Eisschicht längs des Landes bis zum 80. Breitegrad hinauf. Aber dieses Eis war offenbar nur das Erzeugniß eines Winters, und es ließ sich daraus schließen, daß sich beim Eintritt des Winters von 1853—54 dort offnes Wasser vorgefunden habe. Jenseits des 80. Breitegrades aber verläuft die Küste fast gerade nach Norden, und da also die Strömung ohne Hinderniß durch den Kanal fließt, so würde nach Hayes' Ansicht das Eis dort glatt und für die Schlittenfahrt günstig bleiben. Diese Voraussetzungen und Ansichten sind indeß von mehreren Seiten als höchst gewagter und unsicherer Natur bezeichnet worden, so daß die Hoffnung einer Erreichung des Poles auf diesem Wege wohl kaum noch festgehalten werden kann. Man hat vielmehr auf die breite Straße zwischen Grönland und Spitzbergen hingewiesen, durch welche sich allein der Zugang zum Polarmeere mit Hülfe eines geeigneten Dampfbootes und zu geeigneter Jahreszeit erzwingen lassen möchte.

Wenn aber trotz der vielleicht leider nur zu sehr begründeten Zweifel das kühne Ziel der Hayes'schen Expedition erreicht werden sollte, so darf man sich für die Wissenschaft Ergebnisse von großer Bedeutung versprechen. Nicht nur die Vertheilung von Land und Meer, von Gletschern, offnem Wasser und undurchdringlichem Eis in der Nähe des geheimnißvollen Poles ist zu erforschen, sondern es gilt auch wichtige physikalische Thatsachen zu ergründen, welche helles Licht auf noch ungelöste Probleme werfen können. In jenen Regionen, wo die Magnetnadel ihre Kraft, nach Norden zu zeigen, verloren hat, wo Sonne und Mond nicht mehr mit der täglichen Rotation der Erde auf- und niedergehen, wo die Eigenschaften der Stoffe von dem Zustande, in dem wir sie kennen, so wesentlich abweichen, daß das Eisen bröckelig, das Quecksilber fest, der Schnee griesig wie der Sand des Meeresufers wird, wo die Fliehkraft der Erdrotation aufhört, und eine unbefahrene See nach bisher unbekannten Gesetzen ebbt und fluthet, wo die fast ununterbrochene Dunkelheit einer sechsmonatlichen Nacht und eine Durchsichtigkeit der Atmosphäre, wie wir sie kaum irgendwo kennen, der Erforschung des

nördlichen Himmels unvergleichlich günstige Bedingungen bietet, wo die Vertheilung der Temperatur wahrscheinlich eigenthümlichen, noch unentdeckten Gesetzen folgt, — in jenen Regionen sind von einer solchen mit geeigneten Apparaten und befähigten Beobachtern ausgestatteten Expedition zahllose wissenschaftliche Erfolge zu erzielen. Es gibt keinen Zweig der Physik, der nicht eine Menge von Aufgaben aufzuweisen hätte, die durch eine solche Expedition zu lösen wären; und man hat manche Gründe zu der Annahme, daß ein weiter Ocean mit reichem animalischen und vegetabilischem Leben den Erdpol umgibt und Schätze neuer Entdeckungen für Zoologie und Botanik birgt. Da ist es denn wohl eine Pflicht der Wissenschaft, solche fremdartige und noch unbegriffene Theile der Erdkugel zu erforschen.

Dem amerikanischen Unternehmen unter Dr. Hayes ist von britischer Seite ein zweites gefolgt, das auf dem von der Wissenschaft empfohlenen Wege über Spitzbergen den Pol zu erreichen hofft. Unter Führung Dr. Forell's und des bekannten dänischen Missionars Petersen hat sich im April dieses Jahres zu Tromsöe in Norwegen eine Anzahl entschlossener Männer versammelt, die sich noch in diesem Jahre nach Spitzbergen begeben wollten, um von dort aus im Winter auf Schlitten und Booten der Route Parry's zum Nordpol zu folgen.

Abgeschlossen ist also noch immer nicht die Geschichte der kühnen Forschungen in der arktischen Polarwelt. Manches Menschenleben wird noch dahinschmachten in der entsetzlichen Eiswüste, gleich Franklin und seinen Gefährten, den vielbetrauerten Opfern der Wissenschaft, die durch ihren Tod wenigstens den Anstoß gaben zu einer der denkwürdigsten Episoden in der Geschichte der Menschheit. Zahlreiche Menschenopfer fordert die fortschreitende Civilisation auf allen ihren Wegen. Der Boden beider Indien, die Goldfelder Kaliforniens und Australiens sind mit Blut und Leichen gedüngt. Aber diese Menschenleben wurden mit Gold aufgewogen. Kein materieller Gewinn wiegt das Leben jener Männer auf, die im Dienst der Wissenschaft litten und starben. Ein einfaches Denkmal verkündet die ruhmvollen Namen Franklin's und seiner arktischen Heldenschaar der Nachwelt. Fern steht es auf öder Insel im eisigen Meere, um vielleicht in Jahrzehnden kaum von dem Auge eines Walfischfahrers erblickt zu werden. Von den trauernden Landsleuten und Freunden und der tiefgebeugten Frau, die in dem heldenmüthigen Führer jener unglücklichen Expedition den hin-

gebendsten Gatten verlor, ward es zum Andenken Franklin's, Crozier's, Fitzjames' und ihrer treuen Gefährten an der Stätte errichtet,

„wo sie ihren ersten arktischen Winter verlebten,
und von wo sie auszogen, zu siegen oder zu sterben."



Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.















